Georg Freiherr von Ompteda

Cäcilie von Sarryn

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Cäcilie von Sarryn

Zweiter Band

Georg Freiherr von Ompteda

Deutscher Adel um 1900

Dritter Teil

Cäcilie von Sarryn

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

LG
D563d

Cäcilie von Sarryn

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweiter Band

Sechste Auflage

80157
4/91

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

40.

Als Claus die Geschichte von seinem zukünftigen Schwager erfuhr, war sein Urteil kurz. Er sagte nur:

— Das kommt von dem dummen Schmökern!

Er beschwerte seinen Geist nicht mit derartigem. Dazu wäre auch jetzt gar nicht einmal Zeit gewesen, denn er steckte natürlich von früh bis abends mit seiner Braut zusammen. Die Aussteuer mußte gekauft, Wäsche, Kleidung besorgt werden. Möbel wurden nicht gebraucht, weil es in „Himmelsthür", wie Claus' Gut hieß, schon alles gab.

Aber auch die übrige Zeit ward leicht verthan. Das Paar saß immer irgendwo wispernd in einer Ecke, so daß Marie einmal unmutig die Nase rümpfend meinte:

— Es ist eigentlich gräßlich!

Wenn Claus seiner Braut einen Kuß gab, wendete sich Cäcilie ab, als wäre es ihr peinlich, das mit anzusehen. Es machte sie verlegen, in ihrer Nähe diese sich nie erschöpfende Zärtlichkeit zu wissen, die jede dunkle Ecke, jede Thür, jedes Zwielicht, jedes Rückenwenden sich zu nutze machte.

Das Jungfräuliche in Cäcilie ward peinlich berührt durch dieses Gekose, dieses endlose Geflüster und Gekicher, das ihr immer erschien wie etwas, dessen man sich zu schämen hätte.

Sie fürchtete auch für Marie und Lilli, die das immerfort erlebten, und sie, die es eigentlich nicht einmal für passend hielt, wenn das Brautpaar allein im Zimmer blieb, ging schließlich mit den andern hinaus, nur damit sie nicht unausgesetzt Zeuge wäre dieses Küssens und Liebhabens.

Dabei war es Ida, die ihren Bräutigam ermunterte. Er wollte gern einmal mit den andern reden. Er liebte es zu scherzen, mit den „Cousinchens", wie er noch immer sagte, seinen Unsinn zu machen. Die Braut aber war eifersüchtig. Er sollte sich mit ihr allein beschäftigen, und so tauchten sie in eine Ecke, nachdem sie aus einer anderen kaum ans Licht gekommen.

Ida wurde ganz kindisch mit ihrem Claus. Sie betrachtete ihn wie ein großes Spielzeug, knöpfte ihm den Rock auf und zu, band ihm die Cravatte immerfort anders, und als es Herbst war und die Hochzeit unmittelbar bevorstand, war sie schon dahin gekommen, daß sie ihm den Schnurrbart in alle möglichen Formen brachte, herunterbürstete, heraufstrich, drehte, wirbelte und zuletzt sogar brannte mit ihrer eigenen kleinen Brennschere.

Auf ihr Geheiß hatte er sich das Haar länger wachsen lassen, und sie machte nun allerhand Versuche, seine Glatze zu verdecken. Sie wäre eigentlich gar nicht so arg, meinte Ida. Sie sprach zuerst scherzhaft von Tonsur, dann von hoher Stirn, endlich von Ministerwinkeln. In Wirklichkeit jedoch glänzte Claus' Kopf wie eine Billardkugel, über die sie nun versuchte „Sardellen" zu legen, an der sie „Anleihen" probierte, und die doch schließlich bleiben mußte, wie sie war; denn jedes Mal, wenn der Vetter und angehende Schwager im Familienkreise mit einer neuen Haartracht erschien, brach ein solches Gelächter los, daß der in diesem Punkte empfindliche

Claus sich eines Tages weigerte, länger das „Versuchskarnickel" zu spielen.

Er erklärte rund heraus:

— Titchen, nun ist's genug. Ich brauche mich meines Haarverlustes doch gar nicht zu schämen: für rheumatische Kopfschmerzen kann kein Mensch.

Titchen nannte er sie, wie sie als Kind geheißen. Sie war so eifersüchtig auf den Kosenamen geworden, daß sie sogar ganz böse ward, als er einmal Ida sagte.

Endlich war der Tag der Hochzeit so nahe herangerückt, daß die Einladungen ergehen mußten, und es wurde abends am Familientisch eine Liste der Teilnehmer aufgestellt. Von Sarrynscher Seite nur Börkings und Serbens, für die Rangenhofen fast niemand, denn ein Onkel, der den Kindern früher immer etwas zu Weihnachten geschenkt hatte, war gestorben, so daß Claus nur seine Schwester bitten wollte und seinen Schwager Major von Ristedt.

Er war nicht gut auf sie zu sprechen, denn auf ein Telegramm, das er seiner Schwester geschickt mit der Ankündigung, daß er sich mit seiner Cousine verlobt hätte, war erst nach Tagen ein lauwarmer Brief gekommen.

Das stach jetzt Claus wieder auf, denn er konnte sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß seine Schwester nicht begeisterter von der Verlobung gewesen. Der Geheimrat, den man zur Besprechung der Hochzeit zugezogen, fand es jedoch ganz natürlich und schloß:

— Was die Menschen nicht kennen — dem kommen sie mit Mißtrauen entgegen. Instinkt ist das wie beim Tier, das unbekanntes Futter nicht anrührt: Witterung der Gefahr, oder doch Störung der gewohnten Kreise.

Das Brautpaar, das wieder mit sich allein beschäftigt

war, sah ihn verständnislos einen Augenblick an. Cäcilie aber fühlte die Richtigkeit der Beobachtung, so treffend, daß es ihr war, als habe sie ähnliches in irgend einer Form schon einmal erlebt. Sie meinte, das hätte sie auch sagen können. Aber warum hatte sie es nicht gesagt? Das Wort hatte ihr nie zu Gebote gestanden, nur glaubte sie, daß sie früher auch nicht einmal auf irgend einen verallgemeinernden Gedanken gekommen sein würde.

Also war sie fortgeschritten.

Und als sie an diesem Abend zur Ruhe ging, nachdem das Hochzeitsprogramm festgestellt worden, dachte sie, ehe sie einschlief, nach über ihr Leben.

Sie fühlte, daß sie sich verändert hatte, sehr verändert, und zwar in der letzten Zeit besonders. In manchen Dingen erkannte sie sich gar nicht wieder, denn ihre Anschauung vom Leben hatte sich erweitert, und wenn sie zurückdachte an ihre „Junggesellenzeit", wie ihr kleiner Schwager Hans von Serben mit Anspielung auf die Herrenzimmereinrichtung Väterchens einmal gesagt, so begriff sie nicht die Art, wie sie damals hatte denken können. Nein, nicht denken, „dahinleben", war der rechte Ausdruck.

Und an diesem Abend versank sie in tiefes Sinnen. Alles schlief. Das Licht in der Wohnung war gelöscht, drunten auf der Straße rollte kaum mehr eine einsame Nachtdroschke vorüber. Es war ganz still. Stille in der Stadt, wie in Cäciliens Seele.

Sie dachte daran, daß in kürzester Zeit ihre zweite Pflegetochter das Haus verließ. Sie erinnerte sich noch des zarten, feinen, blonden Kindes mit dem lebhaften Wesen, das immerfort etwas Neues erlebte und zu erzählen wußte. Plötzlich stand die arme Martha vor ihr, sie hörte

förmlich ihre Stimme, wie sie den Kindern dies verbot und jenes, und sie erinnerte sich an einen Abend, als die Kleinen schliefen und Cäcilie sich angeschickt, nachdem sie überall geholfen, ihr einsames Heim aufzusuchen. Da hatte Martha eine seltsam weiche Stimmung gehabt, wie sie auch den härtesten Charakter einmal befällt, sei es angesichts eines Kummers oder eines großen Glückes. Die Veranlassung war Cäcilie entfallen, sie hörte nur noch ihre Schwester sagen:

— Wenn man doch einen Blick in die Zukunft thun könnte! Was wird nun aus all dem kleinen Volk? Ich denke immer, Titchen ziehen wir nicht groß! Ich habe so eine Ahnung. Sie ist zu ernst, zu fortgeschritten! Sieh nur diese Augen, die sie hat, die sind so übernatürlich, wie aus einer anderen Welt!

Es war Phantasie der Mutter. Cäcilie hatte davon nichts bemerkt. Im Gegenteil, dieses Kind stand mit festen Füßen auf dem Boden, und seine Augen blickten zwar klug für ihr Alter, aber praktisch, vernünftig hinaus und nicht weiter, als unsere Erde.

Und nun? Martha war dahin, und die Totgeahnte schickte sich erst an, den rechten Gang ins Leben zu thun. Zwei Geschlechter, Großvater und Eltern waren gestorben, Ida stand jetzt auf der Höhe, allein, das Lebende verkörpernd. Wer weiß, wie bald schon das kommende Geschlecht geboren ward. Dann mußte sie sich in das Niedersteigen fügen. Die junge Generation wuchs heran. Noch war sie dann junge Mutter, aber bald Mutter, bald alte Mutter, Großmutter schon, und langsam, langsam trat sie von der Bühne wieder ab, stieg nieder zum dunkeln Land.

Cäcilie dachte an sich selbst. Sie war Großtante dann. Sie hätte lachen mögen, aber sie blieb ernst. Großtante schon?

Sie fühlte sich alt, alt, entsetzlich alt. Sie fröstelte und hing sich einen kleinen Shawl um die Schultern, den ihr die beiden ältesten Mädchen zu Weihnachten gestrickt, jede die Hälfte.

Sie wollte die Hochzeitseinladungen schreiben und ging dazu an Väterchens Schreibtisch.

Als sie sich niederließ und das liebe alte Gesicht sie anschaute aus dem kleinen Rahmen, hielt sie inne, nahm die Photographie in beide Hände und sah sie lange an. Immer weicher und wehmütiger ward ihr dabei zu Sinn. Ja alt war sie, alt. Ihr fiel ein, wann Väterchen geboren, 1799! Mein Gott, aus dem vorigen Jahrhundert kam er noch, und bald, in einem Dutzend Jahre, wäre er über hundert gewesen.

Sie rechnete nach, dann war sie selbst fast zweiundfünfzig. Nein, sie durfte sich ja nicht älter machen, als sie war, hatte ihre Schwester einmal gemeint: also einundfünfzig. Um Gottes Willen, das mochte sie ja gar nicht erleben. Aber da dachte sie an ihren sechzehnten Geburtstag. Wie sie damals verachtungsvoll von der Mutter einer Freundin gehört, die wäre vierzig Jahr geworden! Sie war am selben Jahrestage geboren, an einem zehnten Januar. Vierzig Jahr, ach, dem Backfisch damals kam das vor wie der nahende Tod, wie ihr heute die einundfünfzig!

Ein anderer Gedanke fiel ihr auf die Seele: Ida war die erste, die ging. Andere würden folgen. Eine und einer nach dem andern verließ das Haus. Dann war auch sie eines Tages wieder allein, so allein, wie an dem Tage, als sie die Verwaisten übernommen.

Und dann?

Sie bekam etwas wie einen Rückfall. Sehnendes Bedauern, daß sie vielleicht doch nicht recht gehandelt, sich zu

opfern, fiel ihr auf die Seele. Das Leid, zu altern und ihre Jugend verthan zu haben, wie es den eitlen, genußsüchtigen Mann packt und die Frau, jede Frau, da ihr Jugend und Frische beste Waffe ist im Kampfe des Lebens.

Aber es währte nur kurz. Sie dachte abermals an das Wort, das, wie sie meinte, ihr Wahrspruch sein müsse: Landgraf, werde hart! Väterchen fiel ihr ein, wie er geklagt, daß es einsam um ihn werde, als Else das Haus verlassen. Und wenn sie alle gingen, eines erhoffte sie, naiv wie eine Stammmutter, sie, das alte Mädchen, das kein junges Geschlecht den Menschen geschenkt, die Erde zu bevölkern: aus ihren Pflegekindern sollten, mußten neue Reiser erblühen!

Dann würde Rat und That nötig sein, wie er einst von der Tante gefordert worden.

Cäcilie stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Sie war kräftig, war gesund, nun erschienen ihr die einundfünfzig, die sie vorhin erschreckt, kein Alter mehr.

Großtante Cäcilie wollte schon die Hände regen!

41.

Der Polterabend war im Gang. Ein paar Freundinnen der Braut sagten Gedichte auf, eine als altenburger Bäuerin, nur mit zu langem Rock, weil deren Mutter das kurze Kleidchen nicht passend gefunden. Das Gereimte war wohlgemeint, und Ida standen die Thränen in den Augen, während der

Bräutigam kreuzfidel war. Er kannte die kleinen Beziehungen nicht, auf die angespielt wurde und, während seine Braut mit dem Weinen kämpfte, lachte er und war der erste, das Zeichen zum Beifall zu geben.

Beim Abendessen, das an kleinen Tischen in mehreren Räumen eingenommen wurde, weil das Eßzimmer zu eng war, saß das Brautpaar zusammen mit Major von Ristedt, der Cäcilie, Claus' Schwester, die der Geheimrat, und Günther Börking, der Frau von Brons führte.

Irene war in einem anderen Zimmer. Der angehende Ehemann hatte noch einen Freund mitgebracht, einen Offizier von dem Ulanenregiment, bei dem er Reserveoffizier war. Es war ein Prinz Roiningen-Althaus, der bei Claus' Dienstleistungen zufällig immer bei der gleichen Schwadron gestanden und sich so mit ihm angefreundet hatte. Als jüngerer Sohn eines nicht übermäßig begüterten mediatisierten Fürstenhauses, diente er mit bescheidener Zulage bei einem Provinzkavallerieregiment.

Als Irene gehört, daß ein Prinz erscheinen würde, war sie mit Claus, den sie bisher nicht elegant genug gefunden, fast versöhnt. Sie richtete es so ein, daß „Durchlaucht" sie führte, denn das ärmste, thörichteste und gleichgiltigste Prinzlein hatte in ihren Augen wegen seines Namens Bedeutung.

Nun war sie etwas verletzt, weil sie mit ihrem „Fürschten" nicht an die Haupttafel zu sitzen kam. Claus aber machte aus seinem Freunde gar kein Wesen. Er fand, da einmal an dem Tisch nur acht Plätze waren, daß zum Brautpaar nicht die nach der Geburt ersten gehörten, sondern, da es ein reines Familienfest in kleinem Kreise war: Cäcilie als Pflegemutter, der Vormund mit seiner Frau und von seiner eigenen Seite seine Schwester mit ihrem Mann. Da noch ein Herr

gebraucht wurde, so fiel die Wahl auf den Onkel der Braut: Günther.

Das schien ganz natürlich, denn Hans und Else hatten bedauernd von Straßburg aus geschrieben, daß sie beim besten Willen nicht kommen könnten. Geld fehlte, wie Urlaub, dazu waren die Kinder, deren es schon fünf gab, nicht alle wohl.

Prinz Roiningen-Althaus war ein großer, schmaler Offizier, der an Haarwuchs das zuviel hatte, was seinem Freunde gebrach. Sein Kopf zeigte eine dichte, struppige Bürste, sein Schnurrbart war riesig, buschig, lang und rotblond, und gegen sein martialisches Äußere stach seltsam ab eine übergroße Bescheidenheit, die man fast schon als Verlegenheit bezeichnen konnte.

Er kannte aber auch hier keinen Menschen, hatte nie den Rhein verlassen und kam sich unter den Sachsen vor, als befände er sich in der Fremde. Das verhalf ihm zum Tischgespräch. Er äußerte es gegen Irene, die sich dadurch geschmeichelt fühlte in der Überzeugung, daß sie ja nicht den geringsten sächsischen Accent besäße.

Sie sagte mit ihrem gezierten leichten Anstoßen der Zunge, das durch jahrelange Angewöhnung jetzt wirklich etwas vom Sprachfehler hatte:

— Wir stammen aus den Ostseeprovinzen!

Das „wir" klang, als ob sie gleichfalls Baltin wäre, wobei aber ein paar singende Hebungen im Wort „Ostseeprovinzen" mittönten und das „aus" ganz wie ein „as" klang.

Der Prinz meinte:

— Aber Sie, gnädige Frau, sind doch nicht aus Kurland?

— N . . . ein, warum?

— Ich glaubte den sächsischen Klang zu hören!

Irene war gekränkt:

— Nun, ich habe doch eigentlich gar keinen Accent, das hat man mir immer gesagt!

Er antwortete nicht, später aber wendete er sich, als Irene über den Tisch sprach, zu seiner anderen Nachbarin: Lilli, von der er durch die Ähnlichkeit mit der Braut wußte, wer sie war, und fragte leise:

— Wie heißt denn eigentlich meine Dame?

Lilli flüsterte ihm zu, daß sie Tante Cäcilies Schwester sei. Darüber war er erstaunt. Er fand keine Spur von Ähnlichkeit, aber statt bei Frau von Börking zu bleiben, die am kostbarsten gekleidet war, eine Perlenreihe von auffallender Schönheit um den schon leicht gefurchten Hals trug, und durch ihr Äußeres allein zeigte, daß sie sich hier als „Erster" fühlte, nahm er Lilli ganz in Beschlag.

Sie hatte das lange Geburtstagskleid anziehen und sich für die Hochzeit wieder hochfrisieren dürfen. Und nun, wo die Wärme im Zimmer von den vielen Lichtern, die Erregung und ein Glas des sonst ungewohnten Weines ihre Wangen gerötet hatten, sah sie reizend aus.

Sie unterhielt sich eifrig. Sie ließ nicht alles aus sich herausziehen, wozu Prinz Roiningen gar nicht der Mensch gewesen wäre, sondern sprach selbst, und Cäcilie, die ab und zu aufstand, um nach ihren Gästen zu sehen, erblickte mit Erstaunen das Paar so vertieft, daß der junge Offizier seiner eigentlichen Dame fast den Rücken wendete.

Man sah Irene den Unmut an, und nachdem die Gesellschaft sich allerseits von den Tischen erhoben hatte, trat Cäcilie zu ihrer Schwester und fragte freundlich:

— Ist's sehr langweilig heute abend?

Irene zuckte die Achseln. Cäcilie fuhr fort:

— Ich frage, weil ich doch natürlich gern möchte, daß sich alles gut unterhält.

— Mein Gott, wir gehen ohnehin bald.

— Ihr geht?

— Nun, wir haben unsere Pflicht als Onkel und Tante doch jetzt genügend erfüllt, denke ich . . .

Cäcilie war betreten:

— Siehst du, ich fürchtete es ja . . . Und wir hatten dich doch deinen Herrn wählen lassen!

— Der Prinz? Hör mal, meine gute Cäcilie, ich will dir offen etwas sagen. Dieser junge Roiningen scheint gar keine Manieren zu haben. Wenn man in eine ganz fremde Gesellschaft kommt, an einen fremden Ort, da erkundigt man sich doch wahrhaftig, wer die Leute sind. Dieser Mensch scheint gar nicht zu wissen, wer ich bin. Wirklich, wer ich bin! Da . . . da . . da bin ich denn doch andere Manieren gewöhnt, und da . . . da . . habe ich denn doch mit noch bißchen anderen Leuten verkehrt in meinem Leben. Wahrhaftig, wahrhaftig . . .

Ihre Lippe zuckte, und sie machte drei Mal den Fächer auf und zu, so hastig, daß die Schildpattstangen klappten und die feinbemalte Seide rauschte.

Cäcilie war erschrocken. Mein Gott, was hatte er ihr denn gethan? Ihr fiel Irenes Gesicht ein, als sie vorhin vorübergegangen, und sie sagte etwas ungeschickt:

— Aber . . aber, Irenchen, und ich habe mich noch gefreut, wie gut er sich mit der kleinen Lilli unterhielt. Nun wurde Irene erst recht erregt:

— Gerade drum. Das nenne ich eben keine Manieren haben. Es muß doch wirklich noch ein Unterschied gemacht werden. So ein junges Gänschen hat fein still zu sein. Heut-

zutage wird es sowieso immer mehr Manier, daß die jungen Mädchen sich vordrängen. Frau bleibt Frau. Ich will von meiner Stellung in der Gesellschaft dabei gar nicht reden, aber wenn so ein junger Herr meint, eine Frau einfach ignorieren zu können und stürzt sich auf einen beliebigen Backfisch . . . Nun . . nun . . nun . . da . . da . . da . . . Die Verheiratete . . . . ich wiederhole, daß ich nicht von mir spreche, denn bei der Stellung meines Mannes wäre das einfach lächerlich . . . . die Verheiratete hat ihren Rang als Frau, die Unverheiratete — gar keinen. Einfach — gar keinen. Ob ein Mädchen sechzehn ist oder zwanzig Jahre lang ausgeht, den Rang erhält sie durch ihren Mann, und bis eine soweit ist, hat sie sich hübsch zurückzuhalten. Und das kannst du unserer verehrten Nichte mal sagen, denn sie scheints nicht zu wissen . . . .

Cäcilie war wie aus den Wolken gefallen. Eine ganz neue Seite an ihrer Schwester that sich vor ihr auf . . Bisher hatte sie immer eine große Bewunderung für die Weltdame Irene gehabt. Sie hatte gemeint, diese stünde so hoch, wäre so schön, so angesehen, so vornehm, so groß, daß sie wie eine Königin unerreichbar über Neid, Eifersüchteleien, Kränkungen thronen müsse. Und nun zeigte sich ihr nichts von Welt, nichts Unnahbares, sondern eine Frau, die sich nicht genug beachtet fand, die sich in Gesellschaft heute unglücklicher gefühlt, als die arme alte, solcher Dinge ungewohnte Jungfer.

Und was hatte Irene da gesagt, die Unverheiratete hätte überhaupt keinen Rang? Dann wäre sie, die Elternstelle vertrat an sechs Kindern, die heute als Mutter der Braut die erste Stelle eingenommen, eine Null gewesen?

Cäcilie antwortete ihrer Schwester nicht, andere schoben sich dazwischen, und sie hatte jetzt Hausfrauensorgen: sie mußte

sich darum kümmern, daß die Tische hinausgebracht wurden und das Wohnzimmer schnell in Ordnung kam. Marie half ihr dabei nach Kräften, und als die beiden damit fertig waren, merkten sie, daß Günther und Irene sich entfernt hatten.

Aber es störte nicht. Im Gegenteil, es machte den Eindruck, als wäre das Paar der Gemütlichkeit im Wege gewesen. Alles schien aufzuatmen, und Claus sagte sogar:

— Titchen, deine Tante oder vielmehr unsere Tante und unser Onkel Börking in Ehren, aber eine Seele würde ich in deren Gegenwart nicht fliegen lassen.

Ida schaute ihren Bräutigam zum ersten Male an dem Abend nicht verliebt, sondern verwundert an.

— Du verstehst nicht?

— Nein!

Sofort rief Claus seine Schwester, eine rundliche, vergnügt lächelnde Dame, die durch ihre Liebenswürdigkeit und gute Laune längst alle für sich gewonnen hatte und nun nach näherer Bekanntschaft mit ihrer demnächstigen Schwägerin sehr einverstanden war:

— Denke dir, Titchen hat noch kein Seelchen fliegen lassen!

Idas Freundinnen, Käthe von Brons, die altenburger Bäuerin mit dem zu langen Rock, eine Lausitzer Wendin im Kostüm, und noch zwei oder drei andere, die in derselben Klasse gesessen, umdrängten neugierig das Brautpaar.

Frau von Ristedt gab es weiter und rief nun ihrerseits ihren Mann:

— Adolph, Titchen hat noch kein Seelchen fliegen lassen!

Der Major, stark, groß, brünett mit braunen Augen und kleinem, in die Höhe gebürsteten Schnurrbärtchen, einem Doppelkinn und starkem Hals, der in einer Wulst hinten über den

Kragen seiner Ulanka trat, wendete sich sofort zu seiner künftigen Schwägerin:

— Aber nein, Ida, du hast wirklich noch kein Seelchen fliegen lassen?

— Was ist denn das? So sagts doch endlich! — rief ungeduldig die Braut. Und nun traten auch die übrigen hinzu die sich noch fern gehalten: der Geheimrat, Frau von Brons, Käthe, die Eltern der altenburger Bäuerin, die Mutter der Lausitzer Wendin, Prinz Roiningen mit Lilli, Ernst und Fritz in neuen schwarzen Anzügen, Cäcilie mit Marie und endlich die kleine Cécile, die ausnahmsweise hatte aufbleiben dürfen und nun so erregt war, daß ihre Wangen glühten.

Alles wollte Seelchen fliegen lassen, obwohl keiner wußte, was das eigentlich zu bedeuten hatte. Aber den Neugierigen sollte geholfen werden: Claus zog Cäcilie bei Seite. Er flüsterte mit ihr. Alles versuchte zu lauschen, aber man hörte nur ab und zu ein: „Liebste Tante". Die Tante zuckte die Achseln. Er flüsterte ihr abermals etwas zu. Sie nickte. Dann gingen beide hinaus.

Nun war die Erwartung aufs höchste gestiegen. Aber es dauerte eine Weile. Endlich wurden die Thüren zum Eßzimmer geschlossen, und durch diese Absperrung der Zurückgebliebenen fand eine abermalige Steigerung der Neugierde statt.

Doch da sprangen die Flügel wieder auf, und man erblickte auf dem Eßtisch eine Reihe von leeren Tellern. In der Mitte aber sahen die nun Eintretenden eine große Schale voll Knallbonbons. Die Gesellschaft füllte erwartungsvoll das Zimmer, und Claus begann zu erklären:

— Meine Herrschaften . . .

Doch sein Schwager, Major von Ristedt, unterbrach ihn,

während sein rundes Gesicht lächelte und sich zwinkernde Falten um die Augen gruben:

— Du mußt sagen: „Meine Herren und Damen!"

— Das ist doch ganz gleich . . . also „Meine Herren und Damen!"

Er kam nicht weiter, denn schon hatte Frau von Ristedt dazwischen gerufen:

— Bitte Claus, immer die Damen voran!

Claus begann also von neuem, und jetzt that er, als ob er ärgerlich wäre:

— Aber zum Donnerwetter noch mal: „Meine Damen und Herren!" . . .

Doch er ward wieder unterbrochen. Diesmal war es sein Freund Roiningen, der sich ganz empört stellend die Augen rollte, den dicken blonden Schnurrbart wie kauend auf und ab bewegte und rief:

— Dagegen protestiere ich. Es muß heißen: „Verehrte Anwesende!"

Der Major führte den Scherz fort und warf scheinbar wütend dazwischen:

— Dann zum mindesten: „Geehrte Anwesende!"

Mit funkelnden Augen verlangte die kleine, dicke Frau von Ristedt: „Sehr geehrte Anwesende!" Aber die anderen widersprachen ihr sofort, und die vier redeten nun alle gleichzeitig in einander herein, machten wütende Gebärden und fuhren auf einander los unter dem Gelächter der ganzen Gesellschaft, daß die kleine Cécile, die den Scherz nicht verstand, Angst bekam, laut schrie, mit dem Fuße fünf, sechs Mal auf den Boden stieß und wütend rief:

— Nein, nein, nein, das sollen sie nicht!

Cäcilie lief erschrocken zu ihrem kleinen Patenkind und

suchte es zu beruhigen, doch alles lachte noch mehr. Aber auch die beiden Jungen hatten den Spaß offenbar nicht recht verstanden. Ernst blickte zu Käthe von Brons, die in seiner Nähe stand, sprungbereit, als müsse er sie schützen. Fritz aber ballte die Faust und sah so wild aus, daß Cäcilie ihm ängstlich zuflüsterte:

— Aber Junge, was hast du denn?

Er gab sofort zurück:

— Wenn's Krieg giebt, Tante — ich bin stark!

Seine Antwort blieb unbeachtet in dem allgemeinen Gelächter. Am fröhlichsten waren die Urheber des Ganzen, die sich über den gelungenen Scherz freuten wie die Kinder. Sie lachten so herzlich und lange, daß es erst geraumer Zeit bedurfte, bis endlich das Seelchenfliegen erklärt werden konnte.

Es sollte jeder einen der Knallbonbons nehmen, in denen Mützen, Hauben, Helme, Hüte, Kappen aus Seidenpapier steckten. Die mußten dann auf die Teller gelegt werden, schön aufgeblasen und rund, daß sie gut stehen blieben.

Alle thaten es, und schon das gab Scherz genug, denn wie sich die ganze Gesellschaft um den Tisch drängte, fiel hier eine Kappe um, dort blies jemand die leichte Hülle heimtückisch fort, und wenn einer mit seiner Kopfbedeckung in Ordnung war, lachten die Nichten, und schon durch den Lufthauch sank das Ding in sich zusammen.

Endlich aber erklärte Claus das weitere: Die Seidenpapiere müßten eines nach dem anderen angezündet werden, und wenn das Abbrennen richtig geschehe, sollten sie dann vermöge der erwärmten Luft des Inneren, gleich einer Montgolfière zur Decke steigen. Eine Feuergefahr wäre nicht dabei, denn nur immer zwei dürften auf einmal entzündet werden.

Jeder wollte anfangen, und zuerst glaubte niemand, daß die Papiere wirklich stiegen.

— Warum heißt denn das aber „Seelchen"? — fragte Ida ihren Bräutigam. Er lachte, und während seine Braut und er den Anfang machten, zugleich die Streichhölzer anstrichen, zugleich an ihre Mützen Feuer legten', mußte sich auf der Rheinländer Geheiß alles unterfassen und auf die „Seelchen" achten.

Die Flammen leckten, das Papier ward schwarz, verzehrte sich, Angst und Erwartung malte sich auf allen Mienen, und schon rief jemand:

— Es geht nicht! — als fast verbrannt die beiden dunklen Aschenreste sich von den Tellern hoben und unter allgemeinem „Ah" emporzuschweben begannen.

— Nun los! — rief Claus und stimmte, von Schwester und Schwager unterstützt, das Lied an:

„Die Seele schwinget sich
Wohl in die Höh', juchhe!
Der Leib bleibt auf dem Canapé!"

Dabei gaben sie ein allgemein schunkelndes Hinundherwiegen des ganzen untergefaßten Kreises an, während sie den noch Zagenden ermunternd zunickten, in den Gesang mit einzustimmen.

Alles blickte aufmerksam den zur Höhe schwebenden beiden Seelchen nach, und als die Aschenreste genau zugleich die Decke berührten, entstand ohne Erklärung ein allgemeines Halloh. Man hatte die Deutung erfaßt: die beiden gehörten zusammen, sie gingen gemeinsam in den Himmel der ehelichen Seligkeit ein.

Nun wollte jedes sein Seelchen fliegen lassen. Vor allem

die jungen Mädchen. Aber der Eifer verschwand sofort wieder, als der Major lachend erklärte:

— Jede Dame muß sich einen Herren suchen!

Das wollte keine, und der Geheimrat, dem die Sache Spaß machte, drehte die Bestimmung um: die Herren sollten eine Dame engagieren, wie beim Tanz. Die Schwierigkeit bestand nur darin, daß nicht genügend Herren vorhanden waren. So löste sich denn alles auf: die Lausitzerin stieg mit der Altenburgerin zugleich, aber nur eine kam an der Decke an, und da die Aschenreste durcheinander gewirbelt worden, entstand sogar Streit, ob es die mit dem zu langen Rock oder die Wendin gewesen.

Dann ließ Marie ein Seelchen fliegen mit Fritz, und auf allgemeines Verlangen mußte Prinz Roiningen eine Dame wählen. Er zögerte, endlich verneigte er sich vor Lilli, die so rot ward, daß sie sich bis auf den Tisch niederbeugte, um ihr Papier zu entzünden.

Claus zählte:

— Eins, zwei, drei! Los!

Die Streichhölzer kreischten auf den schwedischen Zündholzschachteln, flammten zugleich auf, die Kopfbedeckungen, eine schottische Mütze und eine Nachthaube mit langen Bändern, brannten auf den Tellern, und alles hakte sich unter, indem Claus dröhnend, der Major in gewaltigem Baß, die jungen Mädchen hoch, tonlos und Cäcilie anmutig, ganz laut, mit ihrer tiefen Altstimme sang:

„Die Seele schwinget sich
Wohl in die Höh, juchhe!
Der Leib bleibt . . . . ."

Weiter kamen sie nicht. Kurz nacheinander hatten sich die „Seelchen" erhoben, einträchtiglich waren sie emporgestiegen,

und noch vor dem „auf" berührten sie in gemeinsamem Fluge die Decke. Dann tasteten die schwarzen Aschenreste wie ein summendes Insekt einen Augenblick oben herum, zerbröckelten, verwehten und sanken langsam nach verschiedenen Seiten als Staubregen nieder.

So war es den ganzen Abend noch nicht einmal geglückt. Es erscholl auch lauter Jubel, Bravorufe und Gelächter, während sich der Prinz schmunzelnd den dicken Schnurrbart strich und die arme Lilli vor Verlegenheit nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

Claus bemühte sich darüber hinwegzuhelfen und rief scherzend:

— Ihr kommt zusammen in den Himmel — totsicher! Das Orakel hat gesprochen!

Er machte es aber nur schlimmer, und nun sprang Cäcilie helfend bei, indem sie sich als Partnerin die kleine Cécile auswählte, die aber nicht selbst anzünden durfte, da sie mit ihren weiten Ärmeln leichter hätte Feuer fangen können, als ihr Seelchen. Es stieg ganz allein empor: Cäciliens „Seelchen" aber verkohlte ohne Flugkraft, trotz allen Singens und Schunkelns auf dem Teller, als könnte eine alte Jungfer nicht einmal an die Möglichkeit eines Auffluges mit einem anderen Wesen denken.

Damit war der Scherz zu Ende. Es roch schon bedenklich nach verkohltem Papier, und das Lachen fing an gemacht zu klingen. Die Fröhlichkeit hatte lange genug gedauert. Allmählich empfahlen sich die Gäste. Als letzter ging Claus mit seinem Freunde.

Er sagte beim Scheiden zu Cäcilie:

— Na Tante, lustig jenug ist's doch jewesen!

Sie meinte:

— Wenn bloß morgen nicht wäre!

— Morjen?

— Die Trennung!

Er antwortete in komiſcher Verzweiflung:

— Da bin ich nun dran ſchuld. Aber du behältſt ja noch drei andere!

Doch als beim Gutenacht Prinz Roiningen von Lilli Abſchied nahm, ſie die Augen niedergeſchlagen, er nach Worten ſuchend, indem er ihr dabei, ohne eine Silbe herauszubringen, drei Mal die Hand ſchüttelte, war es Cäcilie in jähem Weibesinſtinkt, als ſtünde ſie ſchon im Begriff, eine zweite zu verlieren.

42.

Abends nach dem Hochzeitsdiner, das in einem der kleinen Säle auf der Brühlſchen Terraſſe ſtattgefunden, kehrte Cäcilie mit den Kindern heim. Trubel und Lärm, Muſik und Tiſchreden waren vorbei. Es war ſtill in der Wohnung, ſo ſtill faſt, wie an jenem Abend vor nun vierzehn Jahren, als ſie nach Elſes Hochzeit mit Väterchen zurückgekommen, ihm Thee gemacht und ſeine geliebte Pfeife geſtopft.

Die Knaben waren zu Bett gegangen, auch die kleine Cécile ſchlief. Mit Marie und Lilli ſaß Cäcilie im Wohnzimmer, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, denn die Hochzeitsſachen hatten ſie der Schonung wie der Bequemlichkeit halber abgelegt.

Über allen dreien lag, nachdem sie allerhand Vorkommnisse dieser beiden Tage aufgefrischt oder sich mitgeteilt, und die Anregung von all dem Erlebten etwas nachgelassen hatte, eine trübe Stimmung. Sie wußten nichts mehr zu erzählen und schwiegen, durch die Stille kam aber jeder auf andere Gedanken, und so ward ihnen bewußt, daß nun, wo eine von ihnen gegangen war, es ruhiger im Hause sein würde. Besonders weil es Ida war, die immer etwas zu erzählen wußte.

Lilli, jetzt wieder im halblangen Kleid, aber noch mit der schönen Festfrisur, meinte halblaut:

— Es ist, als ob jemand gestorben wäre!

Und Marie begann plötzlich leise zu weinen. Die Schwester war ihre Altersgenossin gewesen, sie hatten jeden Schritt zusammengethan. Vielleicht kam dumpf das Gefühl hinzu, daß die jüngere vor ihr den Mann gefunden, einen, den sie selbst, wie sie meinte, ebenso gut hätte bekommen können, denn „Cousinchens" waren sie doch alle gewesen.

— Aber Kindchen, weine doch nicht! Das ist nun mal der Lauf der Welt! — versuchte Cäcilie zu trösten. Doch sie kämpfte dabei selbst mit den Thränen. Es dauerte auch nicht lange, so begann sie zu schluchzen. Sie zwang sich mit aller Gewalt, ihre Rührung zurückzuhalten. Sie wollte etwas erzählen, das sie ablenken sollte, doch sie kam immer und immer wieder auf Gemeinsames, das sie mit der nun Verschwundenen erlebt.

— Weißt du noch, Marie, wie wir damals lachten an der Mauer?

Einen Augenblick lächelten sie beide, während ihnen die glänzenden Tropfen an den Wangen hingen. Aber als Marie sagte:

— Das ist nun aus. Das kommt nie wieder! — wurden

sie von neuem ernst. Das Wort packte Cäcilie. Es kam nie wieder. Nie wiederholte sich etwas Schönes, das man genossen. Es war kurz, ging schnell vorüber, und nie, nie kehrte es zurück. Und ihr erschien jetzt plötzlich alles grau in grau, nichtig, gleichgiltig und nicht der Mühe wert.

Sie fühlte sich auf einem seelischen Tiefpunkt, wie sie ihn nicht mehr gespürt, seit sie Mutterstelle vertrat hier im Hause. Alles erschien ihr traurig, auch Lilli, die sonst immer ein fröhliches Gesicht machte.

Cäcilie empfand das Bedürfnis, allein zu sein. Sie wollte nachdenken, sich sammeln und, wie sie bei sich selbst meinte, wieder vernünftig werden. Darum stand sie auf und sagte:

— Wir wollen schlafen gehen, Kinder!

Die Nichten folgten ihrem Beispiel. Die älteste steckte ihr Licht an, gab der Tante einen Kuß, ebenso ihrer Schwester, beides kurz, in der herben, steifen Art mit ihrer unendlich geraden Haltung, und verließ eckig, schnell und entschieden, schmal und dünn wie eine Hopfenstange, das Zimmer.

Lilli hatte gleichfalls ihr Licht entzündet. Sie stand da mit der Kerze in der Hand, schlank auch, aber wie eine Gerte biegsam, mit der stolzen Frisur des wunderschönen Haares, mit dem Pfirsichteint, den schönen Augen, alles an ihr rund und weich, weiblich, liebenswürdig. Und ihr kurzes Kleid erhöhte das mädchenhaft Zarte, noch nicht ganz Gereifte.

Sie war ein wenig müde von den Anstrengungen des Tages, man sah es um ihre Augen, die eben noch geweint hatten. Sie hatte das Korsett ausgezogen unter dem alten Morgenkleide, und nun lehnte sie ein wenig hintenüber, und der Fluß der Linien war noch zarter als im Kleide.

Wegen der Blendung hielt Lilli die Hand vor die Kerze,

die zarte, längliche Mädchenhand mit den dünnen Fingern, in denen das Blut rosa schimmerte gegen das Licht.

Cäcilie empfand etwas von dem Reize dieses Bildes. Sie fühlte es als Zärtlichkeit gegen dies ihr anvertraute Geschöpf, als Liebe gegen die kleine Nichte, die sie mehr noch hatte sich entwickeln sehen unter ihrer eigenen Hand, als die beiden ältesten, weil sie die schon fast fertig überkommen. Und sie fragte, indem sie zum Gutenacht gegen Lilli einen Schritt that:

— Bist du denn zufrieden mit deinem Tage?

Das junge Mädchen blickte sie groß an:

— Ach, Tantchen, es war ja so wunderschön!

Cäcilie lächelte über den begeisterten Ton und meinte:

— Siehst du, das gefällt mir! Also hast du einmal eine Freude gehabt!

— Es war der schönste Tag meines Lebens!

— Sieh mal an, Lilli, der schönste deines Lebens?

— Ach, Tantchen, ich habe ja noch nichts erlebt! Vielleicht giebt es viel schöneres noch! Aber ich kenne es doch nicht. Du freilich! Dir wirds eben nicht so erschienen sein!

Cäcilie ward ernst:

— Mir? Warum das?

— Nun, du hast schon soviel erlebt, soviel schönes, daß . . .

Cäcilie schüttelte langsam den Kopf:

— Nein, Lilli, da irrst du dich! Die arme Tante hat nicht gar so viel erlebt!

— Aber schönes!

— Schönes? Ach nein!

Lilli schien es nicht zu glauben. Sie schüttelte den Kopf, und das Licht in ihrer Hand sank nieder, während die Tante sich ihr näherte und langsam über das schwere Haar strich. Bei der Liebkosung blickten sie Lillis Augen weich an, liefen

zärtlich über das Gesicht der Tante, wurden ernster und bekamen allmählich einen bewundernden Ausdruck. Dann sagte das junge Mädchen mit einem Male, indem es jäh hinabsah:

— Tantchen, ich möchte werden wie du!

Erschrocken wehrte Cäcilie ab:

— Nein, nein, Kindl, nein!

— Doch, du bist so . . . du . . . du bist alles . . .

Cäcilie schüttelte ängstlich den Kopf:

— Aber Kind, Kind, wie kommst du darauf?

Lilli hob langsam, graziös und rund die Achseln. Sie schien sprechen zu wollen, wagte es nicht, oder wußte nicht, wie sie es sagen sollte. Dabei neigte sie ihr Licht in verlegener Gebärde, indem sie den Arm schlaff fallen ließ, sodaß Gefahr bestand, es könne tropfen.

Cäcilie nahm ihre Nichte bei der Hand und zog sie hinüber in die Sofaecke. Den Leuchter stellte sie auf den Tisch. Dann drückte sie sanft das junge Ding nieder, behielt seine Finger in den ihren und fragte mit geneigtem Kopf, indem sie Lilli forschend, lächelnd ins Gesicht blickte, von neuem:

— Wie kommst du darauf?

Lilli sagte ganz leise:

— Weil du vollkommen bist!

— Lilli, ich vollkommen? Liebes Kind, Kind, ich?

— Ja, du bist so ruhig!

— Was soll das bedeuten?

— Du bist so ernst und so fertig und . . .

— Und das wirst du auch einmal . . . du kleines Närrchen.

— Nein, Tantchen, ich nie . . .

— Wenn du alt bist . . . Sieh mich an, Lilli, wie ich! Siehst du, wie weiß ich bin? Aber ich bin auch weit, weit, weit mehr als doppelt so alt!

Lilli starrte vor sich hin. Endlich sagte sie:

— Ich möchte alt sein!

Cäcilie versuchte ihr das Köpfchen aufzurichten:

— Um Gotteswillen, bei dem Gesichtchen? Alt! Eine alte, vertrocknete Hausspinne wie Tante Cäcilie? Nicht wahr, das wäre noch besser. Du sollst doch erst beginnen! Das ganze Leben liegt ja noch vor dir! Und was für ein Leben, paß mal auf . . .

Aber sie konnte den Satz nicht beendigen, denn Lilli war mit einem Male auf dem Sofa niedergesunken, schlug beide Hände vor das Gesicht und begann herzbrechend zu schluchzen.

Cäcilie erschrak, beugte sich zu ihr nieder und versuchte sie aufzurichten, indem sie ängstlich fragte:

— Was hast du denn? Um Gotteswillen, was fehlt dir denn nur?

Doch das Mädchen weinte noch mehr: die Schultern zuckten, der Leib wand sich, und leises Zittern lief darüber hin, von stärkeren Ausbrüchen des Schmerzes unterbrochen. Endlich gelang es Cäcilie, das arme, verzweifelte Kind an sich zu ziehen. Sie legte Lillis Kopf an ihre Schulter und ließ sie sich ruhig ausweinen, bis die Verzweifelte aufblickte mit roten Augen, an deren Wimpern runde, glitzernde Tropfen hingen, wie morgendlicher Tau im Grase. Ihre Wangen waren zerdrückt vom Aufpressen auf den Besatz an Cäciliens Schulter. Ihre Mundwinkel zuckten, und sie sagte mit tiefer, zitternder Stimme:

— Ich möchte tot sein!

— Nu, nu, nu, Kindchen, wer sagt denn gleich so was! — versuchte Cäcilie zu beruhigen. Aber Lilli blieb dabei, und fügte nur noch hinzu:

— Mir ist alles gleich . . . alles, alles.

Darauf versteckte sie sich an der Tante Brust. Sie ward

ruhiger, hörte auf zu schluchzen, aber ihr Gesicht wollte sie nicht zeigen. Cäcilie bat darum — sie rührte sich nicht. Erst als die Tante vorwurfsvoll fragte:

— Habe ich denn das verdient? — richtete sie sich ein wenig auf. Und nun redete ihr Cäcilie zu, suchte sie zu beruhigen, fragte, bat, erzählte, streichelte sie. Doch sie wollte nicht sprechen. Die Tante forschte, ob ihr jemand wehe gethan, alles vergebens. Schon gab es Cäcilie auf, als Lilli, die allen Bitten bisher standgehalten, das Gesicht abgewendet, flüsterte:

— Er kommt nicht wieder!

Wie ein Blitz fiel es in Cäciliens Seele. Sie begriff. Sie wußte alles. Die Scene beim Souper stand vor ihren Augen. Sie dachte an Irenes Klage über des Prinzen unhöfliches Benehmen. Und statt nun zu forschen und vielleicht jetzt doch nichts zu erfahren, zog sie nur das arme Ding an sich, streichelte es, strich ihm über Haar und Schultern und Arme und Hände und schwieg.

Sie dachte nach. Sie wußte nicht, was Prinz Roiningen gesprochen. Sie ahnte nicht, was er empfand. Aber eines wußte sie: er war nicht vermögend und konnte eine Rangenhofen nicht brauchen. Es wäre zugleich eine Mesalliance gewesen. Aber unnütz, sich darüber den Kopf warm zu machen: er war fort, und wie Lilli ganz richtig gesagt — er kam nicht wieder!

Und was that es? Acht Tage würde sie an ihn denken, der dem armen, halben Kinde vielleicht wie ein Märchenprinz aus Traumland erschien. Dann schon würde sein Bild verblassen, denn — er kam nicht wieder. Die Jahre gingen hin, sie würde ausreifen und älter werden, und sie dächte dann nur noch einmal flüchtig an ihn — denn er war nicht wiedergekommen.

Endlich aber verginge ganz die Erinnerung, und wenn sie je einmal auftauchte, wäre es mit einem Lächeln: ich bin damals ja noch ein Kind gewesen, ein dummes, kleines Mädchen!

Das wollte sie Lilli sagen als Trost, nicht scharf als Spott.

Cäcilie wußte nur noch nicht, wie sie reden sollte, bis ihr plötzlich die Erleuchtung kam: ihre Nichte hatte vorhin gemeint, sie möchte so werden wie die Tante. Nun gut, jetzt sollte sie sehen, wie es hinter der Ruhe aussah, die das junge Ding an ihr beneidet.

Langsam, weit ausholend, begann Cäcilie zu erzählen vom eigenen Leben, von einer thörichten, kleinen Mädchenschwärmerei für den jungen Pastor im Stift.

Ehe sie noch die winzige Episode beendet, fragte sie sich, ob es recht wäre, was sie da vor dieser unberührten Seele enthüllte, aber sie blieb dabei, dem jungen Herzen, das bei seinen sechzehn Jahren schon verwundet schien, konnte es nur nützlich sein.

Nun erzählte sie weiter, wie sie sich in einen Leunant verliebt. Sie hatte damals auch gemeint, sie müsse sterben, und endlich leitete sie zu dem Letzten über: zu Professor von Rangenhofen. Dabei zog sie Lilli näher und näher an sich, beugte das Köpfchen mit dem schweren, schönen Haar nieder, damit das Mädchen sie nicht sähe, während sie sprach:

— Und dann, Kindchen, ist noch ein Mann in mein Leben getreten, und daraus sollst du sehen, daß all die Ruhe, die du haben möchtest, erst erworben werden muß. Keiner bringt sie mit. Jeder Mensch muß kämpfen. Und wenn deine Tante Cäcilie heute ruhig ist, so hat sie sichs verdienen müssen. Denn ich war schon älter, Lilli, über noch einmal so alt wie

du. Erst wenige Jahre ist es her. Ich habe nie wieder darüber gesprochen, und ihr Kinder wißt nichts davon, obgleich ich euretwegen entsagt habe. Da liebte ich einen . . . Mann. Ja mehr noch, er hat angehalten um mich . . .

Lilli hob den Kopf. Cäcilie blickte ihr jetzt ruhig in die Augen und fuhr fort:

— Kind, du bist erstaunt! Meinst du, bei der alten Tante wäre das nicht möglich gewesen? Und doch ist es so. Gewundert habe ich mich ja selbst am meisten. Glaub' es mir nur. Aber er kam und fragte, ob ich seine Frau werden wollte. Ich hatte bis dahin, das kann ich ruhig und am Ende auch stolz von mir sagen, nur für andere gelebt. Als ihr klein waret, Lilli, bin ich immer bei euch gewesen. Und ebenso bei der Cousine Eva-Marie und bei der kleinen Hannah, Tante Else Serbens Tochter, die ihr ja gar nicht kennt. Und geopfert habe ich mich und wirklich nie an mich gedacht, auch nicht, als ich Großpapa noch pflegte. Aber, Lilli, als der Mann kam, da habe ich aufgejubelt und mir gesagt: nun gehe ich meinem Glücke nach, denn ein bißchen Glück will ein jeder Mensch, jeder haben . . . jetzt greife ich zu . . .

Lilli hatte sich ganz aufgerichtet, machte sich, während die Tante sprach, von ihr los, stemmte die Arme auf, daß die Schultern nach vorn traten, und sagte mit aufgerissenen Augen:

— Tantchen und . . . und . . . und dann?

Cäcilie zuckte leise die Achseln und antwortete ganz ruhig:

— Dann kam das furchtbare Unglück. Ihr armen Kinderchen wurdet Waisen. Ihr standet mutterseelenallein. Da bin ich zu euch gekommen!

Lilli beugte sich noch weiter vor, daß unter der Last der aufgestützten Hände das Polster niederging. Sie stammelte:

— Und . . . und . . . dein . . .

— Der um mich angehalten? Lilli, es geht auch so ... Er lebt noch ... und ich, Kind, habe es auch überstanden. Es geht alles, was sein muß!

Sie lehnte sich langsam zurück und beschattete die Augen mit der Hand. Lilli aber rückte wieder nahe an sie heran, legte ihre Arme um der Tante Nacken und flüsterte ihr ins Ohr:

— Du hast dich um uns geopfert, Tantchen! Warum haben wir das nicht gewußt?

— Pst! — machte Cäcilie, den Finger am Mund.

— Du darfst es den anderen nicht sagen! Es war nur für dich. Du solltest nur sehen, daß andere auch leiden, alle vielleicht, und, daß es nicht gar so schlimm ist.

Lilli hob den Kopf:

— Hast du ... Tantchen, darf ich etwas fragen?

— Nun?

— Hast du — ganz vergessen?

Cäcilie nickte:

— Ganz!

Und etwas altklug, indem die glatte Stirn sich runzelte, antwortete das junge Ding:

— Tantchen, ich wills auch versuchen!

Cäcilie gab ihr einen Kuß, ein Lächeln um die Lippen, ein ganz leises, das halb Rührung war, halb Wehmut. Die schlanke Mädchengestalt aber, die sie umfangen hielt, fing plötzlich wieder an zu weinen. Zähren von sechzehn Jahren, reicher im Fluß, perlend wie ein Gießbach, aber die da keine Spuren ließen, scharf und bitter, wie die spärliche Thräne des Alters.

43.

Der Winter war wieder im Land, über nacht gekommen wie ein Dieb. Alles ging seinen gewohnten Lauf, die Lücke hatte sich geschlossen, als wäre nie eine Tochter mehr im Hause gewesen.

Cäcilie hatte erwartet, Ida würde bald kummervolle Briefe voll Heimweh schreiben, doch Frau von Rangenhofen-Himmelsthür, wie auf ihrer Karte stand, die sie — offenbar furchtbar stolz darüber — geschickt, ließ fast nie etwas von sich hören. Wenn sie je einmal ein paar Zeilen schrieb, so waren sie an Irene gerichtet, an Frau von Brons, an Käthe, kurz, an die verschiedensten Menschen, nur nicht an Tante Cäcilie.

Die war im stillen gekränkt, wenn sie es sich auch nicht merken ließ. Es that ihr weh, daß bei der Nichte das Gefühl der Dankbarkeit gänzlich zu fehlen schien. Sie fragte sich, ob sie das denn früher nie bemerkt, während Ida noch zu Haus war, und rückwärtsschauend erinnerte sie sich einer Anzahl kleiner Züge, die allerdings so gedeutet werden konnten.

Zu Weihnachten und zu Geburtstagen hatte Ida kaum gedankt und alles als selbstverständlich hingenommen. Cäcilie erinnerte sich ihres Benehmens als Braut, die nur an das gedacht, was sie und ihre Zukunft betraf, und jetzt belächelte sie es nicht mehr, wie damals.

Bei diesen Gedanken vergegenwärtigte sie sich die Nichte: sie sah sie vor sich, rundlich, mit der Anlage zum Dickwerden, und mit einem Male wußte sie, woher das alles kam: sie war ja Martha ähnlich, wie aus den Augen geschnitten! Genau so hatte die selige Schwester in dem Alter auch ausgesehen. Und genau so war sie in ihrem Benehmen gewesen.

Wie Cäcilie Mutter und Tochter verglich, sah sie schärfer bei beiden und fand Marthas naive Selbstsucht im Keime bei Ida wieder. Sie ahnte auch, warum sie allerlei Freundinnen in Dresden schrieb, warum Irene statt ihr: sie wollte sich brüsten, zeigen, wer sie geworden war, und als Cäcilie einen Brief Idas durchlas, den Marie von einer Freundin geborgt erhalten, lächelte sie über die Erzählungen, wie schön das Haus in Himmelsthür eingerichtet wäre, wieviel Hektar dazu gehörten, wieviel die Weinlese eingebracht, wieviel Dienstboten sie hielten. Es klang etwas protzig. Dazwischen waren Bemerkungen eingestreut, etwas scharf, ein bißchen thöricht und vorlaut, ganz wie Ida immer gewesen.

Cäcilie lächelte, denn über so etwas konnte man doch nur lächeln. Als sie aber am Schluß, an den Rand geschrieben, die magere Bemerkung fand: „Grüße Tante C. von mir und die Geschwister", da klappte sie unmutig die Seite zu und gab den Bogen Marie zurück mit den Worten:

— Wenn Ida sich um uns nicht kümmert, wollen wir uns auch um sie nicht kümmern!

Aber im Laufe des Tages fiel ihr ein, wie es mit Else und Väterchen in der ersten Zeit gewesen, und sie hoffte, wenn erst einmal das neue überwunden wäre, würde Ida anders sein. Doch die Tage verstrichen, die Wochen gingen hin, Monat reihte sich an Monat, der Schnee schmolz, die Erde kleidete sich frisch in Grün, und der Sommer brach an, ohne daß anderes von Ida gekommen wäre als hier und da eine flüchtige Karte, ein kurzer Brief.

Am 26. Juli wurde Lilli siebzehn Jahr. Sie trug jetzt längst lange Kleider und behielt ihre hohe Frisur. Sie hatte an Liebreiz gewonnen. Schön konnte sie nie sein, dazu waren ihre Züge nun einmal nicht regelmäßig genug, aber

aus dem reizenden halben Kind war zusehends eine voll-erblühte Jungfrau geworden.

Von allen Seiten wurde es Cäcilie mitgeteilt: Käthe von Brons, die den Winter über ohne Verlobungserfolg ausgegangen war, sagte neidlos in ihrem etwas gezierten Mädchenton:

— Lilli ist ein süßes Geschöpf geworden!

Irene, die sonst fast nur von Eva-Mariens Gaben, Geschicklichkeit, Kenntnissen, Entwicklung, Liebreiz, Anmut, künftiger Schönheit, ja totsicher guter Verheiratung erzählte, konnte sich doch nicht enthalten, bei einem flüchtigen Besuch einmal gegen Cäcilie die Bemerkung zu machen:

— Woher die Lilli nur die Figur hat! Von der seligen Martha doch gewiß nicht, und unsere liebe Mama, soweit sie mir in der Erinnerung steht, war doch eher untersetzt . . .

Das Leben hatte Cäcilie mehr und mehr Entschlossenheit verliehen, flüchtige Gedanken auch festzuhalten, und sie sagte nun mit leisem Lächeln:

— Aber du bist doch auch immer schön gewachsen gewesen . . .

Irene nahm es ganz ernst:

— Ich habe ja auch nicht gemeint, daß es gar nicht in der Familie wäre.

Cäcilie stemmte beide Hände in die Hüften, vor denen sich seit letztem Jahr auffallend begann der Leib vorzuschieben:

— Na wenns in der Familie sein soll, — da ist's gut, daß du da bist Irene, denn von mir hat sie's jedenfalls nicht!

Dabei lachte sie herzlich, wie jemand, der sich dermaßen mit einem eigenen Gebrechen abgefunden hat, daß er darüber scherzen kann.

Die Schwester betrachtete sie prüfend, trat auf sie zu, drehte an ihrem Kleide herum, strich, zupfte, schob, glättete, lüftete, bückte sich, griff zwischen Kleid und Unterrock, faßte eine entsetzliche rote Flanellbluse, die Cäcilie gern im Hause trug, zog sie herunter, erhob sich wieder, schüttelte den Kopf und meinte:

— Du mußt dich wirklich nicht so gehen lassen. Sieh doch nur mal in den Spiegel.

— An mir ist Hopfen und Malz verloren! — meinte Cäcilie nur, schaute aber schon besser aus, denn Lilli, die eben hereintrat, einen Knix gemacht und Tante Irene die Hand geküßt hatte, sagte:

— Siehst du, Tantchen, Tante Irene hat ganz recht, dich etwas in Ordnung zu bringen.

Cäcilie drehte sich herum und meinte etwas kurz, ganz leicht getroffen, als wäre sie in ihrer Autorität verletzt:

— Nun warum kümmerst du dich denn nicht darum, wenn du's so gut verstehst, du kleiner Naseweis!

Lilli antwortete sofort:

— Soll ich?

— Natürlich.

— Sehr gern, Tantchen!

Sie bekam von Irene einen billigenden Blick, mußte ihr abermals die Hand küssen, und die Tante war verschwunden. Als dann die beiden, die bis zur Entreethür das Geleit gegeben, wieder eintraten, fragte Lilli sich an Cäcilie schmiegend:

— Tantchen, du mußt nicht böse sein! Ich wollte dich nicht ärgern.

Cäcilie schmollte noch immer ein klein wenig, doch sie meinte besänftigend:

— Ich habe mich ja gar nicht geärgert. Nur weißt du, in Gegenwart von Tante Irene liebe ich so etwas nicht.

— Ich will's nicht wiederthun!

— Doch, doch, du sollst es thun!

Lilli klatschte in die Hände:

— Darf ich mich um deine Kleider kümmern, Tantchen? Ist es dein Ernst?

Cäcilie war jetzt ganz versöhnt. Jede Spur des Unmutes war von ihrem Gesicht verschwunden, und sie fragte das schlanke Mädchen, das stets ihrem Anzug etwas Besonderes zu geben verstand, sei es durch ein Band, eine Schleife, ein Schiefrücken, ein Glattstreichen, ein Aufziehen:

— Verstehst du's denn auch, Lilli?

Die Nichte antwortete stolz:

— Ja, Tantchen, dazu bin ich geboren!

Und von diesem Tage ab bekam Lilli wirklich die Erlaubnis zu ändern. Sie nahm selbst Tantes Hüte vor, die manchmal aussahen wie ein wüster Gemüsegarten, und Cäciliens Angst, sie möchten jetzt zu auffallend werden, war gänzlich umsonst. Im Gegenteil, sie wurden einfacher, das wilde Gestrüpp verschwand, das wenige Zurückbleibende ordnete sich in Gruppen, und die kleine Cécile sagte eines Morgens im Herbst, als Cäcilie sich entschlossen, einen umgarnierten alten Filzhut statt des Strohhutes aufzusetzen:

— Du bist heute so hübsch, Tama!

Cäcilie ward verlegen, als hätte ihr ein Herr eine Schmeichelei gesagt.

44.

Aber noch anderen fiel es auf, wie Lilli sich entwickelte: die alte Emma sagte zu Cäcilie, als diese mit ihr abgerechnet hatte und sie sich noch ein paar Minuten unterhielten:

— Nee, was das Fräulein Lilli aber hübsch geworden ist! Das hätt' ich nie gedacht. Die war früher so dürre, und als Kind hatte sie so ee finzliches Gesicht. Eigentlich is das e garstiges Kind gewesen. Und jetzt! Gnädiges Fräulein, ich wollt's schon mal sagen: wenn das Fräulein auf der Straße geht — ich hab's erst vor ein paar Tagen gesehen — da drehen sich gleich die Leute rum!

Cäcilie freute sich darüber und ermunterte die alte Dienerin, weiter zu reden. Die stand da in ihrer gewöhnlichen Stellung, die Hände über der Schürze aufeinander, daß der Handteller der Rechten die äußere Fläche der Linken deckte, und gab weiter ihre Beobachtungen über die Entwicklung des Kindes zum Besten.

Bisher hatte es Cäcilie vermieden, solche persönlichen Gespräche zu führen, aber sie war neugierig geworden, einmal zu hören, wie wohl in der Küche geurteilt würde. Und daß die alte Emma nichts ausschmückte, dafür kannte sie ihre Dienerin zu genau, die ja schon bei Väterchens Lebzeiten im Hause gewesen war.

Sie bewunderte offenbar Lilli, liebte aber am zärtlichsten die kleine Cécile. Das lag im Alter; die war mit ihren knapp elf Jahren eben noch ein Kind mit langen Zöpfen und weicher Kinderart. Ein Sorgenkind, das noch heute Pflege erforderte mehr als andere. Von Ida sagte sie, daß es Cäcilie ganz seltsam berührte:

— Die denkt nur an sich, genau so wie die selige Frau Mutter.

Nun blieb von den Mädchen noch die älteste:

— Fräulein Marie, die ist gut, nur wissen Sie, gnädiges Fräulein, man merkts nicht. Das steckt zu sehr drin. Sie läßts nich raus. Unsereiner, ein armes Mädchen wie ich, ja wenn man nich Glück hat, heiratet man eben nicht. Und mein Heinrich, wissen Sie, gnädiges Fräulein, beim seligen Herrn Geheimrat, aber noch in der alten Wohnung, der, mit dem ich verlobt war zwei Jahre, wie er bei den Grenadieren war drüben in Neustadt, nu der is nach der Lausitz zurück, und da hatte er doch eene von vor der Dienstzeit, aber am Ende mich hat er doch sitzen lassen. Er hatte ja ooch ein Kind dort unten. Das habe ich natürlich nich gewußt, denn sonst . . . na kurz und gut, mir konnte so was nich passieren, ich bin 'n anständiges Mädchen, das wissen Sie, gnädiges Fräulein, aber die schlechte natürlich hat's Glück. Das ist nu mal immer so. Und dem Fräulein Marie, der wirds noch mal gerade so gehen. Ich meine natürlich, die Männer die werden sie liegen lassen, denn die, wissen Sie, gnädiges Fräulein, die verstehts nicht, denn die hats innerlich. Wer so die Augen schmeißen kann, das haben die Männer gern. Und wer so thun und sich rumschmieren kann und reden — die findet immer einen. Aber wie die Fräulein Marie — na, da gehen sie vorbei. Na schön is sie ja nich. Und sie hat eben nich 's Gethue. Sie hats eben innerlich, das weeß nur keener . . . . . Die bleibt sitzen.

Cäcilie war auf dem Schreibtischstuhl ängstlich hin und hergerückt, und ein paar Mal ward sie abwechselnd rot und blaß. So hatte sie mit der alten Emma noch nicht gesprochen, und unwillkürlich fürchtete sie sich vor diesem Ton, an dem das Mädchen aus dem Volke nichts fand. Dann bemühte sie sich, das Gespräch auf ein anderes Gebiet überzuleiten:

— Und wenn sie nun sitzen bliebe?

— Nu ja, das wäre am Ende auch kein Unglück!

— Emma, ich bin doch auch sitzen geblieben . . .

Das Mädchen bekam einen jähen Schreck:

— Herrjeses, gnädiges Fräulein, ich habe Sie aber doch nicht beleidigen wollen! Na so was, daran habe ich doch gar nich gedacht! Ich bitte nur schönstens um Verzeihung!

Cäcilie scherzte:

— Aber Emma — und Sie sind doch ebenfalls sitzen geblieben!

Einen Augenblick stutzte sie, dann fing sie so herzlich an zu lachen, wie Cäcilie selbst. Herrin wie Dienerin beruhigten sich erst nach längerer Zeit und nun, als ob sie Bundesgenossen wären und jetzt ruhig über das nähere reden könnten, fragte Cäcilie, indem sie mit dem Bleistift aus dem Küchenbuch im Haar stocherte:

— Und meinen Sie denn, daß das ein so großes Unglück sein soll?

Die alte Person schlug die Hände zusammen und blickte zum Himmel auf:

— Ach du mein Gott, nee! Nee, nee, gnädiges Fräulein. Wie oft hört man denn und sieht man denn, daß die Sache schlecht geht. Einer säuft, und einer prügelt seine Frau, und einer bringt ihr Geld durch, oder er hälts mit 'ner anderen. Nee, nee, nee, groß ist die Herrlichkeit nicht.

Cäcilie wollte weitere Ergüsse abschneiden und sagte aufstehend:

— Also, Emma, wir bleiben lieber, wie wir sind!

— Das ist 'n Wort, gnädiges Fräulein! . . .

Damit packte sie ihr Küchenbuch und das Wirtschaftsgeld zusammen und ging.

Am selben Tage fand Cäcilie in einem Schulbuche von Fritz eine Photographie Lillis, die angefertigt worden, um Ida in ihre Ehe Bilder aller Geschwister mitzugeben. Sie fragte, was das bedeute, konnte aber keine stichhaltige Erklärung bekommen, denn der Jüngling war wieder verstockt, wie er es öfter zu sein pflegte. Doch kurze Zeit darauf fand sich die Lösung.

Cäcilie ging mit den drei Nichten aus. Es war eben die Zeit, als die Jungen aus der Schule heimkehren mußten, und sie trafen sie unweit des Hauses. Ein Mitschüler begleitete sie, alle drei die Bücher nur mit einem Riemen zusammengeschnallt unter dem Arm, denn seit Ostern, seitdem sie in der Obersekunda saßen, hatten sie sich geweigert, die lederne Schultasche weiter zu tragen.

Man sprach mit einander, und Cäcilie sah, wie der Schulfreund der beiden Lilli betrachtete. Er sagte leise:

— Aber 's ist ja deine Schwester!

Fritz ward ärgerlich und ging allein weiter. Ernst aber, den die Tante über das sonderbare Benehmen befragte, bat, seinem Bruder nicht ein Sterbenswörtchen zu sagen, dann flüsterte er ihr zu:

— Er hat behauptet, Lilli wäre seine Flamme.

Cäcilie begriff nicht. Sie ahnte nur irgend etwas, das ihr peinlich war:

— Was soll denn das, der dumme Junge!

Eifrig erzählte Ernst wie etwas von ungeheurer Wichtigkeit, das er um jeden Preis loswerden wollte:

— Weil jeder seine Flamme hat. Bloß Fritz nicht. Und er würde sonst ausgefeixt werden!

Cäcilie machte ein ernstes Gesicht und schüttelte den Kopf. Während die anderen zurückblieben, schritt sie mit

Ernst voraus. Der weiche Jüngling hing sich an die Tante, und nun, wo er einmal im Zuge war, schüttete er sein Herz aus. Er hätte auch eine Flamme, aber es dürfe ja niemand gesagt werden, denn es sei vollkommenes Geheimnis, und nur der Tante wolle er es mitteilen. Und diesen Winter würde er sie beim Schlittschuhlaufen treffen. Das würde wundervoll werden. Er dächte sehr viel daran. Aber die Tante brauche gar keine Angst zu haben, es hindere ihn durchaus nicht am Arbeiten. Im Gegenteil, er würde sich große Mühe geben, um ihrer würdig zu sein.

Cäcilie war ganz beklommen zu Sinn bei diesem Bekenntnis des Jünglings. Sie ließ sich ruhig erzählen. Sie wollte sein Vertrauen sich erhalten, und in diesem jugendlichen Schwärmen lag eine Poesie, die sie anzog. Es war ja lächerlich, diese ganze Geschichte, denn die Käthe, von der er doch sprach, würde ja diesen Winter schon zum zweiten Mal auf die Hofbälle gehen und war überhaupt viel zu alt für ihn.

Aber da sagte er so nebenbei:

— Ich glaube, ihr Bruder ist Polytechniker.

— Bruder?

— Ja, Tantel, sie hat einen Bruder und noch eine Schwester, die ist in Rußland verheiratet, hat sie mir erzählt, und ich habe auch dadurch eine wundervolle russische Marke .. die violette, ich weiß nicht, wieviel Kopeken, die mir fehlte . . .

Cäcilie erschrak fast. Eine andere? Ging das so schnell? So ein verliebter, blutjunger Kerl. Und sie betrachtete Ernst, der immer noch schmal war und aufgeschossen, bartlos, und sie nur mit scheuem Blick ansah, dem sie befangen auswich:

— Nicht wahr, Tantel, du sagst es aber keinem Menschen, denn es ist ein Geheimnis.

Und bei einer anderen Gelegenheit zeigte er ihr ganz verstohlen eine kleine Schachtel, die auf allen Seiten zugesiegelt war. Er fragte, ob er sie aufmachen solle, aber er wartete die Antwort nicht ab, sondern erklärte, eigentlich dürfe sie nie aufgemacht werden, denn es sei eine Grabeskapsel, ein Heiligtum, denn darin läge ihr Herz.

Er öffnete, und sie erblickte etwas wie ein gelbliches, vertrocknetes Stückchen Bernstein. Ernst erklärte:

— Es ist nämlich ein sehr schweres Verfahren. Es ist aus dem Eiweiß von einem Vogelei geschnitten und dann getrocknet. Wir haben zwei Herzen geschnitten. Sie hat auch eine Kapsel. Weißt du, Tantel, das Herz wurde doch oft bei Königen in silberner Kapsel für sich aufbewahrt. Das sind unsere Herzen. Natürlich ist es nur ein Gleichnis. Aber ein schönes, nicht wahr? Aber nur du weißt es, Tantel! Nur du! Sie ahnt nicht einmal, daß du es weißt, also muß es ein Geheimnis bleiben!

Er war vor Erregung ganz rot geworden und steckte das Schächtelchen nun vorsichtig ein. Aber plötzlich nahm er es wieder aus der Tasche und gab es ihr:

— Tantel, bitte, bitte, thu mir einen Gefallen. Siegele es zu. Du. Ich kann jetzt nicht, weißt du, Tantel, weil es Fritz sonst sehen würde. Und der darf nichts davon wissen. Es muß aber gleich geschlossen werden, denn es darf keine Luft dazutreten!

— Ich wills sofort besorgen! — sagte sie und küßte die Stirn des verliebten Jungen, der ihr das größte Vertrauen schenkte, das er mit seinen sechzehn Jahren zu vergeben hatte.

Dann ging sie in ihr Zimmer, und ganz heimlich, gerührt, als hätte sie selbst ein Herz getauscht, siegelte sie das Kästchen

zu, auf allen Seiten mit einem Dutzend Siegel, auf die sie das Raugenhofensche Wappen drückte von einem Petschaft, das einst Ernsts Vater benutzt.

Es war eine Kinderei, oder ein Gleichnis, wie es der Jüngling genannt. Aber ein Gleichnis, das die ganze Menschheit zu umfassen schien, das hatte das Leben sie erkennen gelehrt. Die Geschichte von den zwei Herzen, die sich suchen, so lange die Erde steht, doch nicht immer finden, wie ihr eigenes bezeugte. Ihr altjüngferliches Mädchenherz, das eingekapselt lag, wie dieses mit zwölf Siegeln, und das sie hätte beisetzen können, schon heute, ehe sie noch selbst gestorben war.

Doch nein, nein! Ihr Herz gehörte allen, allen, die da litten und kämpften, denn es war weich und fühlte mit andern, Freude wie Schmerz. Und das schien ihr eigentlich mehr, als hätte es nur ein einziger besessen.

45.

Von Ida war endlich einmal ein längerer Brief gekommen. Sie schrieb der Tante, und über der Anrede stand: „Bitte erst allein lesen!"

Cäcilie bekam einen Schreck. Sie fürchtete, es möchte Ida irgend ein Unglück zugestoßen sein, und nun las sie, nachdem sie in ihr Zimmer gegangen war, und das Blatt zitterte dabei in ihrer Hand:

„Meine liebe Tante Cäcilie,

heute muß ich Dir etwas mitteilen, das zuerst nur für Dich bestimmt ist, wenn Du es auch später, jenachdem Du es für richtig hältst, den Geschwistern sagen kannst. Ich weiß nicht, wie Du darüber denkst, und glaube ich, Du würdest es mir, als ich noch im Hause war, wohl nicht gesagt haben. Als Verheiratete wird eben so sehr vieles ganz anders. Also ich werde meinem geliebten Claus, den ich von Tag zu Tag lieber habe und immer mehr erkenne, was für ein goldiger Mensch das ist, demnächst einen Erben schenken. Oder sollte es eine Erbin sein? Wir rechnen übrigens ganz bestimmt auf einen Sohn. Ein Mann ist doch am Ende viel glücklicher, obwohl ich riesig glücklich bin, das kannst Du mir glauben. Aber wieviel mehr Aussichten eröffnen sich nicht einem Mann, als einem Mädchen? Und dann brauchen wir einen Sohn, denn die Rangenhofen sollen doch nicht aussterben. Ich meine natürlich die rheinische Linie. Ach der Rhein, das Leben hier. Mein Gott, das ist freilich ein bißchen anders, als das gute langweilige Dräsen. Und thut es einem wohl, nicht immer das schreckliche Sächsisch zu hören, denn erst, wenn man wo anders ist, schärft sich das Ohr dafür. Es ist doch eigentlich furchtbar gemein. Der Prinz sagt, man hört es bei mir kaum mehr. Er ist sehr nett, und sein Bruder, der Fürst, bei dem Claus zur Jagd eingeladen war, ist ebenso liebenswürdig. Überhaupt leben wir sehr gesellig, wie das hier gar nicht anders möglich ist, da die Ulanen da sind, das Regiment meines Mannes, riesig nette Menschen, und so artig gegen uns, daß ich mich immer frage, was wir eigentlich gethan haben, daß sie so nett sind. Überhaupt hat Claus eine famose Stellung hier, und natürlich ich mit. Ich habe neulich mit

dem Regierungspräsidenten an einem Tisch gesessen, denn der Prinz hatte mich als Dame, und man aß an mehreren Tafeln. Aber ich bin etwas angegriffen und werde ich also schließen.

Deine

Ida."

Cäcilie hatte rote Wangen bekommen beim Lesen. Der Stil war so atemlos, so äußerlich, so oberflächlich, daß man, wenn man den Brief durch hatte, schon nicht mehr wußte, was eigentlich darin stand. Nachdenklich blieb sie sitzen. Ab und zu nahm sie das Blatt wieder auf und überflog eine Zeile.

Also ein Erbe! Der Lauf der Welt. Das natürliche, so lange es Menschen gab. Und doch erschien es ihr so besonders. Ida, das halbe Kind, das sie noch kaum als Jungfrau zählen mochte, das sie noch vor einem Jahr erzogen, sollte Mutter sein? Das Kind von einst, das sie auf den Armen gehabt und summend eingeschläfert, sollte nun selbst ein Kind wiegen.

Mutter! Das Wort hatte für sie immer etwas Hohes, etwas Heiliges gehabt, etwas, das auch dem ärmsten, jammervollsten, traurigsten, ja sogar verworfensten Wesen etwas verlieh, wie eine Weihe. Und nun war die kleine Ida bald dieses verklärenden Scheines teilhaftig. Und dann, dann meinte Cäcilie, hatte sie etwas, das ihr gebrach.

Sie fühlte, daß das Weib, das der Menschheit neue Sprossen schenkte, ihren Beruf erfüllte, nützlich war. Und sie empfand ihr eigenes Dasein nicht als so gesegnet.

Doch sie verweilte nicht lange bei dem Gedanken: die Stimmung wich. Sie nahm den Brief wieder auf und prüfte. Es war ihr schmerzlich zu Sinn: nichts hatte sie bisher er-

fahren von dem Erben, der bevorstand, und nicht, wann? „Demnächst" begnügte sich Ida zu schreiben. Damit ward die Tante abgespeist, als hätte sie nicht bisher über jedem Atemzug ihrer Pflegekinder gewacht. Es ging sie plötzlich nichts mehr an. Das Junge war flügge geworden und verließ den Horst. Eigene Wege schlug es ein und schien zu sagen: ‚Du hast mich genug bemuttert, jetzt laß mich, ich brauche dich nicht mehr.'

Am wehesten that Cäcilie, daß keine Bitte in dem Briefe, sie möchte die Wochenpflege übernehmen. Mein Gott, sie war doch vor dreizehn Jahren, als sie selbst noch hoffnungsmögliches junges Mädchen schien, der kleinen Else, zu Irenes Entsetzen, sofort nach der Geburt Hannahs beigesprungen.

Sie sehnte sich nach einem Wort, einem einzigen dürftigen nur: Ida danke, sie brauche sie nicht, oder es wäre zu weit, oder Tante Cäcilie müsse ja doch zu Haus bei den anderen bleiben. Nur irgend etwas! Nur eine Erwähnung!

Cäcilie hätte doch alle Schwierigkeiten überwunden, wäre herbeigeeilt, um beizustehen. Es war ja ihr Glück auf der Erde, zu helfen, zu dienen, anderen nützlich zu sein.

So ging es nicht. Aufdrängen? — Nein. Und an diesem Tage war sie traurig bis an den Abend.

Am nächsten Morgen hatte sie es schon ein wenig überwunden, und beim Mittagessen erzählte sie den Kindern von Idas Brief, ohne jedoch Genaueres zu erwähnen. Als dann abends sich der Geheimrat einstellte, der schon seit Wochen zum gewohnten Plauderstündchen nicht erschienen war, weil er dienstlich sehr beschäftigt gewesen, gab es eine Menge zu erzählen, zu fragen, und fürs erste ward von dem Briefe nicht gesprochen.

Aber Cäcilie hatte ihn bei sich. Sie wartete nur auf

den passenden Augenblick, ihn vorzulegen. Doch der Geheimrat schnitt ein Thema an, das die Gedanken ablenkte. Er fragte:

— Sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, haben Sie nicht ans Ausgehen diesen Winter gedacht?

— Ich wollte eigentlich noch warten!

— So . . .

— Ja, Marie macht sich gar nichts daraus — die ist froh, wenn es dieses Jahr nicht ist, und Lilli, finde ich, ist noch ziemlich jung . . .

Er sann nach. Dann sagte er kurz:

— Ich stimme Ihnen völlig bei und zwar aus folgender Überlegung. Marie befindet sich meiner Ansicht nach in keinem günstigen Stadium. Sie, sie sollte stärker werden. Sie ist erschreckend mager. Sie müßte, wie man sagt, mal ordentlich herausgefuttert werden! Lassen Sie's also diesen Winter! Umsomehr, und das ist Punkt zwei, als Lilli wahrscheinlich nächstes Jahr noch besser aussehen wird, als jetzt. Sie ist jetzt eine Rosenknospe mit zuviel grünen Blättchen, in einem Jahre, passen Sie auf, wird das ein entzückendes Mädchen. Und dann wird sie, denke ich, gleich einen Mann finden. Das ist besser, als zu früh anfangen und dann Jahre hindurch die Bälle unsicher machen! . . .

Er schwieg und starrte vor sich hin. Nach einer Weile fuhr er nachdenklich fort:

— Ich sehe es an meiner Käthe!

Cäcilie mußte lächeln:

— Aber sie ist doch erst einen Winter ausgegangen!

Lebhaft fiel er ein:

— Gewiß, das sage ich auch! Aber meine Frau nicht. Meine Frau ist enttäuscht, daß unsere Käthe nicht schon

voriges Jahr, wo möglich auf dem ersten Balle, wie man sagt, „an den Mann gebracht worden ist". Als ob das überhaupt nötig wäre. Bitte, wozu denn? Meine Frau sieht den verflossenen Winter als verlorenen Feldzug an. Ich bin ja gewiß auch für das Ausgehen. Ich halte es sogar nicht nur für nützlich, sondern fast für notwendig für so ein junges Ding, denn es scheint mir die einzige Möglichkeit, daß ein Mädchen viele andere Männer kennen lernt, Leute sieht, eine Ahnung bekommt vom Umgange, vom Verkehr mit Menschen, und so gute und böse einigermaßen unterscheiden lernt. Sie soll sich umsehen — das ist der Zweck. Nicht aber, um durchaus, mags biegen oder brechen, unter die Haube zu kommen. Ich halte das nicht im geringsten a priori für ein Glück. Gewiß kann ein Glück daraus werden. Aber ebenso leicht ein Unglück. Und die Anzahl unglücklicher Ehen ist groß, wobei ich zugeben muß, daß die Schuld in der Mehrzahl der Fälle wohl auf Seiten des Mannes liegt. Sagen Sie mal, sagen Sie mal . . Fräulein Cäcilie . . .

Er zögerte und hörte schließlich ganz auf zu sprechen. Er war zerstreut. Offenbar wußte er nicht mehr, was er hatte sagen wollen. Cäcilie blickte ihn an und wartete. Sein geistvoller Kopf sah jetzt plötzlich mit halboffenem Munde und starrem Glasblick fast thöricht aus. Sie wunderte sich über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Es rief ihr einen Tag ins Gedächtnis zurück, als sie Väterchen schlafend gefunden mit verschobener Wange, herabhängender Lippe und einem Ausdruck, daß sie ihn gar nicht erkannt hatte. Sie war damals so erschrocken, als läge vor ihr ein wildfremder Mensch.

Und auch jetzt kam ihr der Gedanke: wenn es Augenblicke gab, in denen einem die nächsten Lieben vorkommen, als

hätte man sie noch nie gesehen, war es dann nicht das größte Wagestück des Menschenlebens, sich zusammenzuketten auf immer mit einem, den man doch kaum kannte?

Sie empfand eine Beruhigung darüber, daß sie allein stand. Unbewußt hatte sie sich bisher zufrieden mit ihrem Schicksal gefühlt, jetzt ward es ihr aber verstandesklar, wie ihr bisheriger Lebenslauf sich glücklich gefügt. Es war kein Plan ihrerseits gewesen, ihr Leben so oder so zu gestalten — von selbst war dies ihr genaht, jenes ihr ferngeblieben. Für das, was sie nicht genossen und besessen, hatte sie anderes gehabt, das wieder jenen fehlte, die Lebensstellungen und Dinge genossen, die ihr entschlüpft.

Wenn sie zurücksann an alles, was ihr Gott geschenkt, überkam sie innige Dankbarkeit. Doch seltsam hatten im Lauf der letzten Jahre sich ihre Gedanken gewandelt: sie empfand es als nicht ungerecht, was ihr beschert war, als hätte sie sich ein bescheiden behagliches Dasein, wie sie es führte, verdient.

Sie wußte, daß sie arbeitete, sich Mühe gab mit der Erziehung der Kinder von früh morgens bis spät in die Nacht. Sie hatte ein stilles, stolzes Gefühl ihres Wertes: die Befriedigung des Menschen, der etwas schafft.

Da fuhr der Geheimrat aus seinen Träumen auf. Sein Gesicht nahm den gewohnten Ausdruck an mit den blitzenden Augen, dem lebhaft wechselnden Zug um den Mund, und er stotterte:

— Was ich sagen wollte, gnädiges Fräulein . . .

Aber er brachte es nicht heraus:

— . . . ich habe es wahrhaftig vergessen. Ich wollte . . . na . . . na . . . Hm Gott . . . ich hatte es doch eben . . .

Er sollte es nicht finden, denn Emma kam mit einem dicken Briefe:

— Für mich? — fragte Cäcilie.

— Jawohl. Eingeschrieben.

Sie bekam nie eingeschriebene Briefe und betrachtete schon den Umschlag mißtrauisch, wie ein Bauer, der von der Behörde eine Mitteilung erhält. Da sie unterschreiben mußte, ging sie in ihr Zimmer. Lilli war mit der alten Emma hereingekommen und setzte sich zu ihrem Vormund, so öffnete Cäcilie an ihrem Schreibtisch erwartungsvoll den Brief, um einen Blick hineinzuwerfen.

Ein zweiter Brief lag darin. Sie las die Adresse. Er war an Geheimrat von Brons gerichtet. Nun überflog sie schnell die Zeilen, die mit „Verehrtes gnädiges Fräulein" begannen. Sie kannte die Handschrift nicht, wendete das Blatt um, nach der Unterschrift zu sehen: „Emmerich Prinz Roiningen-Althaus."

Cäcilie klopfte das Herz. Was wollte denn der? Sie jagte nur so über die klare leserliche Handschrift hin, während sie am Schreibtisch stand, in der einen Hand das Papier, die andere auf die Tischplatte gestützt.

Der Prinz schrieb kurz, einfach. Er bat um Lillis Hand. Und es stand etwas in seinem Briefe, das Cäcilie berührte, als hätte ihr jemand das schönste gesagt, das sie sich nur erdenken konnte. Er schrieb:

„. . . Ich weiß, daß Geheimrat von Brons als Vormund seine Zustimmung geben muß, aber ich erblicke in diesem Ja oder Nein mehr die juristische Seite der Angelegenheit. Sie aber vertreten Mutterstelle und haben meinem Gefühl nach das erste Anrecht, von meiner Bitte unterrichtet zu sein. Und Sie, gnädigstes Fräulein, die im Herzen Ihrer Nichte, wie ich gefühlt habe, die höchste Stelle einnehmen, bitte ich nun inständigst, auf meiner Seite zu

stehen. Ich glaube, ja ich weiß, ich fühle es, sie wird nicht nein sagen. Mit ihr früher zu reden, hatte ich kein Recht, denn meine häuslichen Verhältnisse legten mir die Verpflichtung auf, mich zurückzuhalten, bis sich darin etwas geändert haben würde. Dies ist geschehen. Wie, setze ich dem Herrn Vormund auseinander in dem beigelegten Schreiben, das ich Sie bitte, nach Ihrer Entscheidung entweder ihm zuzustellen oder zu verbrennen. Sie sehen, mein Glück ist Ihnen überantwortet. Sie, die Mutter, mögen das kleine Herz erforschen, aber wenn nur ein Schlag darin für mich ist . . ."

Cäcilie las es mehrmals hintereinander, und bei den Worten: ‚das erste Anrecht' und ‚Sie, die Mutter' wurden ihr die Augen naß. Der Brief gefiel ihr über die Maßen, der ruhige, bescheidene, junge Officier hatte ihr bei der Hochzeit einen so angenehmen Eindruck gemacht, daß sie entschlossen war, wenn es nötig schien, ihm, seiner Bitte gemäß, bei Lilli zur Seite zu stehen.

Seit jenem Abend nach der Hochzeit hatte sie nie wieder mit Lilli davon gesprochen. Sie war ja noch zu jung, und das ganze ein Traum. Ihr Märchenprinz kehrte nicht zurück.

Und nun kam er. Ein Jahr hatte er geschwiegen. Sie mußten meinen, er hätte die arme, kleine Lilli vergessen, denn wenn auch Ida ihn öfters erwähnt, so hatte nie anderes aus ihren Briefen geklungen, als eine Art von Wichtigthuerei mit „Seiner Durchlaucht" und seinem Bruder, dem „regierenden Fürsten". Ja, solche Erwähnungen hatte Cäcilie sogar ihrer Nichte vorenthalten, um nicht in dem jungen Herzen die erste kleine Wunde jedes Mal wieder aufzureißen.

Oder war sie vernarbt?

Cäcilie ward ängstlich. Sie stand schon ganz auf des

Brautwerbers Seite. Ja, so gewonnen war sie, die alles mit dem Herzen erfaßte, das eben angerufen worden, daß sie alle Zweifel Lillis in ihrem Aufschwung hätte widerlegen mögen.

Lilli war drüben. Sie brauchte sie nur zu fragen. Aber vor dem Geheimrat ging es nicht. Cäcilie klingelte ihrer alten Dienerin:

— Fräulein Lilli soll doch mal einen Augenblick herüberkommen.

Emma sah ihre Herrin von der Seite an. Sie wußte nicht, hatte sie geweint, oder war ihr eine große Freude geschehen. Sie sah so erregt aus und so feierlich dabei.

Lilli kam. Cäcilie zwang sich, ganz ruhig zu sein, aber ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

— Ich muß dir etwas mitteilen, Kindchen, da setze dich mal her!

Das Mädchen machte ein erstauntes Gesicht und ließ sich in ihres Großvaters Lehnstuhl langsam nieder, daß sie fast ganz in den alten, verbrauchten Federn versank. Und beim Schein der einen Kerze auf dem Schreibtisch, die Cäcilie vorhin angezündet, um den Einschreibebrief zu bestätigen, beugte sie sich vor, und fragte:

— Erinnerst du dich des Abends nach Idas Hochzeit?

— Ja, Tantchen.

— Und was wir da sprachen?

Lilli senkte den Kopf.

— Ja, Tantchen.

— Und, daß du sagtest, das kommt nie wieder?

Sie behielt das Gesicht zur Erde:

— Es kommt auch nicht wieder.

Cäcilie erhob sich:

— Und wenn es nun käme?

Lilli fuhr empor:

— Was? Wer?

Cäcilie lächelte:

— Dein Märchenprinz!

— Tantchen!

Das Mädchen war aufgesprungen und hatte die schlanken Ärmchen um der Tante Nacken gelegt. Sie versteckte ihr Gesicht und fragte ängstlich:

— Hat er geschrieben?

Cäcilie machte sich los und hielt die beiden Papiere in die Höhe:

— Hier. Er hat mich gebeten, bei dir Fürsprecherin zu sein.

— Ja, ja, ja . . . .

Cäcilie lachte:

— Ja, ja, ja? Was soll denn das heißen?

— Ich will!

— Was willst du?

— Tantchen, so quäle mich doch nicht!

— Ja, Lilli, du mußt mir genau antworten! Er hat mir geschrieben, wenn du einverstanden bist — und ich — so sollen wir diesen anderen Brief dem Onkel Geheimrat geben. Willst du ihn hinbringen?

Lilli streckte schon die Hand darnach aus, aber sie zögerte:

— Gleich jetzt?

Cäcilie lachte hell auf:

— Gleich jetzt.

Nun nahm Lilli den Brief und lief voraus zum Wohnzimmer, in dem der Geheimrat noch wartete. Er wollte bald gehen, war schon aufgestanden und schritt auf und nieder, daß man gegen die Lampe nur seinen dunklen Schatten sah.

Das junge Mädchen ging tödlich verlegen auf ihn zu. Sie war nicht imstande, ein Wort der Erklärung zu stammeln, sondern, als er sich umdrehte, stürzte sie ihm entgegen und drückte ihm den Brief in die Hand, indem sie bloß rief:

— Da!

Ehe er die Adresse lesen konnte, war sie entflohen.

46.

Der Geheimrat mußte der Begeisterung einen Dämpfer aufsetzen: er fand Lilli zu jung und meinte, mindestens sollte das Paar noch ein oder zwei Jahre warten. Daß Ida ebenfalls mit siebzehn Jahren geheiratet hätte, wäre kein Grund, den gleichen Leichtsinn bei dem zweiten Mündel zu wiederholen. Endlich hielt er das Hineinheiraten in eine Familie des hohen Adels für keinen Segen. Er hegte die Befürchtung, Lilli könnte als nicht ebenbürtig, als Eindringling betrachtet werden, und dadurch vielleicht noch einmal bitteren Stunden entgegengehen, wenn auch der Sache keine praktische Bedeutung zuzuschreiben war, da die Verbindung mit einer einfachen Adeligen nicht wider die Hausgesetze verstieß.

Die Frage, wovon das junge Paar leben sollte, war gelöst. Wie Prinz Roiningen angedeutet, hatte er deswegen das verflossene Jahr nichts von sich hören lassen. Eine Tante, eine geborene Prinzessin Roiningen, die einen rheinischen Großindustriellen geheiratet hatte, einen Herrn Duysen, und seit langen Jahren schon Witwe war, wollte helfen. Sie

hatte seinerzeit wegen ihrer Ehe mit dem Bürgerlichen von Seite ihres Vaters, der Emmerichs Großvater gewesen, allerlei Zurücksetzungen erlitten.

Die kinderlose Frau hatte ihr sehr bedeutendes — Duysensches — Vermögen milden Stiftungen hinterlassen wollen, als ihr Großneffe Emmerich sich ihr anvertraut, war sie jedoch bereit, einen ansehnlichen Zuschuß zur jungen Ehe beizusteuern aus reiner Freude darüber, daß die Braut einfach ‚von' Rangenhofen hieß.

Und als Prinz Roiningen, der ungeduldig geworden war, plötzlich in Dresden erschien und dem Geheimrat einen Besuch machte, um die Entscheidung zu erfahren, setzte er bei Besprechung der Finanzierung der Ehe hinzu:

— Wenn meine Braut bürgerlich wäre, hat die Tante mir gesagt, würden wir das Doppelte erhalten, und brächte ich eine Jüdin ins Haus, verschriebe sie ihr sofort eine Million. Aber den Gefallen kann ich Tante Anastasia nun mal nicht thun.

Im Laufe des Gesprächs gewann der Prinz durch seine Einfachheit immer mehr des Geheimrats Herz, und als er ihm mitteilte, sein ältester Bruder, der Fürst, hätte ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt, gab der Vormund seine Einwilligung.

Als Irene von der Verlobung erfuhr, hatte sie Emmerich den Polterabend völlig verziehen. Ja, als das junge Paar in Cäciliens Begleitung seinen Antrittsbesuch machte, war sie von einer Liebenswürdigkeit, wie die Schwester sie nie bei ihr erlebt.

Sie hatte bitten lassen, es ihr ja vorher zu sagen, wann sie kämen, und nun wurden die drei sofort gebeten, zu einer Tasse Thee zu bleiben.

Irene hatte ein neues, blauseidenes Kleid an mit Tournüre,

Tunica und glatten, spitzenbesetzten Ärmeln, dazu eine Perlenschnur um den Hals, ein ganzes Geklapper von Armbändern, im ganzen reichlich viel Schmuck. Günther war auch sehr sorgfältig gekleidet mit dicker, birnenförmiger Perle in der Plastronkrawatte. Er war recht grau geworden, nur im Schnurrbart fand sich kein weißes Haar. Beide waren von der größten Liebenswürdigkeit, lebhaft, aufmerksam, fast herzlich, sodaß, als das Brautpaar, dem die Wohnung gezeigt wurde, in einem kleinen Boudoir einen Augenblick allein zurückblieb, Emmerich seiner Braut zuflüsterte:

— Ich finde sie aber doch gar nicht so schlimm, wie ihr sagt. Sie sind eigentlich riesig nett!

— Weil du mitbist!

— Aber, aber . . . wieso denn?

Lilli blickte ihn bewundernd an:

— Weil du der beste Mensch bist auf der ganzen Welt . . . und du . . .

Er lachte und beugte sich schnell nieder. Durch einen Kuß hieß er sie schweigen. Aber sie war nicht wie Ida, sondern scheu, gleich einem jungen Reh. Sie wich aus, sie bog sich zur Seite und errötete. Ein kleiner Kampf fand statt, dann schloß sie hintenübergelehnt die Augen. So blieben sie eine Weile, bis man nach ihnen rief. Eiligst richteten sie sich wieder auf, er schob seinen Arm in den ihren, und sie schritten gerade aufgerichtet nebeneinander zur Thür hinaus, als hätten sich nie ihre Lippen berührt.

Die Wohnung machte ein wenig den Eindruck, als wäre sie auf den Besuch hin vorbereitet. Es war alles zu ordentlich.

In Irenes Boudoir stand eine augenfällig aufgebaute Staffelei mit angefangener Italienischer Landschaft, ohne Vor-

lage, denn die Natur war nicht so auf der Wienerstraße und eine Studie dazu nicht zu sehen.

— Seit wann malst du denn Irene? — fragte Cäcilie.

Baronin Börking sagte so nebenbei:

— Ach, ich habe doch immer etwas gemalt!

Dann trugen den Theetisch zwei Diener herein, während für Cäciliens Besuche allein sonst nur einer aufgewendet worden war. Übrigens machte der eine den Eindruck, als ob er der Kutscher wäre.

Das Gespräch ging in angenehmer Plauderei weiter, Günther unterhielt Cäcilie und Lilli, während Irene den Prinzen ganz in Beschlag nahm. Sie hatte sich über seine Familie im Gotha noch einmal genau unterrichtet, und gab das jetzt zum besten. Vom Fürsten war die Rede und immer wieder vom Fürsten, nie jedoch von der Duysen, geborenen Prinzessin Roiningen, denn Irene wußte nicht, ob Emmerich darüber sehr erfreut sein würde.

Er aber sagte mit der größten Einfachheit:

— Wir müssen meiner Großtante Duysen sehr dankbar sein, denn sie giebt uns die Mittel, heiraten zu können. Oder eigentlich meinem verstorbenen Großonkel, denn von dem stammt das Geld!

— Ach so! — meinte Irene erstaunt. Da kam Eva-Marie, trotz ihrer fünfzehn Jahre ein schmächtiges, fast schwächliches Kind mit blau geäderten Schläfen. Sie war schmal in den Schultern, engbrüstig, den Verdacht der Lungenkrankheit erweckend, obwohl Irene immer, wenn Cäcilie nach der kleinen Nichte fragte, zu antworten pflegte, sie wäre in der letzten Zeit sehr kräftig geworden.

Eva-Marie war verlegen und wandte sich, während sie zum Sprechen gereizt wurde, fortwährend zu ihrer

Miß um, die in der Thür stehen geblieben war und lächelnd zusah.

Schließlich lief Eva-Marie, die eine Seidenschärpe trug, affig und zu jung für ihr Alter, einfach davon. Die Eltern lachten darüber. Cäcilie, immer im Gedanken an Erziehung, ärgerte sich. Man hätte es dem Mädchen beibringen müssen, fand sie, und unwillkürlich zog sie einen Vergleich zwischen der Braut Lilli, die nur zwei Jahre älter war, als dieses halbe Kind.

Irene setzte ihrer Artigkeit die Krone auf, indem sie verkündete, als sich die drei empfahlen, daß der Wagen unten wartete, um sie nach Haus zu fahren. Trotz des kalten Januartages gab ihnen Günther bis an das Hausthor Geleit, und auf den dicken Gummireifen rollten sie weich und unhörbar nach Haus: das erste Mal, daß Cäcilie die Ehre hatte, den Wagen der Schwester zu benutzen, abgesehen von einigen hundert Metern, die sie einmal mitgenommen worden war.

In der nächsten Zeit wurde die Ausstattung besorgt. Die Monogramme in die Wäsche ließ Cäcilie zu Haus sticken. Sie selbst arbeitete daran mit Marie, soviel sie konnte, und als Emmerich, der keinen längeren Urlaub hatte, in seine Garnison zurückkehren mußte, half auch die glückliche Braut.

— Die Fürstenkrone macht sich eigentlich viel leichter! — fand Lilli.

Cäcilie ließ die Arbeit sinken:

— Daß unsere Kleine noch mal ein Prinzeßchen würde, wer hätte das gedacht!

Die kleine Cécile, die verwendet wurde, um ein paar falsche Stiche aufzutrennen, fragte:

— Wirst du denn da auch Durchlaucht, Lilli?

Lilli machte einen Scherz, hob stolz den Kopf und sagte:

— Natürlich, Cécile, und wenn du mich dann noch Lilli nennst, sollst du mal sehen!

Cäcilie, die kleine Cécile und die Braut lachten herzlich. Marie aber hatte plötzlich mit einem scharfen Zuge um den Mund dazwischen gerufen, schneidend, wegwerfend bitter:

— Na, das fehlte auch noch!

Die anderen blickten erstaunt auf. Die Schwestern senkten die Augen wieder auf die Arbeit. Cäcilie aber betrachtete mit schmerzlichem Ausdruck die steife, hagere Figur der ältesten, die jetzt zum zweiten Mal von einem Manne, dem die jüngere Schwester gefallen, übersehen worden war.

47.

Cäcilie fragte sich, ob sie nicht mit Lilli nach Schloß Roiningen an den Rhein fahren müsse, um die Braut dem Fürsten und der Fürstin, sowie der Tante Anastasia vorzustellen. Die Zeit war etwas kurz bemessen, und der Geheimrat, der als Vormund dazu gehörte, hatte Influenza und konnte sich nicht recht erholen. Da war es denn allen eine Erlösung, als Emmerich schrieb, sein Bruder ließe vielmals danken, er hoffe, bei der Hochzeit in Dresden seine Schwägerin kennen zu lernen.

Damit war ausgesprochen, daß Fürst Roiningen kommen wollte, und das setzte Cäcilie in größte Verlegenheit. Dem war ihr Haushalt nicht gewachsen. Sie war ganz verzweifelt und fing an nervös zu werden. Sie meinte, mit so etwas

hätte sie keine Erfahrung, sie wüßte nicht, wie sie sich benehmen sollte, und zuletzt war sie nahe daran Irene die Vorbereitungen zu überlassen.

Als aber Emmerich kam, gewann sie Mut und um so größeren, als er einen Auftrag hatte, der ihr einen Stein vom Herzen nahm: Tante Anastasia ließ durch ihn sagen, das kleine Kapital, das ihrer lieben Großnichte einst einmal zufallen würde, sollte nicht noch geschmälert werden durch die Kosten der Hochzeit. Sie würde für alles aufkommen.

Prinz Roiningen schloß lachend:

— Tante hat gemeint, sie würde schon deswegen gern die Hochzeit ausrichten, damit der „regierende Fürst" mal von Duysenschem Gelde äße. Wenn ich das meinem Bruder sagte, würde er gar nicht kommen.

Lilli schmiegte sich an ihn:

— Um Himmelswillen, wir wollen nichts sagen! Sonst käme er nicht, obgleich ich furchtbare Angst vor ihm habe!

Emmerich lachte sie aus, aber im Grunde ging es Cäcilie genau wie ihrer kleinen Nichte. Doch sie kamen bald auf andere Gedanken, denn der Bräutigam erzählte, er sei versetzt worden und zwar zu den dritten Gardedragonern. Damit verband weder die Braut, noch Cäcilie eine bestimmte Vorstellung, nur dunkel erschien es ihnen, als etwas Besonderes, daß er bei der Garde stand.

Der Prinz war aber nicht sehr erfreut darüber. Er habe sein Regiment lieb, sei am Rheine aufgewachsen und außerdem wäre natürlich das Leben in Berlin sehr viel teurer.

Jetzt horchte Lilli auf:

— Berlin? Dann wohnen wir also in Berlin? — Sie schien das als das Höchste zu betrachten und wurde nun schweigsam auf lange Zeit, weil der Gedanke in ihrer Seele

fortarbeitete. Cäcilie aber beschlich eine leise Sorge. Für sie war Berlin, das sie nicht kannte, etwas Erdrückendes, zu Großes, dem man lieber fernblieb. Und sie, die mit den Kindern jedesmal ängstlich sich umblickte, ehe sie über die harmlos stillen Straßen ging, stellte sich den Verkehr in der deutschen Hauptstadt so vor, daß man ständig von Überfahrenwerden bedroht sei, daß die Angst vor Dieben und Schlimmerem keine Ruhe aufkommen lasse.

Aber sie sagte nichts, um Lilli nicht zu beunruhigen.

Wieder wurde die Liste der Einzuladenden besprochen, die übrigens Emmerich von seiner Seite aus schon fertig mitbrachte, und dies Mal beschränkte sich der Kreis nicht wie bei Idas Hochzeit auf wenige Menschen, sondern, da Tante Anastasia für die Kosten eintrat, war es eine ganz große Versammlung, die sich im Albertshof zusammenfinden sollte. Er lag am Bismarckplatz, schräg der Rangenhofenschen Wohnung gegenüber.

Als Irene die Liste der Gäste sah, war sie stolz auf die fürstliche Verwandtschaft. Sie erklärte Lilli bei jedem Namen, wer es wäre, denn die hatte trotz der langen Auseinandersetzungen ihres Verlobten keine Ahnung. Nur die nächsten Mitglieder ihrer künftigen Familie kannte sie einigermaßen, obgleich sie auch da noch die komischsten Verwechselungen anrichtete, sodaß Irene kurz darauf zu Cäcilie sagte:

— Ich glaube, das Kind hat keine Idee, welche Ehre ihr zu teil wird, in welche große Familie sie kommt.

— Ja, es sind furchtbar viele! — meinte Cäcilie einfach. Ihre Schwester blickte sie scharf an und antwortete verstört und ernst:

— Cäcilie, du scheinst mich gar nicht zu verstehen . . .

— Natürlich verstehe ich dich. Zwei ganze Seiten hat Emmerich uns Namen vorgelesen.

Irene lachte jetzt gerade heraus. Aber sie gab es auf, weiter über das Thema zu sprechen.

Jeder von den Bekannten und von der Familie hatte überhaupt eine andere Ansicht über die Ehe. Frau von Brons fand, Emmerich habe mit seinem riesigen Schnurrbart und starkem Haarwuchs eigentlich nicht viel Prinzliches, so etwas würde sie für ihre Käthe nicht wünschen. Else war zwar ihrem Briefe nach sehr erfreut über die gute Partie, schrieb jedoch, sie hätten die Befürchtung, irgendwie sei die Geschichte doch nicht in Ordnung, denn bei den Familienverbindungen der Roiningen könnte der junge Prinz doch eine ganz andere Partie machen, als ein unbemitteltes Fräulein von Rangenhofen heimzuführen. Und sie ließ durchblicken, sie befürchtete, es möchte gegen Emmerich etwas vorliegen, wodurch keine mediatisierte ihn wolle.

Darauf antwortete Irene, die nun so Feuer und Flamme für die Ehe war, daß sie gegen ihre Bekannten von nichts anderem mehr sprach, fast beleidigt: es wäre unrecht und sehr wenig verwandtschaftlich, den Bräutigam in Mißkredit zu bringen. Dabei stellte sie plötzlich den Grundsatz des Zusammenhaltens in der Familie auf, sodaß Fritz, als davon die Rede war, schnell fertig meinte:

— Tante, ich würde Tante Irene sagen: bei sich selber anfangen.

Die Freundinnen Lillis verhätschelten sie jetzt mehr als sonst. Es gab auch ein paar darunter, die es geradezu für politisch hielten, sich mit einer zukünftigen Prinzessin gut zu stellen. Nur einzelne rümpften die Nase: „Bah, Prinzeß Roiningen ist auch weiter nichts, er hat ja nicht mal ein Château.“ Alle aber regten sich über die Frage auf, ob sie wohl eingeladen werden würden.

Die Mütter meinten, das wäre keine üble Gelegenheit, um für ihre Kinder Beziehungen anzuknüpfen, denn jede fast war der Ansicht, ihre Tochter sei zum Prinzenfang mindestens ebenso geeignet wie Lilli.

Die Väter witterten eine Möglichkeit, mit allerlei Fürstlichkeiten in Berührung zu kommen, oder sie hatten eine unbestimmte Ahnung, es könne ihnen Vorteil bringen, denn es hieß bereits, der Reichskanzler würde erscheinen. Je mehr Zeit verstrich, desto mehr schwollen die Gerüchte an. Ein Spaßvogel verbreitete auf dem ersten Hofball des Jahres die Nachricht, Seine Majestät der Kaiser habe sich angesagt.

Bei dem Mangel an vernünftigem Gesprächsstoff in den Gesellschaften wurden allerlei Möglichkeiten in Erwägung gezogen, wie die Hochzeit stattfinden sollte und wo. Einer verlegte sie nach Berlin, einer gar ins Ausland. Man kannte dieses, wie es hieß, erst siebzehnjährige Fräulein von Rangenhofen nicht. Niemand wußte von ihr, aber darum beschäftigte man sich mit ihr um so mehr. Wie war es möglich, daß sie sich außerhalb der Gesellschaft hielt, warum hatte man von ihr bisher nichts gehört?

Die meisten sahen darin, daß Lilli ohne auszugehen eine solche Partie machte, eine Art Übergehung des Normalweges, eine Unrichtigkeit, die man allerseits bekrittelte.

Erst jetzt erinnerte man sich, daß die Baronin Börking doch eine Rangenhofen war. Und da Irene sehr bekannt war, es sozusagen keine Geselligkeit gab, bei der sie nicht erschien, interessierte man sich doppelt.

Cäcilie ahnte nichts von alledem. Die wenigen Menschen, die sie sprach, hätten gerade ihr nichts gesagt. Aber angeredet ward sie auf das Ereignis von allen Seiten.

Kommerzienrat Hermann, stark gealtert und dem von

einem leichten Schlaganfall eine Augenlidlähmung links zurückgeblieben war, sodaß er sich gewöhnt hatte, den Kopf ganz in den Nacken zu werfen, um durch den Lidspalt besser hindurchzusehen, fragte schmunzelnd, nachdem Cäcilie ihre Geschäfte erledigt:

— Nun, gnädiges Fräulein, wie geht es denn der Prinzessin-Nichte?

Sie war erstaunt:

— Wissen Sie denn davon?

Er lächelte:

— Es hat doch in den Blättern gestanden! Und man hört auch sonst davon . . .

Früher hätte Cäcilie möglichst schnell das Weite gesucht, jetzt war sie ruhiger und sicherer geworden. Sie blieb, und erzählte mit ein paar Worten, sie wären alle sehr glücklich und der Bräutigam wäre ein überaus netter, einfacher Mensch. Ja, sie verschmähte es sogar nicht, noch hinzuzufügen, in dem Gefühl, auch in diesen Kreisen möchte man günstig über die kleine Lilli urteilen:

— Und Fürst Roiningen — ist mit der Wahl seines Bruders sehr einverstanden. Er kommt natürlich zur Hochzeit.

Der Bankier wollte bei dieser Gelegenheit sofort mehr erfahren, als andere wußten:

— Wann wird sie denn sein, gnädiges Fräulein?

Sie zuckte die Achseln:

— Das steht noch nicht fest!

Aber nun hatte sie genug geleistet und stürmte davon. Sie rannte auf der Straße noch eine ganze Weile, ehe sie den Schritt mäßigte. Am Altmarkt begegnete ihr eine Jugendbekannte, eine Gräfin Döbell, die Frau eines Kavalleriebrigadekommandeurs. Cäcilie wußte genau, wer es war, denn die

einstige Jenny von Egersen hatte sich kaum verändert bis auf das Breiter- und Vollerwerden der Jahre, aber sie grüßten sich nicht mehr.

Vielleicht hätte keine von beiden genau sagen können, warum. Sie hatten sich seit der Mädchenzeit nicht wiedergesehen, gingen gänzlich verschiedene Wege, der Gruß der Gräfin mochte in der Zerstreutheit einmal ausgeblieben, der Cäciliens nicht artig erwidert worden sein. Kurz, sie trafen sich zwar öfters, aber Gräfin Döbell blickte Fräulein von Sarryn immer an wie ein Wunder, ohne sich zu rühren, und diese wendete befangen das Auge ab.

Cäcilie wollte wieder vorbeihuschen, als sie fühlte, daß die andere auf sie zuging. Noch immer suchte sie, scheinbar ohne die auf sie zu Eilende zu bemerken, vorüber zu kommen, da hörte sie:

— Cäcilie, bist du's?

— Ach . . .

— Wir kennen uns doch noch!

Die Gräfin lächelte etwas gezwungen, und Cäcilie bemerkte, daß sie doch abgesehen von Breite und Fülle nicht ohne Spuren der Jahre geblieben war, denn sie trug falsche Vorderzähne. Und Fräulein von Sarryn sagte gedehnt, fragend, in unschuldiger Verstellung als süße, kleine Rache für den von der Generalmajorsfrau nicht mehr erwiderten Gruß der alten Jungfer:

— Doch . . . Jenny Egersen . . .?

— Habe ich mich so verändert . . .?

— Ich glaube etwas . . .

— Wir haben uns . . . jetzt wird mir's klar, öfters gesehen . . .

Cäcilie antwortete nicht, und die Gräfin fuhr fort:

— Die kleine Rangenhofen, die jetzt Prinz Roiningen

heiratet, ist doch eine Nichte von dir ... wir nennen uns doch noch so.

Nun ward Cäcilie wieder weicher. Ihre Natur ließ sich nicht verbergen. Die einstige Freundin hatte gewiß keine böse Absicht gehabt mit dem Nichtgrüßen — vielleicht sah sie schlecht — konnte auch nur zerstreut gewesen sein. Und sie sagte herzlich:

— Natürlich nennen wir uns du, Jenny.

— Das ist doch deine Nichte?

— Gewiß und noch mehr: meine Pflegetochter, wenn ich sie so nennen darf.

— Ach ... ja ja, ich las von dem Unglück ... es war ein Schiffsuntergang ...

— Ein schreckliches Eisenbahnunglück! Bei Hof ...

— Ja richtig ... Aber ich gratuliere zu der guten Partie.

Nachdem sie noch gefragt, wann die Hochzeit stattfinden würde, ging sie nach mehrmaligem Händeschütteln freundlich lächelnd weiter.

Cäcilie lächelte auch. Sie mußte sich zwingen ernst zu bleiben. Was dieser Märchenprinz nicht alles bewirkte! Aber sie begriff die Menschen nicht, denen Titel und Rang solchen Eindruck machte, einem wie der andern, dem bürgerlichen Bankier wie der Gräfin. Ihr erschien es so gleichgiltig, wie jemand hieß, wenn er nur innerlich Wert besaß.

Als sie heimkehrte sprach sie mit Marie davon. Sie hatte eine Absicht dabei: sie wollte dem empfindlichen Herzen der Übergangenen beweisen, wie unbeträchtlich es wäre, ob ihre Schwester einen Prinzen heiratete oder einen gewöhnlichen Sterblichen. Doch Cäcilie hatte sich verrechnet, denn Marie antwortete nur in ihrer kurzen, herben Art:

— Möchtest du, daß er Meyer hieße, liebe Tante?

Cäcilie blickte sie erstaunt an. Adelsstolz schlummerte in ihr? Hatte sie denn das nur noch nie wahrgenommen? Es war doch seltsam: sie lebte Tag für Tag seit Jahren mit diesem Menschenkinde zusammen, sie hatte es auf den Armen getragen, als es noch nicht sprechen konnte, sie hatte es erzogen, ihm ihre Meinungen und Ansichten eingepflanzt, und ein tiefer Wesenszug seiner Seele wäre ihr ganz verborgen geblieben?

Da überlegte sie, und ihr fiel ein, wie Marie sich eigens Briefpapier gewünscht mit M. R. und der fünfzackigen Krone. Ja einmal, als der Graveur versehentlich die sieben Perlen des Barons gestochen, war sie mit dieser Standeserhöhung gern einverstanden gewesen.

Da kam Lilli ganz aufgeregt:

— Er ist noch nicht da!

Sie nannte ihren Bräutigam nur „er". Das mußte jeder verstehen. Und nun klagte sie und verlangte nach ihm, wie ein Kind, dem man das Spielzeug genommen. Während Cäcilie sie zu trösten suchte, öffnete sich leise die Thür. „Er" kam, schlich sich heran, hielt ihr mit den Händen die Augen zu und fragte, die Stimme verstellend:

— Wer?

— Du!

— Wer ist du?

— Du, du, du mein Alles, mein, mein, mein, mein, ach Gott, ach Gott . . . ich habe dich so furchtbar lieb . . .

Er hatte losgelassen während ihrer Worte, und sie lagen sich jetzt in den Armen.

Cäcilie sah zu. Ein wehmütiges und doch köstliches Gefühl regte sich in ihrem Herzen, eine große Seligkeit, die Freude über das sonnige, junge Glück zweier Menschen. Sie

empfand es, als wäre es ihr angethan, wie eine tiefe Anteilnahme am Schicksal einer Gestalt, die ein Dichter für uns auf die Seiten gebannt hat. Sie fühlte Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer, der sie solches erleben ließ. Sie wußte, daß es herrlich sei, auf der Erde zu stehen, solange sich noch Jugend zu Jugend, Herz zu Herzen fand, wenn auch schon der mählich niedersinkende Schnee der Jahre auf dem eigenen Haupte ruhte.

Leise schlich sie sich hinaus. Sie wollte die beiden seligen Menschen nicht stören, und ein leises Gefühl der Befangenheit überkam sie, die da einsam ihren Lebensweg ging, beim Anblick der Liebe.

Sie hatte die Zeitung noch nicht gelesen. Damit setzte sie sich in ihr Zimmer. Wie immer sah sie nach den Kursen. Genau noch jetzt wie früher, denn sie wußte, in welchen Papieren der Kinder kleines Vermögen, das der Vormund verwaltete, angelegt war. Dann las sie den Leitartikel, sah die letzten Nachrichten und Telegramme durch, aber noch immer waren ihr die Lokalnachrichten wichtiger. Vor allem die letzte Seite, wo die Familiennachrichten standen, wer ins Leben getreten, wer den schweren Abschied genommen.

Da blieben ihre Augen plötzlich an einer Stelle haften. Sie hatte den Namen Rangenhofen gelesen. Sie suchte es wieder und fand:

Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung
beehren sich nur auf diesem Wege anzuzeigen

Grimshaw
bei Aberdeen, Schottland
21. Januar 1888

Dr. von Rangenhofen
Prof. a. d. technischen Hochschule zu Dresden
Nelly von Rangenhofen
verw. Perkins geb. Gore.

Cäcilie las die Worte mehrmals. Die Namen studierte sie genau: Nelly, Perkins, Gore, Grimshaw, Aberdeen. Dann wischte sie in Gedanken mit dem Finger über die Druckerschwärze, als wollte sie sich überzeugen, ob es auch wirklich da gedruckt stünde. Es gab keinen Zweifel. Nun, es war gut so. Hoffentlich fand er sein Glück.

Plötzlich kam ihr der Gedanke an die Studienreise damals nach England. In Aberdeen war er längere Zeit gewesen, das wußte sie. War diese Nelly eine Bekanntschaft von damals? Sie wurde neugierig. Wirklich, das hätte sie doch gern gewußt. Nur das.

Dann legte sie die Zeitung aus der Hand. Die Sache war erledigt, was ging es sie noch an? Aber ihre Gedanken kehrten doch wieder zu der Anzeige zurück. Verwitwete Perkins — eine Witwe — ja das brauchte er für die Kinder. Wahrscheinlich war diese Nelly nicht mehr ganz jung. Er war es doch auch nicht. Nelly — der Name gefiel ihr nicht. Aber es war ja eine Abkürzung. Wovon gleich?

Und nun kamen ihr sofort weitere Überlegungen, vor allen Dingen eine: jetzt gab es keinen Zweifel, daß der Professor zur Hochzeit nicht eingeladen zu werden brauchte — er befand sich ja gar nicht hier. Das war ihr eine große Erleichterung. Sie hatte ihn nie wiedergesehen. Längst wohnte er nicht mehr auf der Reichsstraße, aber wenn er zu den Vorlesungen ging, hätte sie ihn doch einmal treffen müssen. Es war nie geschehen. Auch von den Kindern hatte sie nie wieder etwas gehört.

Vor dem Wiedersehen fürchtete sie sich, jetzt schien es vermieden. Sie atmete auf. Nun war jeder etwa mögliche Vorwurf beseitigt, den sie sich hätte machen können, daß sie ihr Wort zurückgegeben.

Sie meinte, sie müsse traurig sein. Diese Nachricht hatte Bedeutung für ihr Leben, und nun wunderte sie sich, daß es sie nicht ergriff. Sie wartete auf irgend eine Regung ihres Herzens. Die blieb aus. Die Sache war also vorbei, erledigt, abgethan, begraben, wie beim Brettspiel ein genommener Stein, ohne den weitergespielt wird, auf den es nicht einmal ankommt.

Cäcilie nahm die Zeitung und ging damit ins Wohnzimmer:

— Der Professor Rangenhofen hat sich verheiratet!

Sie legte das Blatt auf den Tisch. Das Brautpaar las zusammen. Marie blickte ihnen über die Achsel. Alle drei schien die Nachricht nicht sonderlich zu interessieren.

Die Tante verließ wieder den Raum. Sie ging in ihr Wohnzimmer hinüber und nahm aus dem hintersten Winkel des Schreibtisches mehrere Packen zusammengebundener Schriften, Briefe, Manuskripte, Bilder: ihre Sammlung, ihr Museum. Sie öffnete die Ofenthür, schob alles hinein, schichtete es gut auf und zündete den ganzen Stoß an. Als er lichterloh brannte, legte sie ihr rotes Buch oben darauf.

Dann kauerte sie sich davor und sah zu, wie die Glut den Einband beleckte, sprengte, das Leder verkohlte, den Pappdeckel krumm zog, die einzelnen Seiten aufblätterte. Man konnte mitten im Feuer Worte, halbe Sätze lesen, die, zuerst dunkel, durch die Hitze gilblich wurden und endlich in den Flammen verschwanden.

Als immer noch Reste zurückblieben, nur unvollständig verkohltes Papier, dicke Klumpen geschichtet in Bändern wie Kalkgestein, nahm sie den Feuerhaken, riß alles auseinander, schob es hin und her und türmte es, bis von neuem helle Gluten aus der Asche emporloderten.

Erst als alles verbrannt war und Cäcilie die letzten Überbleibsel durch den Rost gedrückt hatte, erhob sie sich, schloß die Ofenthür und legte den Feuerhaken aus der Hand.

Ihr Gesicht war rot von der Hitze. Sie tupfte sich mit dem Schwamm die Wangen, und dann kehrte sie, als wäre gar nichts geschehen, zu den anderen zurück.

48.

Alles hatte sich verändert: die Hochzeit fand nicht in Dresden statt. Fürst Roiningen hatte doch erfahren, daß Tante Anastasia, in der Familie „Madame" genannt, die Äußerung mit dem „Essen von Duysenschem Gelde" gethan, und erbot sich nun, seinem Bruder die Hochzeit auf Schloß Roiningen auszurichten. Das konnte Emmerich nicht abschlagen. Und nach einigem Hin- und Herschreiben war auch Tante Anastasia damit einverstanden.

Die wunderliche alte Dame schrieb ihrem Großneffen darüber:

„Mir solls recht sein. Dann spare ich mein Geld. (Duysen) Zur Hochzeit lieber Emmerich wäre ich doch nicht gekommen. Satan (Madame Anastasia Duysen, née princesse Roiningen-Althaus) erträgt nicht den Anblick des Herrn (S. Durchlaucht, der über Schloß, Park und 6000 Hektar Wald

regierende Fürst Friedrich Carl von Roiningen-Althaus). Ich zürne Dir darob nicht, mon cher neveu, werde mir aber erlauben, die für die Festlichkeit ausgeworfene Summe (Duyfen) euch zur Hochzeitsreise zur Verfügung zu stellen."

Schloß Roiningen lag unweit Heidelberg. In der Gegend wurde es Althaus geheißen zum Unterschied von Neuhaus, das einst einer anderen Linie gehört, einer jüngeren, obwohl sie sich schon im sechzehnten Jahrhundert getrennt hatten. Die waren aber ausgestorben, nachdem ihr Schloß, das einst am Neckar lag, 1693 mit dem Heidelberger von den Franzosen zerstört worden. Die hatten es so gründlich besorgt, daß man heute nur noch die Stelle ahnte, wo es gestanden, während Althaus, abseits hinter einem Höhenzuge gelegen, ihnen entgangen sein mochte.

Doch trotz des Namens und der älteren Linie machte es keinen eigentlich alten Eindruck, denn der Großvater Emmerichs hatte die Bauwut gehabt und damit, abgesehen von vielem Gelde, das er ausgegeben, aus einzelnen frühgothischen Teilen ein modernes spätgothisches Gebäude aus der Verfallzeit gemacht.

Die Gothik stand dem alten Kasten nicht zu Gesicht. Er war zu untersetzt gestaltet und die Menge gothischer Erkerchen und Türmchen war nicht aus dem Stil gewachsen, sondern klebte an Dach, Mauern und Fassaden, wie Zuckerguß auf einer Torte.

Aber Cäcilie merkte nichts davon, als sie bei abend ankam. Es war schon dunkel gewesen bei der Ankunft in Heidelberg, wo eine ganze Reihe von Equipagen stand mit grüner Livree und silberner Borte; dazu auch einige Heidelberger Mietwagen, denn fast alle Gäste kamen auf einmal.

Emmerich war mitgefahren und hatte Cäcilien die Reise

erleichtert. Sie erschien mit der ganzen Familie, bis auf die kleine Cécile, die unter Obhut der alten Emma zu Haus geblieben war. Irene mit ihrem Mann, Geheimrat, Frau von Brons und Käthe schlossen sich an. Dazu ein paar Schulfreundinnen Lillis, die Brautjungfern sein sollten, mit ihren Eltern.

Der ganze Zug setzte sich in Bewegung, im ersten Wagen Cäcilie mit dem Brautpaar.

Es lag Schnee, aber nur eine dünne Decke, die auf der Straße fast geschmolzen war. Beim hellen Schein des jungen Mondes sah man, als sie die Stadt verließen und auf einer Brücke über den Neckar fuhren, drüben gewaltige Ruinen, gespenstisch beleuchtet. Eilig zogen Wolken hin, eine Sekunde den Mond verschleiernd, dann sanken tiefe Schatten über das riesige Gemäuer, bis es im nächsten Augenblick wieder strahlend auftauchte.

— Das Schloß! — sagte Emmerich zu seiner Braut. Doch sie war zu benommen von all dem, was ihr bevorstand, von der Begegnung mit ihrer neuen Familie. Sie hielt nur ihres Bräutigams Hand und achtete kaum darauf. Cäcilie aber fühlte sich wie berauscht. Sie beugte sich dicht ans Fenster des Landauers und bemühte sich soviel mit ihren Blicken als möglich zu erhaschen, während sie in ehrfürchtigem Staunen sagte:

— Das Heidelberger Schloß!

Dann versanken sie alle drei, während es die Chaussee am Neckar hinging, in tiefes Schweigen. Jeder war mit sich beschäftigt. Emmerich fühlte sich beklommen für seine Braut, denn er wußte, daß ihr der Augenblick des Erscheinens im Schlosse schrecklich war. Sie neigte sich auch plötzlich zu ihm, der ihr gegenüber saß, und flüsterte ihm ins Ohr:

— Ich habe solche Angst!

Er suchte sie zu beruhigen und redete ihr leise zu.

Cäcilie fürchtete sich gleichfalls vor dem Moment. Sie hatte außer den paar Hofbällen, die sie in nun fast verschollener Zeit mitgemacht, kaum Fürstlichkeiten gesehen. Und nun sollte sie, die einfache alte Jungfer, dem Fürstenpaare, das als Häupter der Familie am Bruder Elternstelle vertrat, als gleich gegenübertreten — als die Mutter der Braut?

Sie hatte den Wunsch, der sich, je näher sie dem Schlosse kamen, fast zum Stoßgebet steigerte, wenn nur erst alles vorbei wäre und sie wieder nach Dresden führe. Ja, als der Wagen hinter Ziegelhausen links in ein schmales, sich vom Neckar hinaufziehendes Waldthal einbog und Emmerich sagte:

— Wir sind gleich da! — ward sie bescheidener und wünschte nur noch, der heutige Abend möchte vorbei und sie allein auf ihrem Zimmer sein. Wie nun aber ein altes Thor erschien mit hohem gothischem Spitzbogen, von dem eine Butzenscheibenlaterne trübe brennend niederhing, und der Sand von Parkwegen knirschte, wie mondbeleuchtet in der Ferne auf gewaltiger, schneeschimmernder Terrasse eine langgestreckte dunkle Masse auftauchte mit Spitzen, Giebeln, Zinnen, Fialen, die man als schwarze Schatten gegen den hellen Nachthimmel sah, da wäre sie sogar zufrieden gewesen, wenn nur die erste Begegnung hinter ihr gelegen hätte.

Der Wagen fuhr eine Rampe hinauf. Ein hellerleuchteter Eingang lag vor ihnen. Diener standen dort in grüner Livree mit Silber, und ein großer Herr im Gehrock, blond, mit fast ebenso dickem Schnurrbart wie Emmerich, kam ihnen entgegen.

— Mein Bruder! — sagte der Prinz. Dann waren

sie auch schon draußen. Cäcilie blieb mit Lilli einen Augenblick stehen, Fürst Roiningen ging jedoch sofort auf sie zu und begrüßte Cäcilie, die nicht wußte, ob sie ihm die Hand entgegenstrecken sollte oder nicht. Aber Emmerich sagte erklärend zu seinem Bruder:

— Tante Cäcilie!

Und durch dieses eine Wort fühlte sie sich gewonnen. Es gab ihr wie ein Heimatsrecht. Es klang vertraut, als gehörte sie zur Familie. Es verlieh ihr den Rang der Mutter, und doch tönte daraus noch anderes: treue Sorge, Aufopferung um Kinder, die sie nicht selbst geboren.

Nun streckte sie ihre Hand aus, und zu ihrem Schrecken hatte sie der Fürst leicht an die Lippen gezogen, ehe sie daran denken konnte, sie zurückzuziehen.

Während sie noch erschrocken stehen blieb, ging Fürst Roiningen auf Lilli zu. Sie machte einen mädchenhaft-verlegenen Knix, der ihr gut stand. Er ließ einen Moment sein Auge über ihre schöne, schlanke Figur gleiten, als wolle er sehen, ob sein Bruder recht gethan, dann begrüßte er sie:

— Willkommen, Lilli, in Roiningen. Ich kenne dich schon ganz genau, denn Emmerich spricht ja nur noch von dir. Wir wollen nicht nur Schwager und Schwägerin, wir wollen immer gute Freunde sein!

Dabei neigte er sich zu ihr und küßte die Errötende auf die Stirn. Dann drehte er sich herum und bot Cäcilie den Arm, sie hinaufzugeleiten, denn der nächste Wagen fuhr bereits vor, und die anderen empfing er nicht unten.

Sie durchschritten eine Halle mit hoher Spitzbogendecke, und wie der Fürst mit Cäcilie ging, sah man erst recht die Ähnlichkeit zwischen den Brüdern. Der ältere war nur

größer und sein Haar leicht ergraut. Das Fräulein von Sarryn reichte ihm kaum bis zur Schulter, und neben seiner eleganten, vornehmen Figur sah sie trotz des neuen Umhanges, den sie sich nach Bangen und Zögern zur Hochzeit angeschafft, etwas dürftig aus. Es ging einen langen Gang hinab, in dem der endlosen Fensterreihe gegenüber große Ölbilder hingen: mittelalterliche Männer im Staatsgewand mit Ketten und Krausen, im Koller, im Wams, im Panzer, Damen in Festkleidern, steif eine Blume in der Hand, ein Windspiel streichelnd, oder mit waldigem Hintergrund, aus dem in der Ferne das Schloß ragte.

Eine Thür that sich auf. Emmerich führte sie hinein. Eine Kammerjungfer meldete sich zum Dienst. Diener brachten die Gepäckstücke, und der Haushofmeister, ein alter Mann mit grauem, kurzgehaltenem Backenbart und glattrasierter Oberlippe, meldete mit leichter Verbeugung:

— Um acht Uhr Diner!

Dann standen sie allein. Sie sahen sich um. Rechts und links standen hohe, weiß gestrichene, mit Gold abgesetzte Flügelthüren offen, die in andere Räume führten. Lilli untersuchte sofort, was daneben läge. Sie kam zurück, klatschte in die Hände und rief:

— Denke dir doch, Tantchen, jede von uns hat ein Schlafzimmer.

Nun entdeckten sie erst, daß sie sich in einem großen Salon befanden, mit riesigem Kamin, auf dessen Marmorverkleidung gewaltige sechsarmige silberne Leuchter brannten. Im Spiegel dahinter brach sich das Licht der vielen Kerzen. Vom Empire-Kronleuchter glänzten sie herab. Die buntgeblümten, seidenüberzogenen Rokokosessel standen auf einem dicken, modernen Smyrnateppich.

Es war viel Raum. Es waren schöne Gegenstände, aber alle Stile durcheinander. Tante und Nichte hatten jedoch nur den einzigen Eindruck einer ungewohnten Pracht, sodaß sie sich einander gegenüber in zwei Lehnstühle niederließen, sich umblickten mit entzücktem Auge und Tante Cäcilie, langsam den Kopf auf- und niederbewegend, sagte:

— Das lobe ich mir! Das lobe ich mir!

Doch die anderen fielen ihr ein. Sie wollte nach Marie und den Jungen sehen, als es auch schon klopfte und die drei eintraten. Sie wohnten nebenan. Die ganze Flucht schien für die Familie zu sein, denn wie Marie erzählte, schlossen sich an ihre zwei Zimmer zwei für die Brons und eines für Irene mit ihrem Mann.

— Ich habe warmes Wasser gekriegt zum Händewaschen! — erzählte Ernst. Sein Bruder meinte mit gerunzelter Stirn und zustimmender Gebärde:

— Riesig anständig ist alles hier!

Doch Tante Cäcilie bedachte nur, daß ihre Pflegebefohlenen zum Diner fertig sein möchten, und erinnerte daran.

Nun stob alles auseinander. Cäcilie packte mit Lilli sorgfältig die Kleider aus und hing sie in die Schränke. Der Jungfer, die sich dazu anbot, wurde gedankt.

— Die anderen brauchen sie eher wie wir! — meinte Fräulein von Sarryn. Doch die Braut sagte mit leichtem Stolz, als ob sie schon im Hause ihres Schwagers Bescheid wüßte:

— Aber Tantchen, Emmerich meinte, diese Jungfer wäre nur für uns. Es giebt mehrere.

Doch das Auspacken des Brautkleides hätte niemand Cäcilie recht gemacht. Und es blieb dabei. Es war nicht

leicht, das sorgsam in einer großen Holzkiste von der Schneiderin untergebrachte weißseidene Festgewand, das nicht im Koffer gekommen, sondern als Eilgut geschickt worden war, herauszunehmen und auszubreiten, ohne daß es zerknittert wurde. Sie hoben es beide hoch und trugen es auf das Rokokosofa, denn es sollte liegen:

— Vorsichtig! Vorsichtig! — sagte Cäcilie dabei und blickte sich ängstlich um, ob auch Platz genug wäre. Sorgsam ward es niedergelegt und die vielen seidenen Kissen, die zu Gebote standen, so darunter verteilt, daß es ja keinen Knick bekäme. Das Innere, vor allem die Ärmel, waren von den Schwestern mit Ballen Seidenpapier ausgestopft worden, sodaß es fast die Rundung eines Körpers besaß. Als nun das Kleid so dalag, die Schleppe über einen daneben gestellten Stuhl gelegt, sah es Lilli an und sagte:

— Tantchen, das sieht aus, als ob dort eine Braut läge.

Cäcilie blickte hinüber:

— Kind, sage doch so was nicht!

Doch Lilli machte es Spaß, den Gedanken weiter auszuführen:

— Sieh nur, Tantchen, das ist schrecklich, als ob die Braut tot wäre. Ich könnte hier nicht schlafen, es ist gut, daß die Schlafzimmer nebenan sind!

Nun wurde Cäcilie böse:

— Du mußt nicht eine solche Phantasie haben, Lilli! Wenn das dein Bräutigam wüßte. Eine Braut soll heitere Gedanken haben.

Aber in der angehenden Frau regte sich das Mädchen, das einem Mystischen, Unbekannten entgegengeht, und trotz aller Liebe zum Manne ihrer Wahl, den jungfräulichen Schauer

vor dem, was ihrer wartet, tief empfindet. Sie ging zur Tante, schmiegte sich an sie an und sagte leise:

— Tantchen, es wird mir so schwer, von dir fortzugehen!

Cäcilie empfand das gleiche, aber sie wollte Lilli nicht noch traurig stimmen, bemühte sich heiter zu bleiben und meinte, indem sie das Köpfchen, das an ihrer Brust lag, aufrichtete:

— Meine kleine, kleine, kleine Lilli, du mußt doch glücklich sein! Du hast ihn doch so lieb!

Sie aber blickte die Tante an und sagte vorwurfsvoll:

— Und dich doch auch!

Cäcilie schüttelte den Kopf:

— Nicht so, Lilli!

— Doch, Tantchen!

— Nein, es muß anders sein!

— Anders?

Cäcilie zog die Braut zu einem Divan, neben dem Kamin, dort ließen sie sich nieder angesichts der Glut, die, von den großen Holzscheiten ausströmend, das Zimmer belebend füllte, und beim hellen Schein der Kerzen auf den hohen Leuchtern dachte sie, wie sie so mit Lilli allein saß, vielleicht der letzte stille Augenblick dieser beiden Tage, an etwas, das ihr Irene gesagt. Sie hatte es nur halb verstanden. Die Schwester, die diese prinzliche Hochzeit mit größter Wichtigkeit behandelte, während ihr die Idas ziemlich gleichgiltig gewesen, hatte gemeint, sie wolle dem halben Kind, der Braut, ein paar Worte vor der Ehe sagen, die ihr, der Frau, vielleicht besser zukämen als der Unverheirateten.

Eine andere sollte sprechen? Nein! Sie wollte es sich

nicht nehmen lassen, ihrer kleinen Lilli, der sie doch, das hoffte sie, am nächsten stand, das Abschiedswort der Mutter zu sagen.

Und das alte Mädchen redete, wie sie es eben verstand, naiv, indem sie meinte alles zu sagen, was in solcher Stunde sich mitteilen ließ.

Sie nahm Lillis beide Hände in die ihren, blickte ihr in die Augen und begann:

— Es muß anders sein. Du hast mich lieb, weil du mich kennst von Jugend auf. Du hast mich lieb, weil ich dich erzogen habe, weil ich dich gelehrt habe, recht und unrecht, gut und böse zu unterscheiden. Du hast mich lieb, Kind, weil du mir immer hast sagen können, was dich freut und was dich quält, weil ich Mutterstelle an dir vertrete. Und weil, da ich, die arme Tante, mich mühe, dir wirklich Mutter zu sein, du vielleicht ein wenig empfindest, was eine Mutter dem Kinde ist. So hast du mich lieb nur darum. Aber nun ist er gekommen. Du wußtest nichts von ihm. Du kamst aus Zufall an seine Seite. Er sprach mit dir. Eure Augen tauchten ineinander und ließen sich nicht wieder los. Du und er und er und du. Ihr habt gewußt, ihr seid für einander bestimmt. Und nun denke dir einmal, mein Kind, und male es dir recht aus: ihr gehört jetzt bald zusammen für das ganze Leben. Von Morgen ab stehst du nicht mehr allein, sondern gehörst ihm, wie er dir. Wie es in der heiligen Schrift heißt: „Mein Weg sei dein Weg, wo du hingehst, dahin gehe ich auch!“ Ihr seid untrennbar, bis der Tod euch scheidet. Darum betrachte ihn als dein Höchstes, dein Einziges, komme ihm entgegen, trage ihn auf Händen, sieh ihm den Wunsch an den Lippen ab, gehe ein auf seine Interessen, frage immer, was du thun könntest, daß er glücklich ist. Dann wirst auch

du glücklich werden. Denn Gatten werden zusammengethan vor Gott, damit sie sich helfen und stützen, damit sie Freude und Glück zusammen erleben und es doppelt fühlen und Schmerz und Leid sich mitteilen, daß sie es nur halb empfinden. Ein Ergänzen soll es sein, eine gemeinsame Arbeit, ein Aufgehen ineinander. Von deinem Gatten soll es gelten wie vom lieben Gott: du sollst ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dann wird er dich auch glücklich machen, und dann wird der Segen deiner alten Tante mit dir sein, dein ganzes Leben!

Lilli hatte die Augen zu Boden geschlagen, während die Tante sprach. Auch jetzt, als diese geendet, blickte sie nicht auf, ondern ihr Mund sank langsam nieder auf Cäciliens Hand.

Aber sie schreckten empor. Die Kaminuhr hatte zwei Mal geschlagen.

— Herr Gott, wie viel Uhr ist es denn?

Lilli sah auf:

— Halb acht!

Cäcilie erschrak. Sie rief:

— Und wir sind noch nicht angezogen!

Ihr schlugen alle Glieder. Sie liefen nun herum, um die Kleidungsstücke zusammenzusuchen, und in der Aufregung fragte Lilli, obgleich es vorher ganz genau bestimmt worden war, was sie anzuziehen hätte:

— Tantchen, welches Kleid? Hilf mir! Welches Kleid?

Cäcilie holte ein weißes Kleid hervor mit glatten, anliegenden Ärmeln, und für sich selbst eines aus schwarzer Seide mit kleinen, gelblichen Spitzeneinsätzen. Und die beiden frisierten sich, so schnell es ging. Lilli war darin geschickt,

ihr reiches Haar hätte sitzen können, wie es wollte, es sah immer gut aus. Sie ließ die schwere Blondflut niederfallen, nachdem sie zwei Nadeln herausgezogen. Dann schüttelte sie sich, und plötzlich umrann sie das Haar gleich Schlangen, legte sich um ihre Schultern wie ein Mantel und sank nieder bis über ihre Hüften.

Mit drei Griffen hatte sie es geteilt, gedreht, wieder hochgelegt. Dann steckte sie es auf, schob es zurecht, lockerte es noch einmal, und es saß, als ob ein Coiffeur sorgsam eine Stunde daran gearbeitet. Sie brannte nur noch ein paar Löckchen, dann stand sie vor der Tante wie eine Puppe mit von Eile, Kaminglut und Erregung roten Wangen, nahm rechts und links den dünnen, kleinen Mädchenunterrock zwischen zwei Finger, knixte und sagte:

— Fertig! Ging das nicht schnell?

Cäcilie aber stand da mit dem kurzen, grauen, straffen Haar, das ihr nur bis zu den Schultern reichte und das nun schon zwei Mal ihren Händen entglitten und wieder herabgefallen war.

Lilli sprang sofort zu. Tante Cäcilie mußte sich setzen, und die Nichte begann sie zu frisieren. Zum Schluß ward ihr eine Coiffure aus violettem Sammet mit einer rund herauslugenden Spitze auf den Kopf gesetzt, die ein wenig den Eindruck machte, wegen einer darauf nickenden, zu großen Reiherfeder, wie der Kriegsschmuck eines Indianers.

— Das steht dir nicht! Darf ichs ändern? — sagte Lilli. Cäcilie ließ sie thun. Sie nahm das Sammetkissen fort, riß ein Stück Spitze ab und verkürzte durch einen kühnen Schnitt mit der Nagelschere den Reiherstutz um die Hälfte. Dann sagte sie stolz:

— So, Tantchen, nun sieh dich mal in dem Spiegel!

Cäcilie that es, aber nur für einen Augenblick, denn sie mochte sich nicht begucken, und ohne daß sie eigentlich etwas Rechtes gesehen, sagte sie:

— Sehr schön! Danke dir tausendmal.

Dann standen sie, noch ehe die Zeiger ganz die achte Stunde zeigten, fix und fertig da. Emmerich hatte versprochen, seine Braut abzuholen. Und wie sie so nebeneinander warteten, Cäcilie mit einem riesigen Fächer aus gelblich gewordenen Elfenbeinstangen, den sie von ihrer seligen Mutter geerbt und auf dem, der Mode seiner Anschaffungszeit gemäß, ein CS mit der Krone erhaben geschnitten war, denn Mütterchen hatte Christine geheißen, ergriff Lilli ihre Hand und versuchte, sie abermals zu küssen mit den Worten:

— Tantchen, ich danke dir tausend Mal für das, was du mir vorhin gesagt hast!

Cäcilie fragte beglückt:

— Hat es dich gefreut?

Lillis leuchtende Augen gaben die Antwort. Aber ihre Züge wurden ernst, und das junge Mädchen fragte zögernd, als quäle sie etwas, worüber sie durchaus noch Aufklärung haben wolle:

— Tantchen, darf ich dich mal was Unbescheidenes fragen?

— Nun? — gab sie lächelnd zurück. Lilli sprach:

— Woher . . woher hast du denn das?

— Was?

— Was du mir gesagt hast vorhin?

— Du Närrchen, weshalb denn?

— Tantchen, ja, weil du . . . . weil . .

— Nun?

— Weil du doch selbst nicht . . . .

— Weil ich nicht geheiratet habe, Lilli?

— Ja!

Cäcilie wendete den Blick ab. Sie suchte. Sie schien es nicht sagen zu wollen oder selbst nicht zu wissen. Endlich meinte sie befangen:

— Ich . . ich habe mir gedacht, so müßte die Ehe sein . . . . Ich hätte es so aufgefaßt, wenn ich geheiratet hätte . . . . . aber . . . aber . . . .

Es klopfte, und im blauen Waffenrock mit gelbem Kragen und den silbernen Gardelitzen seines neuen Regiments trat Emmerich ein, um seine Braut zu holen.

49.

Beim Eintritt in die Gesellschaftsräume schlug Cäcilie das Herz. Aber sie nahm sich zusammen, immer in dem Gedanken, es geschehe Lillis willen; sie hatte hier ihre Pflicht zu erfüllen. Doch von der Lichtflut und den Menschen, die sie in einem riesigen, saalartigen Salon versammelt fand, fühlte sie sich wie geblendet. Ihre erste Idee war: Was soll denn da werden, du erkennst ja keinen von all den Leuten wieder!

Emmerich hatte sie vorangehen lassen, und der Fürst kam ihr sofort entgegen. Obgleich es nur ein paar Schritte waren, reichte er ihr doch den Arm, um sie zu seiner Frau zu führen, einer blassen, unendlich zart und krank aussehenden Dame, die bei Cäciliens Nahen sich Mühe gab, aus ihrem Stuhle aufzustehen.

Cäcilie wußte von Emmerich, daß die Fürstin krank sei,

aber sie hatte nicht geahnt, daß ihr Leiden sie sogar am Gehen hindere. Als sie aber sah, wie sauer es der Kranken ward sich zu erheben, beeilte sie ihre letzten Schritte, nahm die dünne, gelbe, durchsichtige, ihr gereichte Hand, und die alte Jungfer zog sie, wie sie es bei älteren Damen oder Standespersonen als Mädchen gekannt, an die Lippen.

Doch Fürstin Roiningen küßte Cäcilie auf beide Wangen, behielt ihre Hand in der ihren und sagte mit unendlich leiser, weicher Stimme:

— Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich noch nicht zu Ihnen gekommen bin, aber ich kann nicht gehen! . . .

Cäcilie blieb, da die andere ihre Finger festhielt, halb vornübergebeugt und sagte nur verlegen, während sie fühlte, daß ihre alte Mädchengewohnheit, das schreckliche Rotwerden, glühend heiß wiederkehrte:

— Ach wie . . . wie schade!

Sie wußte im selben Augenblick, daß sie eine fürchterliche Dummheit gesagt hatte, aber es war nicht mehr gut zu machen. Die Kranke schien es übrigens auch gar nicht gehört zu haben, denn sie flüsterte ihr zu, nun ihrerseits befangen:

— Und wissen Sie, mich zu Ihnen tragen zu lassen . . . Ja denken Sie, ich schäme mich so furchtbar meiner Gebrechlichkeit. Wenn man gesund und kräftig gewesen ist und so was nie gekannt hat, dann ist es so schwer, sich daran zu gewöhnen. Ich habe mir gedacht, sie wird es ja früh genug merken, wie es mit dir steht. Sollte ich mich in Ihr Zimmer tragen lassen? Daß Sie gefragt hätten, was kommt denn da für eine alte Mumie? . . . .

Cäciliens Befangenheit wich. Diese Fürstin war ja klein und demütig, hatte Angst gehabt und sich gar geschämt vor

ihr, die Fürstin Roiningen vor dem armen, verschrumpelten alten Fräulein von Sarryn! Da verließ, während sich Cäcilie aufrichtete, langsam wieder das zugeströmte Blut ihre Wangen. Nun war sie sicherer, und während Emmerich die Braut seiner Schwägerin zuführte, wandte sich Cäcilie ruhiger geworden ab.

Der Fürst stellte ihr eine ganze Reihe von Herren vor. Die Offiziere waren meist von Emmerichs Regiment und nur zwei von den Gardedragonern, bei denen er noch nicht einmal Dienst gethan. Fast alle Ulanen sprachen davon, vielleicht als einzigem Berührungspunkt, daß sie Ida kennten, oder daß Claus bei ihrem Regiment Reserveoffizier wäre. Der Kommandeur, Oberst von Zill, ein großer Mann mit gesundem, rotem Gesicht und, da er Jahre lang Flügeladjutant gewesen, mit einer fast unübersehbaren Zahl von Orden, machte ihr lächelnd eine tiefe Verbeugung und sagte, indem er sich fast nach jedem dritten Wort verneigte:

— Mein gnädigstes Fräulein, ich habe die Ehre, Sie schon längst zu kennen. Sie machen ein ungläubiges Gesicht — pardon, pardon, ich muß dabei bleiben. Ich kenne Sie ganz genau. Sie glauben es wirklich nicht? Nun, nicht wahr, Sie erlauben einen Scherz. Ich sage nur zwei Worte: Tante Cäcilie.

Sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und fühlte sich eigentlich ein wenig gekränkt. Er mochte es ihr anmerken, denn er erklärte sofort, das wäre ein Ehrentitel. Prinz Roiningen hätte ihm — bei dem er Adjutant gewesen — so viel Schönes von Fräulein von Sarryn erzählt, daß er sich wirklich freue, sie kennen zu lernen. Und da er immer nur von „Tante Cäcilie" gesprochen, so sei ihm dieser Name so geläufig, daß er wahrhaftig mit dem Titel „Fräulein von Sarryn" keinen Begriff verbände.

— Gnädiges Fräulein, Sie zürnen mir doch nicht! Bitte, bitte nicht!

Es machte einen so komischen Eindruck, wie der große, ordenübersäte Mann bat, indem er nach Kinderart die Handflächen aneinanderlegte, daß Cäcilie lachend sagte:

— Nein, nicht im mindesten.

Ein kleiner Herr mit grauem Vollbart, in dessen Nähe immer ein Major in Flügeladjutantenuniform sich hielt, nahte sich ihr in Begleitung des Fürsten. Oberst von Zill trat einen Schritt zur Seite und machte dem Kleinen, der nur einen großen Ordensstern an der linken Brustseite des Frackes trug, eine Verbeugung. Dann sagte Fürst Roiningen zu Cäcilie:

— Seine Königliche Hoheit wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen!

Sie erschrak, aber schon hatte ihr der kleine Herr die Hand entgegengestreckt. Er blieb bei ihr stehen, während der Fürst sich unter seine anderen Gäste mischte. Cäcilie meinte, in den Boden versinken zu sollen. „Königliche Hoheit", und sie wußte nicht, wer er war. Irgend ein regierender Herr, nahm sie an. Sie ließ die Hände herabhängen, sie nahm den Fächer, drehte ihn herum, klappte ihn halb auf, legte den Kopf ein wenig nach rechts, dann nach links, trat hin und her, wäre am liebsten einfach davongelaufen.

Doch ihr Gegenüber, hinter dem immer in einer gewissen Entfernung der Flügeladjutant stehen blieb, redete sie an:

— Ich möchte Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen. Ich habe eben die Braut kennen gelernt. Das ist ja ein ganz entzückendes junges Mädchen. So natürlich und schlank wie eine Tanne und frisch wie eine junge Rose. Und gar nicht verlegen war sie. Wirklich, sie hat mir geantwortet, so

prompt und so nett — es war eine Freude. Sie können stolz auf Ihre Erziehung sein . . .

Cäcilie hatte etwas ihre Fassung wiedergewonnen. Sie meinte, irgend etwas sagen zu müssen, und alle Geistesgegenwart zusammenraffend, war sie erleichtert, wenigstens das „Königliche Hoheit" anbringen zu können:

— Ach . . . Königliche Hoheit . . .

Er lächelte und fuhr fort:

— Das darf man einer Mutter doch schon sagen!

Jetzt trat, ehe Cäcilie etwas antworten konnte, der Flügeladjutant heran und flüsterte seinem Fürsten zu, sie wäre nicht die Mutter, sondern die Tante der Braut. Das wollte der kleine Herr nicht glauben. Wenn er bis nun nur allgemein und mehr von der Braut geredet, so begann jetzt sein Interesse zu erwachen. Er ließ sich von Fräulein von Sarryn die traurigen Umstände mitteilen, durch die sie, die alte Jungfer, berufen worden, die Erziehung von sechs Kindern zu übernehmen. Er fragte nach allen Einzelheiten, und Cäcilie, die sich in ihrem Bannkreis fühlte, sprach ohne Stocken.

Der mit dem großen Ordensstern wollte immer genaueres wissen, und schließlich hatte sie ihm von all den kleinen Sorgen der Erziehung erzählt, von der Beaufsichtigung der Schularbeiten, dem Zuerstaufstehen und Zuletztzubettegehen, so einfach und so intim doch, daß er bei dem alten Mädchen stehen blieb und sich um die anderen gar nicht kümmerte, obwohl der Adjutant mehrmals den Versuch machte, seinen Herrn daran zu erinnern, daß es bald zu Tisch gehen sollte und noch mehr Menschen zu begrüßen wären.

Cäcilie war immer unbefangener geworden. Wie ein Staunen kam es während des Gespräches über sie, daß diese

Königliche Hoheit ein guter, einfacher Mensch war, teilnehmender, als mancher andere.

Sie wurden erst dadurch getrennt, daß der Fürst sich näherte und, indem er einen lächelnden Blick zu Fräulein von Sarryn warf, dem Adjutanten etwas sagte. Der trat nun entschieden heran und unterbrach das Gespräch:

— Königliche Hoheit, es geht zu Tisch!

Eine Bewegung machte sich bemerkbar, und Cäcilie sah große Flügelthüren sich öffnen, an denen wie Schildwachen Diener stehen blieben.

Fürst Roiningen bot ihr den Arm:

— Ich führe die Mutter der Braut ... Ich weiß schon, die Tante ... aber heute sind Sie die Mutter der Braut.

Der kleine Herr mit dem großen Stern war mit einer alten Dame vorangegangen, der Prinzessin von Orczö, deren verstorbener Gemahl einmal österreichischer Ministerpräsident gewesen war. Auf dem Wege zum Speisesaal fragte Cäcilie den Fürsten, wer eigentlich die Königliche Hoheit gewesen sei, die sich mit ihr so lange unterhalten.

— Das war der Großherzog! — klang die Antwort. Sie durchschritten einen sechseckigen Raum, in dem auf gothischen, altarartig aufgebauten Kredenzen Schaustücke in Gold und Silber standen, dann that sich der Speisesaal vor ihnen auf, gleichfalls gothisch, ganz in dunklem Holz getäfelt. In der Mitte glänzte der lange Tisch im Schmuck von Tafelaufsätzen, aus denen sich eine Fülle von Blumen auf das gleichfalls mit losen Blumen übersäte Tischtuch neigte.

Nachdem sich die Hochzeitsgesellschaft gesetzt, konnte man erst recht die Gäste übersehen. Cäcilie saß links vom Fürsten, dem Großherzog gegenüber, der wiederum zur Rechten der Fürstin Platz genommen hatte. Sie war, ehe es zu Tisch

die Augen und sagte, indem sie wieder versuchte, einen Scherz zu machen:

— Ich will mir nur schnell die Hände waschen, daß ich ihn nicht anschmiere, wenn ich ihn willkommen heiße.

Die Henne war ganz empört:

— Du wirst ihn doch nicht erst willkommen heißen. Das fehlte auch noch. Wir sollen wohl gar 'ne Ehrenpforte bauen: „Willkommen in Polße!"

Aber Gella sagte nur, während sie sich wusch:

— Mama, wir können dem Herrn höchstens dankbar sein!

Es klopfte. Der alte Jochen erschien. Er trug keine Livree mehr, sondern einen Civilanzug und hohe Stiefel, mit hineingesteckten Hosen. Aber er stand noch ganz da wie früher mit geschlossenen Absätzen und hielt, wie sonst, wenn er etwas brachte, ein Tablett in der Hand. Nur kein silbernes, sondern einen Küchenteller.

— Nimmt die gnädige Frau Besuch an? — fragte er. Die Henne blickte sich in dem öden Raume wie hilfesuchend um.

Der alte Jochen präsentierte den Teller. Sie nahm eine Karte davon, auf der stand:

Heinrich Freiherr von Sideon
Leutnant der Reserve im Dragoner-Regiment
„Graf Schwerin"

25.

Der Freiherr von Gideon küßte der Henne sofort die Hand, die sie ihm trotz des Gespräches mit Gella gereicht, denn er machte entschieden einen sehr guten Eindruck. Die Eysensche Größe und Gestalt besaß er zwar nicht, aber er sah in seinem sorgfältigen Anzuge recht gut aus, mit dem kleinen gekräuselten Schnurrbarte und den Schmissen, die nicht verunzierten, sondern ihm beinahe etwas Vornehmes verliehen, die Legitimation des Corpsstudenten, etwas fast wie ein Orden.

Vor allem war der neue Herr auf Poltze sehr bescheiden, sehr entgegenkommend, von tadellosen Manieren und entschieden von Takt, denn bei dem Rundgange, der angetreten ward, bei dem auch die Damen mitgingen, obwohl die Henne sich verschworen, es nicht zu thun, war die Gelegenheit, Mangel an Zartgefühl zu zeigen, sehr groß.

Doch nichts dergleichen. Er umschiffte alle Klippen, stieß nirgends an. Er redete nicht etwa von Änderungen, die er vornehmen würde, von Verbesserungen und Bauten, er tadelte nicht, er renommierte nicht, sondern er war wie ein teilnehmender Besuch, den der Verkauf weiter nichts anging. Er rühmte Fabians Thätigkeit, redete von der Jagd, vom Wetter, von den Reizen märkischer Landschaft, von der Tüchtigkeit des Landwirts im allgemeinen und besonderen.

Er verweilte an einzelnen Stellen des Parkes, die Ausblicke boten, ließ sich das „Urner Loch" zeigen und das „Tote Meer", erkundigte sich nach dem Ursprung dieser Namen und lachte darüber wie ein naives, gutes Kind.

Am Schluß der Wanderung bat er Frau von Eysen mit gesenkter Stimme, fast herzlich, ihm doch die Gräber zu zeigen, wohin er bei dem ersten Besuch in Poltze vor einem Jahre

standen, saß die Fürstin bereits an ihrem gewohnten Platz, und Cäcilie sah voller Freude, daß sie Lilli neben sich gerufen hatte und die beiden in ein Gespräch vertieft waren. Da brauchte sie sich also um sie nicht zu kümmern. Es drängte sie, Ida wiederzusehen. Sie blickte sich um, konnte sie aber nirgends entdecken. Dagegen sah sie Ernst und Fritz, die zum ersten Mal in ihrem Leben Röcke mit Schößen trugen, in einer Ecke mit einigen jungen Ulanenoffizieren.

Sie lachten über Geschichten, die einer der Herren ihnen erzählte. Beim Vorübergehen ahnte Cäcilie durch ein paar aufgefangene Worte, daß es sich um Schulstreiche handelte, die der junge, kaum Offizier gewordene Herr zum besten gab.

Und da erblickte sie auch Marie, starr, steif, allein an einem Tisch. Alles ging an ihr vorüber, flutete hin und her um sie herum. Hier wurde ein Gespräch angeknüpft und dort wieder losgelassen. Mit Leichtigkeit bewegten sich die Menschen durcheinander. Alles sprach sich an und schied ebenso schnell. Man sagte sich Mahlzeit und gab sich die Hand, lief mit der Kaffeetasse herum oder setzte das Schnapsglas fort. Alle waren leicht angeregt, hatten gerötete Wangen, sprachen lauter als sonst. Ein Summen ging durch die Räume, Lachen klang, man sah Schatten an Wand und Decke hinhuschen, die Menschen wechselten den Platz, Gruppen bildeten sich und lösten sich auf.

Nur Marie stand an dem Tisch, scheinbar unbeteiligt. Sie hatte die linke Hand aufgestützt, in einer Stellung, wie ein Dutzendphotograph seine Opfer aufbaut immer mit dem gleichen Tisch, auf dem das gleiche Buch liegt, auf das sich mit gleichmäßig eingeschlagenen Fingern die Hand stützt, bis der Mann sagt: „So, nun bitte recht freundlich!"

Aber freundlich sah Marie nicht aus. Sie schaute ernst, fast finster drein, stand da in ihrer dürren, reizlosen Mädchen-

gestalt, mit dem spärlich nur den Kopf bedeckenden Haar, an das keine Kunst gewendet war, es wellig, locker zu frisieren und dadurch voller zu machen. Ihre Figur sah in dem anliegenden Kleide besonders eckig aus, vom Hals eine grade Linie zum Gürtel.

Kein Mensch redete sie an, sie that aber auch keinen Schritt dazu. Es war, als ob sie gar nicht zur übrigen Gesellschaft gehörte.

Als Cäcilie das sah, ward ihr weh ums Herz. Sie dachte an ihre Jugend, der entsetzliche, erste und einzige Abend bei Kommerzienrat Hermann fiel ihr ein. Marie stand dort erschreckend genau, wie einst sie selbst, als wäre sie verjüngt wiedergekehrt. Cäcilie empfand alles mit, aber sie versuchte gerecht zu sein und gestand sich, daß ihre Nichte ein Gesicht machte, als wollte sie den Leuten verbieten, sich ihr zu nahen.

Darum trat Cäcilie an sie heran, zwang sich harmlos zu thun und fragte freundlich:

— Nun, Marie, ist das nicht ein schöner Tag?

Marie blickte die Tante an:

— So etwas finde ich furchtbar albern.

— Albern, die Hochzeit deiner Schwester?

— Liebe Tante, es mag Lillis Hochzeit sein, und mich solls von Herzen freuen, wenn sie glücklich ist, aber eines kann ich dir nur sagen, ich wäre tausendmal lieber zu Hause geblieben!

Sie hatte so bitter gesprochen, daß Cäcilie sie hinter den Tisch etwas abseits zog, und während sie ihr, möglichst sie deckend, unbemerkt ein Ende des Bandes, das sich herausgewagt, wieder unter das Kleid schob, sagte sie schmeichelnd, indem sie den alten Kosenamen wieder anwandte:

— Aber Mili, was hast du denn nur? Warum bist du denn traurig? Hat dir jemand etwas gethan?

— Nein.

— Nun, also was hast du dann? Wir sind alle glücklich, wie wir verwöhnt werden von allen Seiten! Wirklich, du mußt doch zugeben, daß die Leute ganz reizend sind . . .

Marie zuckte die Achseln. Sie warf die Lippen auf und meinte:

— Aber, liebe Tante, wie sollen sie denn anders sein! Sie können doch nicht geradezu ungezogen sein!

— Aber sie sind sogar besonders zuvorkommend!

— Finde ich nicht!

— Nun, wer hat dir denn etwas gethan?

Sie machte ein geringschätziges Gesicht, und blies die Luft von sich:

— Pah, die ganze Geschichte hier ist zum Auswachsen! Soll das etwa ein Vergnügen sein? Für mich nicht. Da lese ich lieber ein gutes Buch. Das ist rein verlorene Zeit hier. Schade drum. Ich möchte am liebsten einfach fortgehen.

Cäcilie war so erschrocken, daß es ihr schien, als habe sie nun auch keine Freude mehr. Und sie hatte sich doch eben noch so glücklich gefühlt, so wohl, wie sie nie gemeint hätte, daß es ihr in Gesellschaft gehen könnte.

Da erblickte sie Emmerich von weitem. Sie winkte ihm. Er kam sofort, und sie bat ihn flüsternd, doch einen Augenblick bei seiner Schwägerin zu bleiben, womöglich einen anderen mit ins Gespräch zu ziehen.

— Sie hat keinen Herrn! — sagte sie lächelnd. Er verstand. Cäcilie aber ging weiter. Sie fürchtete Mariens Stimmung nur noch zu verschärfen.

Sobald Fräulein von Sarryn ihrer Nichte den Rücken gewendet hatte, ward sie angeredet. Es schien, als wolle jeder ihr als der „Mutter" eine Aufmerksamkeit erweisen. So hatte

sie nach wenigen Schritten Marie vergessen. Es gab auch anderes: sie mußte doch Ida wiedersehen, und sie bat Oberst von Zill, sie zu ihr zu führen, als hätte sie nie anderes gethan. Der Oberst scherzte mit ihr. Er brachte sie zu seiner Frau, that dann plötzlich, als gewahre er erst jetzt den Irrtum und fragte:

— Else, weißt du denn auch, wer meine Dame ist?

Frau von Zill, eine einstige Hofdame, die der Oberst während seiner Hofzeit kennen gelernt, meinte lächelnd:

— Aber gewiß, Fräulein von Sarryn.

Doch ihr Mann schüttelte den Kopf:

— Nein Else, da irrst du dich. Es ist „Tante Cäcilie"!

Und Cäcilie machte mit dem Fächer, den sie in der freien, rechten Hand trug eine scharfe Abwärtsbewegung gleich einem Schlage und sagte etwas geziert, aber doch eingehend auf den Scherz:

— Herr von Zill, das dürfen Sie ja nicht sagen!

Er bat wieder demütig mit zusammengefügten Handflächen:

— Ach bitte, bitte, erlauben Sie mir's doch. Bitte, bitte!

Cäcilie machte die unschuldige Neckerei Spaß. In ihrem bisherigen Leben hatte es noch niemand für der Mühe wert gehalten, mit dem Fräulein von Sarryn zu scherzen. Nun that sie wieder abweisend, ein ganz klein wenig spitz, eckig, als stehe ihr der Scherz nicht. Und es klang etwas geziert, als sie antwortete:

— Nein, das darf ich nicht, das hat mir die Mama verboten!

— Die sind Sie ja selbst heute abend!

Nun lachte Cäcilie:

— Sehen Sie, dann bin ich nicht Tante!

— Doch, Tante Cäcilie! Else, hilf mir doch! Sie muß mir erlauben, „Tante Cäcilie“ zu sagen!

Frau von Zill kannte solche Scherze ihres Mannes, der wegen seines heiteren Temperamentes bei Hofe so beliebt gewesen, daß er zwei Jahre länger, als sonst üblich, Flügeladjutant geblieben war. Sie nahm freundlich Cäcilie beim Arm und bat:

— So erlauben Sie's doch. Er giebt sonst keine Ruhe. Ich kenne doch meinen Hans!

Und Cäcilie sagte lachend, jetzt mit vor Freude und Anregung leuchtenden Augen:

— Gut, aber nur Ihnen erlaube ich es!

Er kreuzte die Arme wie ein Muselmann, verneigte sich tief und sagte, wie aus der Pistole geschossen, als habe er unendlich lange damit zurückgehalten und genösse nun endlich des Glückes, den Namen aussprechen zu dürfen:

— Tante Cäcilie!

Die aber wuchs förmlich über sich hinaus, und als sie endlich Ida von weitem sah, ging sie lebhaft auf sie zu, mit großen Schritten in etwas wippendem Gang, indem nicht viel gefehlt hätte, daß sie andere Leute mit den Ellenbogen bei Seite stieß, sie, das durch Leben und Lebensumstände, durch Natur und Charakter stillbescheidene, arme, alte Fräulein von Sarryn.

Frau von Zill aber blickte ihr gerührt nach, während der Oberst lachte über den Scherz, den er sich erlaubt, denn im Grunde kam ihm in diesem Augenblick die alte Jungfer doch etwas komisch vor. Seine Frau bemerkte es und sagte leise zu ihm:

— Hans, aber du mußt nicht schlecht mit ihr sein. Das

ist ein ganz famoser Mensch diese Tante Cäcilie. Wir Frauen fühlen so etwas gleich!

Cäcilie stand vor Ida. Und nun, wo sie die ganze Figur übersehen konnte, ward sie erst gewahr, wie unförmlich dick die Ärmste geworden war. Sie mußte sich beherrschen, ihr Erstaunen nicht zu sehr zu zeigen. Aber es war nicht schwer, denn die Nichte begann sofort:

— Nicht wahr, stark bin ich geworden, Tante Cäcilie! Aber das thut nichts. Clo ist zufrieden damit, und dann ist ja alles gut. Aber, daß ich dich nicht gesehen habe, und ich habe dich doch gesucht vor Tisch, aber der Großherzog sprach mit dir, und da kann man doch nicht hineinplatzen. Das ist nun mal bei Fürstlichkeiten so. Wir kennen das, denn Clo ist schon zwei Mal beim Großherzog zur Tafel befohlen worden. Weißt du, Tante Cäcilie, wir sind erst um sieben angekommen, denn der Zug hatte Verspätung, und da konnte ich dich doch nicht stören beim Anziehen. Nein aber hat die Lilli Glück! Nicht wahr? So eine gute Partie zu machen! Na, ich denke, wir können uns doch auch einen Teil davon anrechnen, daß es geglückt ist. Clo hat doch Emmerich mitgebracht, und bei meiner Hochzeit haben sie sich kennen gelernt. Und dann . . . . .

Nun blickte sie sich um, dann senkte sie die Stimme und näherte sich der Tante Ohr:

— Und dann weißt du, Tante Cäcilie, haben doch auch Clo und ich Emmerich gegenüber nicht gerade schlecht von Lilli gesprochen . . . . .

Sie lachte und blickte Cäcilie verständnisinnig an, doch die empfand etwas wie einen Schmerz, einen Stich. Sie hätte fast ein: „Oh" gestöhnt. Diese Unzartheit, dieses Lächeln! Sie schämte sich, es lag etwas Unreines, ein Kupp-

leriſches darin. Es widerſtand ihrer ganzen Natur, und ſie begriff auch nicht, wie es in Ida gekommen.

Da ging eine Bewegung durch die Geſellſchaft. Der Großherzog zog ſich zurück und gab damit das Zeichen zu allgemeinem Aufbruch. Er ließ ſich noch einmal die Braut kommen, um ihr ein paar Worte zu ſagen. Währenddeſſen blieb alles ſtehen mit der Front zu der Scene. Es war ziemlich ſtill geworden, nur die ungariſche Prinzeſſin von Orczö, die immer den größten Lärm machte, wenn es am ruhigſten war, redete laut unverdroſſen weiter. Und Irene drängte ſich krampfhaft vor. Sie ſchob ſich ſeitwärts zwiſchen die Wartenden, ſie tippte einfach einem Leutnant auf die Schulter, daß er ſie vorlaſſen ſollte, ſie that, wenn eine Dame genötigt war, ihr zu weichen, gar nicht, als ob ſie es geweſen, die geſtoßen und gedrängt, ſie hatte nur immer die Augen krampfhaft auf den Großherzog gerichtet, ob er ſie auch ſähe, ob er ſich nicht von ihr beſonders verabſchieden würde.

Er ſtand ſchon faſt an der Thür, hinter ihm der Adjutant, den Helm in der Hand, neben ihm Fürſt Roiningen, ihm das Geleit zu geben, etwas zur Seite das Brautpaar.

Der Großherzog wendete ſich noch am Schluß zu dieſem und jenem. Seine Augen ſchienen jemand zu ſuchen. Der Adjutant fragte. Sein Herr ſagte:

— Ich habe Fräulein von Sarryn nicht mehr geſehen.

Emmerich machte ſich ſofort los von ſeiner Braut, und fand Cäcilie beſcheiden hinter der dicken Frau von Rangenhofen-Himmelsthür ſtehen. Er rief:

— Tante!

Und als es nicht half:

— Tante Cäcilie!

Alles wandte sich um. Cäcilie aber näherte sich, halb von Ida gestoßen, während Emmerich flüsterte:

— Königliche Hoheit fragt nach dir . . .

Nun machte man Platz, und durch die gedrängte Versammlung schritt Fräulein von Sarryn. Jetzt allerdings nicht so glücklich und sicher mehr, denn sie fühlte, daß aller Augen auf sie gerichtet waren. Sie mußte an Irene vorbei, die sich richtig ganz vorgearbeitet hatte, und als Cäcilie vor dem Großherzog stand, sagte der ritterliche alte Herr, der als Ehestifter bekannt war und gern einen leutseligen kleinen Scherz liebte, sozusagen als Abgang, ehe er sich in seine Gemächer zurückzog:

— Gnädiges Fräulein, nicht wahr, Sie sorgen dafür, daß die Braut bald zum Schlafen kommt, sonst ist sie morgen nicht so frisch wie heute!

Damit war er verschwunden, und Irene stand mit halb geöffneten Lippen da.

Aber sofort kam Lilli dennoch nicht zu Bett, denn bei Tante Cäcilie versammelte sich zum Schluß noch die ganze Familie. Emmerich, Ida, mit ihnen „Clo", wie ihr Mann jetzt zu heißen schien, und die beiden Jungen.

Die waren außer Rand und Band. Dieses erste Diner ihres Lebens hatte ihnen riesigen Eindruck gemacht. Ernst hatte es staunend aufgenommen, war noch wie vor den Kopf geschlagen von allem, was er erlebt, und schien ziemlich verlegen gewesen zu sein. Fritz dagegen gab über einzelne der Anwesenden sein Urteil zum besten, fand, Oberst von Zill sei ein Fatzke, eine Dame, die er nicht bezeichnen konnte, ein Mondkalb und der blonde Leutnant ein ganz großartiger Kerl.

Man hörte ihm nicht lange zu, denn Ida führte bald

das Wort. Sie mußte den Geschwistern erzählen, vor allem von ihrer kleinen Adda, die nun schon ein viertel Jahr alt war und von der noch niemand in der Familie genaueres wußte. Sie schilderte, daß das Kind unglaublich viel Haare hätte, daß es ungeheuer gescheit wäre und sehr bald würde sprechen lernen, denn es sagte schon jetzt ganze Sätze, die freilich nur die Amme verstünde. Dann erklärte sie, keine Stunde ohne dies „süße kleine Tierchen" existieren zu können, mußte aber selbst zugeben, daß sie durch die Hochzeit drei Tage von ihr getrennt sein würde.

Cäcilie saß ruhig da und hörte zu. Es interessierte sie alles, jede Kleinigkeit, aber sie wollte Ida heute erzählen lassen und erst fragen, wenn sie morgen nach der Abreise des Brautpaares allein wären, denn sie hatte das Gefühl, jetzt stünde das Brautpaar in erster Linie.

Bald ging das Gespräch auf den Abend über. Man redete von allen Gästen, beschrieb einzelne und fragte, wer der gewesen wäre und wer jener. Endlich gähnte „Clo", der überhaupt hier nicht in seinem eigentlichen Element zu sein schien, wie bedrückt, wie unfrei, als könnte er seinen rheinischen Ulk hier nicht zum besten geben. „Seelchen fliegen lassen" wäre auch nicht am Platze gewesen. Idas Polterabend und der heutige waren verschieden, als hätten sie auf anderen Gestirnen stattgefunden.

Sie trennten sich, nachdem noch Emmerich gebeten hatte, recht leise aufzutreten, denn der Großherzog habe die Zimmerflucht des ersten Stockes inne, gerade unter ihnen.

Infolgedessen machten die Jungen, die sofort wieder diese Ermahnung vergessen hatten noch besonderen Lärm, so daß Ida es ihnen auf dem Korridor ziemlich unsanft verwies.

Fritz rächte sich dafür, indem er beim Ausziehen zu seinem Bruder sagte:

— Du, das dumme Titchen ist ja die reine Mastsau geworden!

Aber Ernst hörte kaum darauf. Er war mit ganz anderen Dingen beschäftigt: eine der Brautjungfern, eine kleine Gräfin Geldern, hatte es ihm angethan, und unter seinem Kopfkissen barg er heimlich ein Stück abgetreten Besatz von ihrem Kleide, den er still zu sich gesteckt.

Fast in jedem Zimmer des Schlosses wurde vom Abend gesprochen.

Fürst Roiningen sagte zu seiner Frau:

— Wir können mit Emmerichs Wahl wirklich zufrieden sein!

Sie meinte:

— Und diese Tante Cäcilie ist so lieb, so sympathisch, so bescheiden, so taktvoll. Da die Lilli erzogen hat, können wir ohne Sorge sein.

Der Fürst fügte hinzu:

— Ich habe mit ihr lange gesprochen. Diese alte Jungfer ist ein famoser Mensch.

Frau von Brons aber war nicht ganz zufrieden. Sie meinte zu ihrem Mann, diese Lilli hätte doch eigentlich einen zu unverschämten Dusel, denn im Grunde genommen, was bedeuteten denn eigentlich diese Rangenhofen? Sie wären zwar eine alte Familie, aber für die Roiningen doch nicht ebenbürtig.

Aber der Geheimrat schüttelte den Kopf:

— Juristisch hast du damit nicht ganz recht, denn die Rangenhofen sind „ritterbürtiger Adel", wie man sagt. Im übrigen macht es heutzutage nicht mehr allein der Name. Es gehört auch Geld dazu. Ein gänzlich verarmter Prinz, wie es deren giebt, gilt doch nichts mehr, während ein Eisenbaron

— wie der selige „Duysen“ der „Madame Anastasia“ — am Ende nicht bloß mehr Werte schafft, sondern thatsächlich im Ansehen der Leute weit mehr gilt. Man fühlt die Macht des Geldes dahinter, bei dem verarmten Prinzen aber fast nur Bedauern, möglicherweise, wenn's ihm sehr schlecht geht, sogar Lächerlichkeit. Es liegt alles im Gedanken. Wenn der Emmerich mal Madame beerbt und sich Lilli so entwickelt, wie es den Anschein hat, wird später kein Mensch darnach fragen, ob diese schöne Prinzessin bloß eine geborene von Rangenhofen ist und das Geld von dem Eisenkönig Duysen stammt. Übrigens warum nicht von Duysen? Oder Graf Duysen? 's ist ihm angeboten worden, aber er hat ‚nein‘ gesagt. Und seine Frau ist sogar eine Prinzessin, wenn sie auch heute, als Madame Anastasia, ein bißchen verdreht geworden ist.

Cäcilie hatte nicht darauf geachtet, daß Marie fehlte. Nun fiel es ihr auf die Seele, und sie wollte noch zu ihr gehen. Doch die Jungfer, die sie draußen traf, meinte, das gnädige Fräulein wäre schon vor reichlich einer Stunde zu Bett gegangen.

Nachdenklich kehrte Fräulein von Sarryn in ihr Zimmer zurück. Ihr war traurig zu Sinn, denn sie wollte an einem Tage wie heute alles glücklich wissen. Aber als sie an Lillis Bett trat, um ihr Gute Nacht zu sagen, kehrte all ihr froher Mut zurück, denn die Braut lag ruhig atmend da, die Wangen wie in Erwartung leicht gerötet, ein Lächeln um die Lippen.

Und die alte Jungfer beugte sich nieder und drückte einen Kuß vorsichtig, leise, nur wie ein Hauch, auf Lillis Stirn, einen Kuß wie zum Abschied, denn morgen schon gehörte sie ihr nicht mehr.

50.

Am anderen Morgen schien Marie ganz guter Dinge zu sein, so daß Cäcilie es vorzog, an die Stimmung des Abends nicht zu rühren. Es stand auch ein Ereignis bevor, auf das Fräulein von Sarryn mit klopfendem Herzen wartete: Else und Hans sollten kommen. Sie hatten von Straßburg gestern noch nicht fortgekonnt und wollten nur heute zur Hochzeit erscheinen.

Es machte sich sogar, daß Cäcilie die Geschwister abholen konnte, denn der Fürst schickte einen Landauer an den Bahnhof, der sie und Marie mitnehmen sollte.

Doch im letzten Augenblick erklärte Irene, sie würde mitfahren. Sie langweilte sich, denn die Herren hatten den Morgen benutzt, um Ausflüge zu machen. Einige waren trotz des Wintertages auf den Königsstuhl gestiegen, andere, darunter Günther Börking, der in Heidelberg einst studiert, gingen als alte Herren in diese oder jene Korpskneipe.

Der Großherzog hatte Oberst von Zill und Geheimrat von Brons zu einer Ausfahrt ins Neckarthal befohlen, und die Hausbewohner schienen ganz mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt. Der Fürst aber begleitete das Brautpaar als Trauzeuge aufs Standesamt, denn nur die kirchliche Trauung fand in Roiningen statt.

Während der Wagenfahrt erzählte Irene allerlei. Sie schien sehr befriedigt, sie fand nur, der Großherzog hätte eigentlich wohl Günther, der doch im diplomatischen Dienste gestanden, mitnehmen können, statt den Geheimrat. Sie sagte:

— Weißt du, das ist natürlich nicht der Fehler von Königliche Hoheit, sondern die Umgebung ist daran schuld. Die muß aufmerksam machen, den Anstoß geben. Das ist bei

allen Fürstlichkeiten so. Das kommt eben davon, daß der Großherzog mit seinem Adjutanten so allein in der Welt herumreist. Er hat seinen Kammerdiener mit und einen Lakai, aber es gehörte einer der Herren vom Hofe dazu. Dann würden solche faux-pas nicht passieren. Aber ich weiß ja ganz genau, wie das an diesem Hofe zugeht. Die Herren sind zu faul, um mitzureisen. Ja wenn's einen Orden gäbe, aber der Fürst Roiningen hat nun einmal keine zu vergeben. Ich weiß sogar, wie peinlich es gewesen ist noch vor zehn Jahren, oder so was, ehe der Fürst selbst einen hatte. Das war geradezu eine Fatalität für ihn, denn er konnte sich nirgends zeigen. Gedient hat er nur ein Jahr in Berlin, und der alte Kaiser ist nicht zu haben dafür, jedem prinzlichen Leutnant der Garderegimenter ein Großkreuz anzuhängen. Na, damals war er ja noch Erbprinz, aber der „regierende Fürst Roiningen" konnte doch nicht mit einem Ritterkreuz zweiter Klasse herumlaufen . . . . übrigens verstehe ich diese Sachen nicht . . es kann auch ganz anders gewesen sein . . . da müssen wir mal Günther fragen, der ist natürlich ganz au fait . . . . .

Cäcilie war es völlig gleichgiltig, ob diese Schwierigkeit so gewesen oder anders. Sie hörte zwar ruhig zu, wie ihre Schwester gleich einem Wasserfall weiterredete, aber sie hatte sich darin doch verändert, daß sie es nicht mehr für ihre Pflicht betrachtete, alles, was Irene sagte, mitzufühlen, wie sie es einst gethan.

Das Leben hatte sie härter gemacht. Sie stand nicht mehr allein, im Wohl und Weh aller anderen aufzugehen: sie hatte ihre Familie, ihre Kinder, deren Schicksal sie in erster Linie berührte. Und während Irene sprach, schweiften Cäciliens Gedanken fortwährend ab zum Brautpaar und dann wieder zur kleinen Else.

Die „kleine Else"! Sie dachte nach — 1853 geboren — also fünfunddreißig Jahr! Wie die Zeit verging! Und fünf Kinder hatte sie! Cäcilie stand noch vor Augen, wie sie ihren ersten Besuch bei den Jungverheirateten gemacht und durchaus etwas hatte bei ihnen genießen sollen! In halber Rührung kam es ihr doch heute fast ein wenig kindisch vor.

Nun würde eine gesetzte Frau vor ihr stehen. Aber wie sah sie aus? Hatte sie sich sehr verändert? So, wie Ida? Sie hatte ja die Schwester seit Marthas Tode nicht mehr gesehen . . .

— Du hörst ja gar nicht zu! — sagte da Irene. Cäcilie antwortete einfach:

— Ich dachte an Else.

— Na, dann brauche ich dir ja nichts zu erzählen!

Doch sie näherten sich schon dem Bahnhof, und die kleine Verstimmung war vergessen. Die Leute blickten sich nach den beiden Damen um, die dem Wagen mit der in Heidelberg bekannten fürstlichen Livree entstiegen. Das that Irene wohl, und sie begann scheinbar eifrig mit ihrer Schwester zu sprechen, lauter nichtssagendes Zeug, in Wirklichkeit hatte sie jedoch die Augen nach allen Seiten, um den Eindruck zu beobachten, den sie hervorriefen.

Und diesmal brauchte sich die elegante Frau der Schwester auch nicht allzusehr zu schämen, denn Cäcilie hatte in Dresden vor der Abreise mit Lilli eine einfache, aber doch gut gearbeitete Pelzjacke gekauft, die ihr zwar keine enge Taille andichten konnte, die aber doch sehr anständig aussah. Ein kleiner Krimmerkragen verzierte sie, und fünf Husarenschnüre schlossen sie vorn, eine Verzierung, die das alte Mädchen zu auffallend gefunden und durchaus hatte abtrennen wollen.

Während die Schwestern auf dem Bahnsteig hin und her

gingen, warf Irene immer ab und zu einen Blick auf Cäcilie. Endlich sagte sie:

— Warum ziehst du dich nicht immer so an?

— Wie denn?

— Nun, du hast mal ein ganz nettes Jackett an. Das ist kein übler Geschmack.

Cäcilie wollte nichts für sich beanspruchen, was einem anderen zukam:

— Ich habe es mir nicht ausgesucht.

— Wer denn?

— Lilli!

— Ach so! So! Ja dann!

Ein Lächeln ging über Irenes Gesicht, und sie begann sofort von ihrer Nichte zu sprechen, auf die sie förmlich stolz zu sein schien. Während sie noch ihr Lob sang, lief der Zug ein. Erwartungsvoll ließen die beiden die Wagen an sich vorübereilen, musterten die Fenster und kamen bis zum letzten, ohne Else entdeckt zu haben. Irene blieb stehen, Cäcilie jedoch rannte in ihrer Aufregung den ganzen langen Weg zurück, jedem Menschen ins Gesicht blickend.

Da tönte eine Stimme hinter ihr, eine liebe, Jahre lang entbehrte, der Ton, der in Augenblicken der Erregung allen Sarrynschen Töchtern vom Vater in der Kehle steckte, und die Schwestern hielten sich umschlungen.

Cäcilie schluchzte. Es war ihr, als ob sie ihre eigentliche Heimat wiedergefunden hätte. Mit diesem Laut stand Väterchen wieder vor ihr in seinem Zimmer mit der Pfeife, sah sie Else als Mädchen wieder, wenn sie beide gemeinsam aus der Zeitung vorgelesen, jede einen Absatz. Es war ihr, als bliebe diese Schwester ihr allein, mit der sie sich immer am besten verstanden, weil sie von ihrer Art war.

Die beiden faßten sich bei den Händen, sahen sich an, als wollten sie erkennen, ob sie es wirklich wären, dann umarmten sie sich zum zweiten Mal, und Else sagte:

— Meine alte, alte, alte, gute Cäcilie!

Die fragte sofort:

— Warum seid ihr denn nicht schon gestern gekommen?

Else lachte mit Mund, Wangen, Augen, eine Seligkeit, daß Cäcilie unwillkürlich, ohne zu wissen, was denn Schönes geschehen, sich mit freute, über das ganze Gesicht:

— Weißt du's denn nicht?

— Nein.

— Hans ist doch Major geworden!

— Warum habt ihr denn das nicht geschrieben?

— Weil wirs selbst sagen wollten. Er hat nämlich gleich ein Bataillon gekriegt! Aber rate mal wo?

Die Spannung in Cäciliens Zügen ließ nach. Sie ahnte nicht wo, und sagte zögernd:

— Nun, nun . . . wohl . . . also in Straßburg?

Jetzt lachte die kleine Frau wieder, daß sich ihre Züge fast wie zum Weinen verzogen:

— Dresden!

— Dresden? — antwortete Cäcilie ganz starr. Sie faßte es noch nicht gleich. Dann . . dann waren sie ja wieder zusammen . . . Und nun erst kam bei ihr die Freude zum Durchbruch, daß sie fast geweint hätte. Und erst jetzt dachte sie an Hans und an Irene. Sie fragte nach ihm. Er hatte einen Kofferträger gerufen, dann Irene gefunden und kam nun auf sie zu.

Cäcilie machte eine kleine Verbeugung:

— Guten Tag, Herr Major! Wie gehts, Herr Major?

Aber Irene, die Herzensergüsse in der Öffentlichkeit haßte, erinnerte daran, daß der Wagen warte.

Während der Fahrt wurde unausgesetzt erzählt. Die Schwestern schwatzten wie die Elstern. Cäcilie erkundigte sich nach Elses Kindern, vor allem nach der kleinen Hannah, der einzigen, die sie kannte. Else wiederum fragte nach Lilli, nach Ida, nach Claus und vor allem nach Emmerich. Als die fürstliche Familie erwähnt ward, schien es, als würde das Ehepaar Serben, das bisher lebhaft in der Unterhaltung von einem zum andern gesprungen, stiller. Sie schwiegen zuletzt ganz, als ob sie etwas auf dem Herzen hätten und doch nicht damit heraus wollten.

Erst als sie im Schloß auf ihrem Zimmer waren, allein mit Cäcilie, die der kleinen Else auspacken half, während Irene gemeint, sie habe noch Briefe zu schreiben, wurden sie wieder lebhafter. Nun, wo sie sich vor der Baronin nicht mehr Zwang anzuthun brauchten, kam es allmählich heraus, was sie bedrückte. Else fragte plötzlich, während sie die Taille ihres Dinerkleides aus dem Koffer nahm und sie vorsichtig auf Cäciliens ausgestreckte Arme legte:

— Sage mal, Cäcilie, sind die Roiningen nicht sehr „Fürschten“?

Cäcilie blieb stehen:

— Wie meinst du das?

Else blickte ihren Mann an:

— Nun, ich meine etwas . . . etwas groß für unsereins. So, daß man, ich möchte sagen, nur geduldet ist!

Hans schüttelte den Kopf:

— Wenn auch das nicht, das wäre ja für einen Offizier nicht gut denkbar. Aber es ist doch eine große Familie, und die Verhältnisse mit uns sind immerhin ungleich, nicht wahr?

Dann könnte sich eine schiefe Stellung für uns ergeben, Cäcilie. Ich meine, etwas Ungemütliches. Verstehst du?

Wieder tauschten die Gatten Blicke. Cäcilie aber kam es so furchtbar komisch vor, daß sie die Taille schnell aus der Hand legen mußte, in einen Stuhl sank und rief:

— Aber was denkt ihr denn nur? Was denkt ihr denn nur?

Der kleine Major, dessen funkelnagelneue, dicke Stabsoffiziersachselstücke förmlich spiegelten, während er sich bewegte, sagte, ohne daß er in seiner Schwägerin Gelächter recht einstimmen konnte, wie ein wenig gekränkt:

— Nun, nun, selbstverständlich ist ein Offizier und eine Offiziersdame genau dasselbe, wie solche Leute . . . aber immerhin . . . immerhin . . . es sind verschiedene Lebensverhältnisse, Vermögensverhältnisse . . .

Aus seinem Tone klang der ganze Verdacht des kleinen Mannes gegen den größeren, des Linieninfanteristen mit der Kommißehe gegen die Gardekavallerie, des armen Adligen gegen den Magnaten, die leise Befürchtung, nicht für voll angesehen zu werden, und sofort auch der Entschluß aufzutrumpfen, um zu beweisen: mein Verehrtester, wenn du etwa meinst, zwischen uns wäre ein Unterschied, so irrst du dich! Ich bin genau dasselbe, wie du!

Cäcilie lachte nicht mehr. Ihr, der armen, alten Jungfer, erschien der Standpunkt der Geschwister plötzlich merkwürdig eng. Sie wunderte sich, sie begriff nicht. Es lag in den beiden etwas sogar ihr Fremdes, das sie einen Augenblick scharf und schmerzlich empfand. Und sie hatte sich doch so gefreut, die Geschwister wiederzusehen!

War das nötig in der menschlichen Komödie? Änderten sich die Menschen so in wenigen Jahren? Drückten Geld-

knappheit, dienstliche Verhältnisse, vielleicht Trennung in der Familie so herab?

Sie fühlte sich selbst höher. Es erschien ihr als Überhebung, aber es war so. Und sie begann, den beiden lieben Menschen klar zu machen, wie in dieser fürstlichen Familie die Verhältnisse lägen, wie gut, wie lieb, wie einfach sie alle wären. Sie sang Emmerichs Lob, sie sprach ganz gerührt von der Fürstin, anerkennend von ihm. Und vielleicht that sie etwas viel dabei, denn als sie geendet, ganz außer Atem von der langen, schnellen Erzählung, meinte Else nur, immer noch ungläubig, wie es schien:

— Du bist ja ganz Feuer und Flamme!

— Bin ich auch. Das sind wir alle.

Else fragte etwas spöttisch, während sie den obersten Einsatz von ihrem Koffer nahm:

— Wer denn noch?

— Nun, Irene zum Beispiel!

Aber da zuckten sie beide die Achseln. Gewiß wußte Cäcilie, was sie von der Schwester Oberflächlichkeit, von ihrem weltlichen Sinn, ihrer Eigensucht zu halten hatte, sie wußte es längst, aber es war doch nicht alles schlecht an ihr und bös, wie es jetzt Else darstellte. So nannte Cäcilie auch ein paar gute Seiten, suchte den Schatten zu erhellen und immer noch das möglichst Beste an der Schwester zu sehen, wie sie es gewohnt war, bei jedem Menschen zu thun.

Das aber spornte das Ehepaar an, das Gegenteil zu thun. Sie waren scharf, bitter, wie Menschen, die sich zurückgesetzt fühlen und nun aus Rache allen es heimzahlen möchten, denen es besser gegangen ist.

Sie hatten zwei Zimmer zu ihrer Benutzung. Hans zog sich jetzt in das eine zurück. Er mußte sich rasieren, denn

sein Bart wuchs rasch, und sie hatten zeitig von zu Haus fortgemußt. Und dann wollten sie vor der Hochzeitsfeier noch ihren Wirten einen Besuch zu machen.

Cäcilie blieb mit Else allein.

Da klopfte es. Die kleine Frau war beim Anziehen und konnte nicht öffnen.

— Was ist? — fragte sie. Emmerichs Stimme klang von außen:

— Bist du es, Tante Elisabeth?

Else fragte leise:

— Wer ist denn das?

Cäcilie lachte:

— Emmerich!

Und Else brummte leise:

— Ach so!

Dann sagte sie laut:

— Gewiß, ich bins.

— Nun, ich wollte mich nämlich dir und Onkel Hans als Neffe vorstellen. Als glücklicher Neffe, oder vielmehr als der glücklichste. — Und dann läßt mein Bruder fragen, wann er euch als seine Gäste begrüßen dürfte. Er ist eben mit mir zurückgekommen vom Standesamt. Ich bin also staatlich wirklich schon euer Neffe, da ist nichts mehr zu ändern, ob ich euch nun gefalle oder nicht. Warum seid ihr nicht gestern gekommen, dann hättet ihr noch ein Veto einlegen können. — Übrigens, nun noch etwas. Meine Schwägerin läßt sagen, sie hätte dich nicht begrüßen können, liebe Tante, weil sie nicht gehen kann, die Arme. Du mußt schon zu ihr kommen . . .

Sie hatten durch die Thür hindurch fast jedes Wort verstanden. Nun antwortete Cäcilie für ihre Schwester, sie danke vielmals, aber sie wäre eben beim Anziehen. Nur

bäten sie den Fürsten, sich ja nicht herzubemühen, denn sie würden in einer Viertelstunde der Fürstin selbst ihre Aufwartung machen.

Emmerich ging. Cäcilie aber blieb triumphierend stehen. Sie hatte vorhin bei den scharfen Worten der Geschwister etwas empfunden, als würde sie mit gekränkt, denn dies klang, als ob sie nicht recht gethan, Lillis Wahl zu billigen. Nun sagte sie nur:

— Siehst du, Else!

Die schämte sich jetzt ein wenig, und im Bestreben, zu erklären, zog sie Cäcilie an sich, setzte sich mit ihr ein paar Augenblicke und erzählte, wie knapp es bei ihnen zuginge mit fünf Kindern, wovon noch dazu zwei kränklich wären und fortwährend besonderer Pflege und teurer Ärzte bedürften. Das ganze Elend der Kommißehe zog herauf, mit der Sorge um den kommenden Tag, mit der steten Angst bei jedem dienstlichen Verdruß, ob auch die Beförderung — einfach Daseinsfrage — nicht gefährdet sein könnte.

Und nun begriff Cäcilie alles. Sie, die immer hatte mit anderen empfinden können, verstand die Bitterkeit, die Schärfe, und auch die überschwengliche Freude über den Major, der eine Aufbesserung der Verhältnisse durch das erhöhte Gehalt bedeutete.

Da trat Hans ein, schon zur Hochzeit gekleidet, im Waffenrock mit den Majorsepauletten, an denen die silbernen Candillen hinundherbaumelten und dadurch die Schultern breiter und stärker machten. An seiner Brust hing nur das eiserne Kreuz, das er sich 1871 bei Beaumont als blutjunger Leutnant verdient.

Auch er wollte etwas Besänftigendes sagen:

— Weißt du, Cäcilie, man macht im Leben, wenn man

älter wird, immer mehr die Erfahrung, daß, je vornehmer einer ist, oder je höher er in der Welt steht, er auch desto artiger meist zu sein pflegt.

Damit meinte er, seinerseits Abbitte geleistet zu haben. Else, die auch etwas zum besten geben wollte, fügte hinzu, etwas, das nicht aus ihr selbst kam, sondern das sie irgendwo gehört oder gelesen hatte:

— Nur die Dummen sind eingebildet.

Dann gab sie ihrer Schwester einen Kuß mit den Worten:

— Du bist immer noch so wie früher! Du siehst an den Menschen nur die gute Seite!

Cäcilie antwortete einfach:

— Das Schlechte ist leicht zu finden, das bemerkt jeder, drum soll man das Gute suchen. Das ist viel schwerer.

Aber, als hätte sie sich zuviel gerühmt, war sie bemüht, das Gespräch abzulenken und fragte, obwohl es eben noch vom Schloßturm geschlagen:

— Wieviel Uhr ist es eigentlich?

51.

Das junge Paar kniete in der kleinen, gothischen Schloßkapelle am Altar. Der Bräutigam legte zum Ringewechsel den Säbel ab, den ihm einer der Brautführer, ein Kamerad vom Ulanenregiment, abnahm. Dann neigte sich der Geistliche zu den beiden, sie zu fragen, ob sie einander angehören

wollten, diese Jungfrau diesem Mann und dieser Mann dieser Jungfrau. Das Ja klang von beiden. Dann kamen die Schlußworte, Segen, Gesang. Der Pfarrer ging. Prinz und Prinzessin Emmerich von Roiningen-Althans erhoben sich.

Der ganze Raum der Kapelle war angefüllt von den Eingeladenen. Auf den Bänken wechselten bunte Uniformen, nur ganz vereinzelt ein Frack, mit den hellen Kleidern der Damen, denen Blumen im Haar leuchteten, Brillant und Perlennadeln glitzerten, deren Stirnen funkelnde Diademe überhöhten. Auf den Schultern ruhten Umhänge, Hermelinkragen, und als die Feier beendet, die kleine Orgel scharf ihre Pfeifen gellen ließ, die großen Flügelthüren, die ins Schloß zurückführten, sich öffneten, war es wie die Damen sich erhoben, als flatterte ein Schwarm heller Vögel von den Bänken in die Höhe.

Die Kapelle war mit Topfpflanzen vollgestellt, mit Lorbeerbäumen und Palmen geschmückt, ein grüner Rahmen dem glänzenden Zug, der sich jetzt bildete. Voran schritt das Brautpaar, langsam, feierlich. Der Bräutigam ernst, den Blick vor sich hin gerichtet, indem er es vermied, das Auge abzulenken auf die Verwandten, die Freunde, die Gäste, die rechts und links noch in den Bänken standen. Die Braut bleich unter dem Schleier, das reizende, leichte Köpfchen, das auf dem zierlichen Halse saß wie belastet von dem grünen Myrtenkranz, der auf der schweren Haarflut ruhte. Sie hing sich in ihres Mannes Arm, die Hand krümmend, fast als wolle sie gewiß sein, daß er ihr jetzt gehörte.

Hinter der königlichen und doch mädchenhaft schlanken Gestalt, die jedem an der Braut aufgefallen war, glitt die Schleppe über die großen Steinplatten mit ihren versenkten rostigen Eisenringen, unter denen seit vielen hundert Jahren

die Roiningen schliefen, die Ritter, die Grafen, die Fürsten bis zum heutigen Tag, und unter denen auch diese Rangenhofen einst ausruhen sollte von all ihrem Glück.

Der Großherzog folgte, heute in der Uniform seines Infanterieregimentes mit den Generalsabzeichen. — Dann die Fürstin, getragen, fast unauffällig, denn zwei junge Vettern thaten es, daß es aussah, als gingen sie mit im Zuge.

Fürst Roiningen führte, getreu seinem Programm, die Mutter der Braut — Cäcilie. Sie trug ein lila Kleid, eine weiße Spitze auf dem grauen Haar. Ein wenig ungeschickt schritt sie hin, das Halten der ungewohnten Schleppe störte sie und daß sie keine Hand frei hatte, sich die Augen zu wischen.

Sie weinte, weinte still und reich. Wie ganz kleine, runde Flußperlchen rieselten ihr ein paar Thränen herab. Es war noch kein Abschied, es war kein Fest der Trauer, es geschah Glück dem Mädchen, das sie aus ihren Händen in des Mannes Hände gab, aber sie mußte weinen. Sie fühlte, es war der größte Augenblick ihres Lebens bis heute. Vor einem Jahr hatte sie ja schon Ida fortgegeben, aber das war anders gewesen. Der Bräutigam scherzte, Ida hatte gelacht. Wie ein Kinderspiel war es ihr erschienen. Heute aber, gleich einer ernsten Feier. Ja, etwas Großes, Feierliches lag darin. Ort und Raum und Rahmen, die Anwesenden, die Fürstlichkeiten, das Geglitzer von Sternen und Orden, die Haltung dieses jungen Menschenpaares, das der Diener Gottes zusammengegeben, dieser hohe Ernst, alles wirkte zusammen. Sie mußte weinen.

Der Zug ordnete sich, und während hell die Sonne durch die bemalten Scheiben auf das strahlende Bild schien, in ihrer Lichtfülle verstärkt durch den Widerschein des Schnees draußen

auf den Höhenzügen, schlossen sich, je weiter er vorwärts schritt, von den Seiten, abwechselnd, rechts und links immer neue Gäste an, um durch den Mittelgang dem Brautpaare zu folgen.

Als die Innenthüren zum Schloß geöffnet worden waren, entflohen die dort in die Kirche lugenden Dienstboten, die Lakaien, Diener, Kutscher, Jungfern, Mädchen, und der teppichbelegte Gang lag frei da.

Dem Brautzuge voran schritten zwei Knaben und zwei Mädchen mit Körben, aus denen sie den Jungvermählten Blumen auf den Weg streuten, als Sinnbild für ihren gemeinsamen Gang durch das Leben. — Es waren die Kinder des fürstlichen Paares, deren Jüngstes mit seinem Eintritt ins Dasein der Mutter Siechtum gebracht.

Nun kamen sie an die Halle, aus der die Treppe in die verschiedenen Geschosse emporstieg. Dort wurden sie durch Gesang empfangen. Es war ein Sängerchor von der fürstlichen Waldgutverwaltung. Ein alter Mann hielt eine Ansprache und überreichte dem Prinzen einen Stuhl aus Hirschgeweihen gebaut. Ein kleines Mädchen gab der Prinzessin einen Blumenstrauß. Es sollten Begleitverse dazu gesprochen werden, doch das arme Ding hatte alles vergessen und begann jämmerlich zu weinen.

Da nahm Lilli das Kind auf den Arm, streichelte ihm die Wangen, tröstete es, küßte es herzlich und sagte leise:

— Ich danke dir tausendmal! Ich weiß schon alles, was du sagen sollst, aber du darfst nicht weinen. Heute ist doch Hochzeit, wer wird da Thränen vergießen!

Das hemmte auch Cäciliens noch immer rinnende Zährenflut. Ja, heute war Hochzeit! Der glücklichste Tag im Leben eines Menschenpaares, hohe Zeit, Festtag, wer durfte da Thränen vergießen!

Der Alte brachte ein Hoch aus auf das junge Paar, und dröhnend fielen die Leute ein. Der Bräutigam dankte, reichte die Hände, und mit liebreizendem Ausdruck trat die Braut zu den Männern und Frauen, schritt von einem zum andern, streckte ihnen die Hand, wie ihr Gemahl, zum Dank entgegen.

Da faßte sich eine Frau ein Herz und sagte dem Prinzen, sie hätte eine große Bitte auf dem Herzen. Er fragte lächelnd:

— Was ist es?

Sie sagte, sie hätten der jungen Prinzessin Antlitz nicht gesehen. Der Schleier verberge es ganz. Und nun trat er auf sie zu, die sein war, nahm das Gewebe mit beiden Händen und schlug es zurück, daß man ihre Züge gewahrte, auf die nun leise, leise die Farbe trat, während Lilli sich zum Abschied gegen die Leute neigte.

Weiter ging der Zug die Treppe hinan, auf der gereiht die Diener standen, in den großen Saal. Hell und fröhlich schmetterte der Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum aus dem sechseckigen Nebenraum, er tönte fort, während man sich zur Tafel setzte.

Bald klang Summen und Surren. Das Mahl hub an. Und immer dröhnte weiter die Musik, bis sie auf einen Wink des Fürsten schwieg. Er begann zu sprechen, freundlich zuerst, herzlich werdend dann, endlich mit zitternder Stimme. Sein einziger Bruder führe ihm die Braut ins Haus, in das alte Althaus der Roiningen. Es sei kein Mädchen, dem er sagen möchte ein einfaches: „Willkommen", es sei eine, zu der er spreche: „Du hast unser aller Herzen gewonnen, du liebliche Braut! Werde glücklich und mache ihn glücklich, den du dir erwählt hast! Komm in unser Haus, wir nehmen dich auf mit offenen Armen. Gesegnet sei der Tag, da du eintrittst."

Dann schlug er einen anderen Ton an und rief, das Glas erhebend:

— Und nun bitte ich Euere Königliche Hoheit, und fordere Sie auf, meine verehrten Verwandten und Gäste, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Prinz und Prinzessin Emmerich Roiningen hoch!"

Alles stand auf, drei Mal stießen sie an, drei Mal klang es wieder. Tusch der Musik, dann Stille, bis ganz allmählich das Gespräch wieder begann.

Cäcilie hatte angestoßen mit Lilli, aber sie konnte sie kaum ansehen dabei. Sie fürchtete, nicht standhaft zu bleiben.

Nun stand Geheimrat von Brons auf und brachte als Vormund an Stelle der Eltern der Braut, für Cäcilie, die als Frau nicht sprach, ein Hoch aus auf das fürstlich Roiningensche Haus, insbesondere Fürst und Fürstin.

Wieder Tusch und Gläserklingen. Dann ward es still und blieb so, weil in Rücksicht auf die Anwesenheit des Großherzogs, der kein Redner, auch die Tischreden nicht liebte, ausgemacht worden war, daß mehr nicht gesprochen werden sollte.

Die Tafel war zu Ende. Die Gäste erhoben sich. Es ging in die Gesellschaftsräume hinüber. Der junge Ehemann führte seine Frau, und während sie bei Tisch etwas befangen, als Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, nebeneinander gesessen hatten, neigte er sich jetzt zu ihr, streichelte ihre Hand und sagte den ganzen Weg hindurch:

— Meine Lilli, meine Lilli, meine kleine Lilli!

Fürst Roiningen hatte Bonbons zu sich gesteckt. Er gab sie Cäcilie für die kleine Cécile, die, wie er von seiner jungen Schwägerin gehört, hatte zu Haus bleiben müssen, weil sie noch zu klein war.

Dann fand eine Art Cour statt. Das Paar stellte sich

auf, und alle kamen, ihnen Glück zu wünschen, zuerst der Großherzog, dann die Brautführer und Brautjungfern, darunter Marie sowie Käthe von Brons, endlich die Roiningenschen Verwandten, die Regimentskameraden, der Vormund und seine Frau, Irene, Günther, Else, Hans, Claus, Ida, Ernst, Fritz, . . . zu allerletzt aber Cäcilie.

— Seid glücklich! — sagte sie nur. Mehr brachte sie nicht heraus, dann war es mit ihrer Haltung vorbei, und sie fing so an zu weinen, daß der Fürst ängstlich hinzutrat. Cäcilie aber meinte nur, sich nach Kräften wieder sammelnd:

— Es ist gleich vorbei.

Aber Fürst Roiningen flüsterte seinem Bruder zu, es wäre Zeit zu gehen und gerade jetzt der beste Augenblick, unbemerkt zu verschwinden, denn er habe eben die Gäste in den grünen Saal hinübergelockt, wo die Hochzeitsgeschenke aufgebaut stünden. Der Salon war auch wirklich leer bis auf die Fürstin, die in ihrem Stuhl, die durchsichtigen Hände auf den Lehnen ausgestreckt, mit gesenktem Kopf allein sitzen geblieben war. Kein Mensch kümmerte sich um sie, die einst zur Zeit ihrer Gesundheit eine gefeierte Schönheit gewesen.

Und als das Brautpaar Abschied nahm und die Fürstin ihre Schwägerin in den Armen hielt und nochmals herzlich küßte, sagte sie, indem sie nach Cäciliens Hand griff:

— Aber Sie bleiben bei mir!

Fräulein von Sarryn warf einen Blick zu Lilli, die sie flehend ansah, und gab zurück:

— Ich will sie nur fortbringen. Dann komme ich wieder, Durchlaucht.

— Bestimmt?

— Ganz bestimmt. Ich halte stets Wort!

Die kranke Frau hielt noch immer Cäciliens Hand und

drückte sie jetzt, während sie sagte, als bäte sie um Verzeihung, daß sie kein Vertrauen gehabt:

— Man sagt's mir so oft und — kommt nicht wieder.

— Aber doch nur einzelne Menschen! — antwortete Cäcilie, während das junge Paar mit einander flüsternd davonging. Sie drängte ihnen nach, doch die Fürstin antwortete, den Kopf wehmütig schüttelnd:

— Nein, alle!

So konnte Cäcilie nicht fort. Noch einmal blieb sie stehen. Irgend etwas mußte sie finden. Einen Trost. Und sie sagte hastig, im Gefühl, daß diese Frau ja nicht allein stand, daß, wie sie immer die Ehe aufgefaßt, zwei Menschen sich zusammenthäten, damit sie sich stützten und einander hülfen:

— Aber wer einen lieben Mann hat, der ist geborgen!

Damit wollte sie gehen. Aber sie erschrak, denn der Kranken Gesicht nahm plötzlich einen bitteren Ausdruck an. Die weiche, milde Frau, die ergeben mit ihrem stillen Lächeln bisher im Stuhl gesessen, sagte hart und scharf:

— Dann kennen Sie ihn nicht.

— Oh! . . . .

— Ja, so lange eine Frau frisch und gesund und schön ist, so lange ist sie gut. Aber wenn man seinem Mann, seinem Beruf als Mutter, das alles opfert . . . ha . . ha . . ha . . . Sie kennen die Ehe nicht, Fräulein von Sarryn . . . . . Es ist nicht immer ein Segen, wie man uns glauben machen will . . . . . Aber gehen Sie . . . die arme Lilli wartet . . . . Nur kommen Sie wieder . . . . bitte halten Sie Wort . . . . .

Ihr Ton war wieder weich geworden zuletzt. Cäcilie aber fühlte sich wie erstarrt, als sei unvermutet ein Vorhang fortgerissen, hinter dem sie lachendes Blumenland gewähnt,

an Stelle deſſen ſich ein grauſiger Abgrund vor ihr aufgethan.

Sie ſagte nur ein halb erſticktes:

— Ja . . .

Dann eilte ſie dem jungen Paare nach, während die Fürſtin allein ſitzen blieb, wieder lang die Hände auf den Lehnen des Stuhles, den Kopf zur Bruſt niedergeſunken.

52.

Cäcilie ſtand noch ganz unter dem Bann der Erfahrung, die ſie eben unvermutet gemacht, der unbefriedigten, ja unglücklichen Frau, dort, wo ſie eitel Glück gewähnt. Und einen Augenblick empfand ſie ihr Alleinſtehen in der Welt als Segen.

Aber als ſie ins Zimmer trat, wo die Jungfer, die Lilli mit nach Berlin nehmen ſollte, eben dabei war, der jungen Frau den Brautſtaat auszuziehen, um ihn mit ihren einfachen Reiſekleidern zu vertauſchen, verſchwand alles vor dem einen Gedanken: ihr Liebling, ihre Tochter — mußte ſie verlaſſen.

Sie wollte die letzten Minuten noch ausnutzen. Darum ſchickte ſie das Mädchen fort, um mit Lilli allein zu ſein. Während die junge Frau ſich anzog, ſetzte ſich Cäcilie an den Kamin und ließ ihr Auge auf der ſchlanken Geſtalt ruhen, die ein Kleidungsſtück nach dem andern anlegte, bis ſie gleich reiſefertig daſtehen würde.

Beide ſchwiegen. Gleichgiltige Worte hätten ſie nicht

sprechen können, und zu tieferen fehlte die Zeit, war die Hast des Abschieds zu groß. Aber Cäcilie wußte, sie hatte noch tausend Dinge zu sagen, sie fühlte sich beklommen, daß sie nicht darauf kam. Was sie jetzt nicht sprach, blieb unwiderbringlich verloren, denn ihre Lilli, wie sie sie gekannt, stand ja doch heute zum letzten Male vor ihr.

Noch nie hatte sie so empfunden, daß der Moment nie wiederkehrt, daß wir und die Dinge uns unausgesetzt verändern, daß, was wir nicht ergreifen im Augenblick, wo es unser sein kann, durch die Zeit in unrettbar neblige Fernen entschwindet.

Lilli hatte nur noch ein paar Heftel zu schließen, den Hut aufzusetzen, den Schleier festzustecken, dann war sie fertig. Und Cäcilie verfolgte ängstlich jede ihrer Bewegungen. Sie hätte gewünscht, es risse etwas ab, es schlösse nicht. Irgend ein Hinderungsgrund möchte eintreten. Aber unerbittlich folgte eines nach dem anderen, sie rückte den Hut zurecht, sie band den Schleier. Langsam knöpfte sie die Handschuhe zu. Nun stand sie fertig da. Cäcilie erhob sich und nahm den großen, prachtvollen Sealskinmantel, ein Geschenk der Madame Anastasia, die sich förmlich aufgeopfert, der neuen Nichte alles Erdenkliche, Praktische und Schöne, Kleider, Schmuck, Wäsche zu schenken.

Sie legte Lilli den Pelz um die Schultern, dann sagte sie nur:

— So, Kind, nun kannst du reisen!

— Tantchen! — rief die junge Frau und neigte sich zum Kusse.

Sie hielten sich lange umarmt, und jetzt fand Cäcilie, wie in letzter Not, die Worte. Sie bat, das Elternhaus nicht ganz zu vergessen, nicht die alte Tante darin. Sie bat zu schreiben, bald, immer. Sie teilnehmen zu lassen an allem, was ihr

widerfuhr, sei es gut oder böse. Und sie sagte zum Schluß mit thränenerstickter Stimme:

— Lilli, sei glücklich, sei so glücklich, wie überhaupt ein Mensch nur werden kann. Aber wenn du einmal irgend einen Kummer hast, denke an mich. Rufe mich, ich komme sofort zu dir . . . . . .

Sie klopfte ihrer Nichte leise streichelnd mit der Hand auf die Schulter, und die beiden legten die Wangen aneinander. Des alten Mädchens Haut war heiß und thränennaß, die der jungen Frau kühl, trocken.

Lilli konnte nicht weinen. Sie dachte nur an ihr Glück. Aber es fiel ihr auf die Seele, daß die Tante nicht denken sollte, sie wäre undankbar, weil sie keine Thränen fand. Darum bat sie leise:

— Sei nicht böse!

— Böse, Lilli?

— Ich kann nicht so traurig sein . . . .

Cäcilie ließ sie los und blickte sie an. Sie zwang sich zu lächeln:

— Du sollst ja auch nicht traurig sein! Heute!

— Aber du, Tantchen, mußt nicht weinen!

— Ich weine ja gar nicht! — antwortete Fräulein von Sarryn mit breitem Lächeln, während dabei stoßweise ihre Brust sich hob und ihr das Wasser plötzlich über das Gesicht in den offenen Mund perlte. Sie wischte sich die Wangen, und nun fing sie plötzlich krampfartig an zu lachen, wie ein Anfall, eine Krankheit, daß Lilli erschrocken sie zum Sofa führte.

Es klopfte, und Emmerich trat ein. In Civil, gleichfalls fertig zur Reise. Er hatte das Lachen gehört, und in angeregter Stimmung, ein offenes Telegramm in der Hand, ging

er zum Kamin, wo die Lichter brannten, und rief, indem er mit einem Arm seine junge Frau an sich zog, daß sie mit ihm lesen sollte:

— Ich bringe noch mehr Stoff zum Lachen. Da lies mal, Lilli. Ein Glückwunschtelegramm von der guten, alten Tante Anastasia:

„Prinz Emmerich Roiningen und Prinzessin Roiningen
geborene von Rangenhofen
Schloß Roiningen-Althaus bei Heidelberg.
Durch den Luftwiderstand (Hofluft und Duysenluft) verhindert, an eurem Ehrentage persönlich teilzunehmen, sendet euch die herzlichsten Segenswünsche
Madame Anastasia Duysen
née princesse Roiningen-Althaus."

Sie lachten, und auch Cäcilie stimmte jetzt mit ein. Lilli wollte etwas sagen, das ihre neue verwandtschaftliche Anteilnahme beweisen sollte. Sie fragte:

— Hätte denn die gute Tante wirklich nicht kommen können?

— Aber natürlich konnte sie kommen! Mein Bruder ist ja gar nicht böse auf sie. Er hätte sie mit offenen Armen aufgenommen. Die ganze Verstimmung stammt ja noch aus der vorigen Generation. Die Tante ist überhaupt ganz noch wie aus dem achtzehnten Jahrhundert, schon ihr Madame und née. Das steht noch auf ihren Visitenkarten, die sind französisch geblieben, während wir uns längst besonnen haben, daß wir Deutsche sind.

Lilli schmiegte sich an ihren Mann und blickte zu ihm auf:

— Hätte sie sich denn nicht gern versöhnt?

— Jetzt?

— Ja, . . . dann wäre durch mich, ich meine, weil

du mich geheiratet haſt, die Verſöhnung zu ſtande gekommen.

Er preßte ſie zärtlich an ſich, ſodaß Cäcilie zur Seite trat und Lillis Handtaſche noch einmal unterſuchte, ob auch nichts vergeſſen ſei. Nun fuhr er fort:

— Sie iſt ja auch gewiſſermaßen zu ſtande gekommen. Ganz, das iſt bei Tante Anaſtaſias Lebzeiten nicht möglich. Sie betrachtet den Streit mit ihrem Vaterhauſe als Vermächtnis ihres Mannes, das ſie hochhalten muß, wie eine entthronte Königinwitwe, die vielleicht ganz freundlich mit dem Sohne ihres Feindes verkehren könnte, wenn ſie nicht die Tradition aufrecht erhalten müßte. Weißt du, meine kleine Lilli, das iſt ſo wie 'ne alte Jungfer, die irgend was lieben muß, einen Mops oder 'ne Katze. So hat Tante Anaſtaſia die Duyſentradition. Die Tante hat keine Kinder. Sie iſt, wie ſie ſelbſt von ſich ſagt, eigentlich gar nicht verheiratet geweſen, denn ihr Mann iſt, glaube ich, ſchon ein paar Wochen nach der Hochzeit geſtorben. Da hat ſie was Altjüngferliches bekommen . . . . . .

Langſam ſprach er, immer den Blick in die Augen ſeiner Frau getaucht. Sie hörte faſt nur die Worte, denn ihre Gedanken waren bei ihm. Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Mann, der ihr nun ganz gehören ſollte, ihr allein. Und als er ſcherzend fragte:

— Lilli, meine kleine Lilli, hätteſt du denn eine alte Jungfer werden mögen? — rief ſie entſetzt:

— Nein, nein, nein, um Himmels Willen nein!

— Alſo du biſt zufrieden, daß ich gekommen bin?

— Aber du!

Und ſie zog ihn an ſich, um ihn zu küſſen. Da kam der Diener und meldete den Wagen. Erſchrocken fuhren ſie aus-

einander. Jetzt dachten sie an die Tante, die sie ganz vergessen hatten in ihrem jungen Glück, und die letzten Worte über „alte Jungfer" fielen ihnen zugleich auf die Seele. Lilli war sehr erschrocken. Sie wandte sich um — Cäcilie hatte das Zimmer verlassen. Die Thür zum Schlafzimmer war zugezogen.

— Ob Tante es gehört hat? — fragte ängstlich die junge Frau. Sie hielten den Atem an. Nichts bewegte sich. Endlich rief Lilli laut:

— Tantchen! Tantchen!

Da kam sie vom Gang draußen herein. Es war ihr nichts anzumerken. Sie drängte nur fast barsch:

— Ihr müßt fort! Sonst verpaßt ihr noch den Zug!

Und der Abschied war kurz. Eine Umarmung, ein Kuß, ein Händedruck. Cäcilie war es, die der Nichte Arme sanft von ihrem Nacken löste, sie fortschob und mit ihr zum Wagen hinunterging. Er stand hinten im Hof. Die Hochzeitsgesellschaft sollte die Abfahrt nicht sehen.

— Vergiß mich nicht ganz! — sagte Cäcilie. Lilli versuchte noch einmal die Hand zum Fenster hinauszustrecken, aber die Pferde zogen an und das Coupé rollte davon.

Fräulein von Sarryn blieb stehen, sah den Wagen kleiner werden, um die Ecke biegen, verschwinden. Im Schnee zogen die leeren Gleise wie Schienen hin. Alles schwieg. Die Diener waren ins Schloß zurückgetreten. Cäcilie stand allein.

Sie hatte nichts gehört von des Bräutigams letzten Worten. Sie war nicht deswegen hinausgegangen, sondern aus Zartgefühl, um nicht stummer Zeuge der Zärtlichkeit zu sein. Ihren Kummer hatte sie verborgen unter kurzen, harten Worten. Jetzt aber war ihre Haltung vorbei. Es wäre ihr unmöglich gewesen, zu anderen Menschen zu gehen.

Aber sie hörte eine Stimme hinter sich. Fürst Roiningen erklärte etwas. Jahreszahlen fielen. Von Stil war die Rede, von ‚altes Mauerwerk' und ‚angebaut'. Sie sah sich den Rückweg abgeschnitten, blickte sich um, wohin sie ausweichen könnte, und gewahrte schräg gegenüber auf der anderen Seite des dreieckigen Schloßhofes die Kapelle. Ein paar Schritte durch den Schnee, und sie war geborgen, denn dort würde sie ja zu dieser Stunde niemanden treffen.

Die frühe Dämmerung der Januartage begann schon niederzusinken. Der Himmel war von der hinter Nebelschleiern versunkenen Sonne noch rot gefärbt, verblassend von Augenblick zu Augenblick, und als Cäcilie in das kleine Kirchlein trat, ward es mit einem Mal ganz dunkel. Die bunten Fenster dämpften das Licht, und der Pflanzenschmuck schluckte den letzten Schein. Erst allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die halbe Finsternis. Sie erkannte den Altar, die doppelte Reihe von Bänken. Und sie setzte sich an die entgegengesetzte Seite unter den Chor mit der winzigen Orgel, deren wenige Pfeifen am hellsten aus der allgemeinen Dämmerung leuchteten.

Dort war es ganz finster. Dort konnte sie ihren Gedanken nachhängen.

Auf dem Mittelgang deckten noch die von den Kindern gestreuten Blumen die alten Gruftplatten. Am Altar standen die Stühle, regellos bei Seite geschoben, auf denen das Brautpaar mit Brautführern und Brautjungfern gesessen. Und Cäcilie meinte noch immer, Lilli dort knieen zu sehen in ihrem langen Schleier, mit dem sanft geneigten Haupt.

Es roch modrig, nach verwelktem Laub und trocknenden Blumen, nach Treibhauspflanzen. Und dieser seltsame Duft der Vergänglichkeit, der fast an Begräbnis gemahnte, schlich sich in Cäciliens Sinne, aus der Festigkeit, mit der sie am

Schluß Abschied genommen, leise Trauer lösend. Sie hatte kein Bedürfnis zu weinen. Dumpf lag es über ihr, ein Brüten, ein Nachdenken über das Leben, die Wege des Menschen, den Sinn des Daseins.

Ihre Gedanken gingen tiefer, als im sonstigen Gleichmaß der Tage. Sie hielt Einkehr, sie sann nach über das, was sie umgab. Nicht wie der Gelehrte, der die Wurzeln alles Seins versucht zu ergründen, nicht als Philosoph, der Betrachtungen anstellt über Kommen, Werden, Wachsen, Gehen, Vergänglichkeit. Sie fühlte, daß sie durch die Schule des Lebens erzogen ward, daß eines nach dem andern sich ihr offenbarte, wie sie, das alte Mädchen, Mutterglück und Bangen, heute den Schmerz der Mutter empfinden mußte, die ihr liebstes Kind hergiebt.

Sie wußte, es kam nicht wieder. So nie wieder. Und in dieser Erkenntnis fühlte sie sich alt. Ein Vorhang nach dem andern rauschte über einen Aktschluß ihres Daseins herab. Unabänderlich ging es vorwärts. Die Zeit lief. Das Rad drehte sich.

Da überkam sie eine Angst. Sie fand, sie nütze ihr Leben nicht genügend aus. Sie war nicht fleißig genug gewesen. Tausend Dinge hätte sie an den Kindern noch thun müssen. Sie erinnerte sich einer Menge Kleinigkeiten, die sie verpaßt bisher. Und Unruhe quälte sie, als müsse sie wieder an die Arbeit, als wären diese Hochzeitstage jetzt zu lange Ferien gewesen.

Sie empfand Sehnsucht nach Haus, nach ihrem Wirkungskreis daheim, den sie doch kaum einige wenige Tage verlassen. Sie dachte an die kleine Cécile, die von allen Kindern ihrer noch am meisten bedurfte.

Das ward ihr ein Trost, die blieb ihr noch lange, lange

Jahre, wenn vielleicht alle anderen hinausgegangen waren in die Welt. Denn sie, die jetzt immer vom Familienkreise umgeben war, hätte sich nicht hineinfinden können, wieder ganz allein zu stehen.

Und daß sie neue Thätigkeit vor sich wußte, stärkte sie. Ruhig faltete sie die Hände, neigte die Stirn und begann zu beten. Sie hatte im Gotteshause weltlichen Gedanken nachgehangen, nun wollte sie dem Herrn geben, was des Herrn war. Ihr Gebet wurde kein Hilfesuchen bei der göttlichen Macht, sondern wie ein Abschluß ihrer Überlegungen: Gott, du hast mich deine unerforschlichen Wege geführt, führe mich weiter, gieb mir zu thun, stelle mich dorthin, wo ich anderen nützen kann.

Sie erhob sich ruhig. Ein Abgeschlossenes lag hinter ihr. Sie wollte nur an das Kommende denken.

Jetzt war es ganz finster, und nur der Schnee draußen erhellte ein wenig die zeitig angebrochene Nacht, daß man auf dem Altar die silbernen Leuchter schimmern sah und den Mittelgang sich abzeichnen zwischen den Bänken. Sie tastete sich hin. Ein wenig fröstelte sie, denn es war kalt in der Kapelle, und sie hatte nichts um ihre Schultern gethan.

Als sie die Thür öffnete zum Gang, den der Hochzeitszug durchschritten, hörte sie wieder eine Stimme, abermals ein Erklären, und beim Licht der Lampen in der Halle erkannte sie Fürst Roiningen mit einer Dame. Sie kamen ihr gerade entgegen.

Cäcilie zögerte. Sie blieb noch stehen an der halbgeöffneten Pforte, unentschlossen, ob sie weiter gehen sollte.

Da sah sie, wie der Fürst den Arm seiner Begleiterin nahm. Er blickte sich um, rückwärts zur erleuchteten Halle, ob jemand käme, ihn sähe. In den dunklen Gang zur

Kapelle schaute er nicht. Dort war ja kein Mensch. Und als im hellen Licht hinten das Treppenhaus still lag, stumme Thüren, Läufer, auf die kein Fuß trat, ruhig ihre Strahlen um sich werfende Lampen, deren Helle nirgends ein menschlicher Schatten verdunkelte, als alles schwieg im Schloß, beugte er sich schnell nieder. Die Frau — nicht seine, denn der war das Gehen versagt — neigte sich zu ihm, und die beiden hielten sich umschlungen.

Cäcilie war so erschrocken, daß sie im Thürspalt stehen blieb und weder vorwärts noch rückwärts ging. Aber da sah sie die beiden der ungestörten, stillen Kapelle zuschreiten, eng aneinandergedrängt, ihr entgegen.

Entsetzen packte sie. Jeden Augenblick konnten sie eintreten. Und sie wäre dann im Dunkel der Bänke heimlicher Lauscher geworden. Der Gedanke, Zeuge dieser Zärtlichkeit zu sein, schien ihr so schrecklich, so unmöglich, daß sie den Mittelgang hinunterfloh, einmal stolpernd über einen der Ringe in den Platten am Boden, einmal an der letzten Bank sich stoßend, daß sie die Zähne aufeinanderbeißen mußte, um nicht laut zu schreien.

Sie riß die Hofthür auf und eilte durch den Schnee, in den Flur, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer. Dort blieb sie atemlos stehen, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt. Sie setzte sich an den Kamin, auf dem noch immer vom Ankleiden her die Armleuchter brannten. Ihre Kniee zitterten, sie hätte keinen Schritt mehr thun können. Ihre kleinen Lackschuhe, die ihr die gute Lilli noch ausgesucht, fertig im Laden, waren naß. Sie achtete nicht darauf. Sie war so entsetzt über ihre Wahrnehmung, daß sie keinen richtigen Gedanken fassen konnte.

Etwas Furchtbares hatte sie erlebt, das bisher in ihrer

Altmädchenphantasie noch nie erschienen: die Untreue eines Mannes. Und das Emmerichs Bruder, und an einem Hochzeitstage! Ohne Vorsicht, frech, wahrscheinlich unter dem Deckmantel, sein Haus zeigen zu wollen, küßte er eine Fremde. Küßte. Das war genug. Mehr dachte in ihrer Reinheit Cäcilie nicht.

Wer die Dame sei, wußte sie nicht. Sie hatte es nicht erkennen können. Das war auch ganz gleich. Es war nicht seine Frau. Die saß elend und unglücklich in ihrem Stuhl, sie, die ihm vier Kinder geschenkt, sie, die gut war, herzensgut, sie, die einst frisch und gesund gewesen, die in ihrer Ehe Schaden an der Gesundheit erlitten, sie, der er einst wohl Schmeicheleien gesagt, die er gekirrt und bethört, daß sie seine Frau werden sollte, sie, mit der er vor dem Altar gestanden, wie heute sein Bruder, sie, der er Treue geschworen bis zum Grabe, der er verbunden worden mit den gleichen Worten, die sie alle vor wenigen Stunden aus dem Munde des Dieners Gottes vernommen!

Und dorthin ging er mit ihr, wo eben noch seines Bruders „Ja" verhallt? Er führte sie in das Haus des Herrn?

Ein Ekel, ein furchtbarer Ekel überkam sie, daß sie sich schüttelte, als habe ein bitterer Trank ihre Lippen benetzt. Sie wäre nie auch nur auf den Gedanken gekommen, daß es möglich sei.

Und wie Cäcilie dasaß, die Füße steif von sich gestreckt, indem sie sich an der Stuhllehne krampfhaft hielt, stieg ihr plötzlich eine Ahnung auf, daß es Dinge gab in der Welt, von deren Dasein sie nicht einmal etwas wußte, daß ihr, der alten Jungfer, eine ganze Seite des Lebens vielleicht verborgen blieb. Aber die schöne nicht, sondern die niedrige, die gemeine.

Und das alte Mädchen fühlte sich in diesem Augenblick fast glücklich, allein zu stehen.

53.

Als sie wieder in Dresden waren, atmeten sie alle auf.

— Es ist doch am schönsten zu Haus! — sagte Ernst. Sein Bruder fand nur die Schule vom Übel, sonst war er mit der Rückkehr einverstanden, denn wenn die beiden Jünglinge auch glücklich gewesen waren, einmal eine lange Reise zu unternehmen, und sich zuerst auf dem Schlosse ganz gut unterhalten hatten, so langweilten sie sich doch schließlich. Es hatte wohl jeder einmal mit ihnen gesprochen, die jungen Offiziere machten Scherze, behaupteten, sie müßten unbedingt später bei ihrem Regiment eintreten, aber bald blieben die Brüder doch sich selbst überlassen. Der Altersunterschied war zu fühlbar. Zwischen den jüngsten der Leutnants und ihnen lag bei ihren sechzehneinviertel Jahren die entwicklungswichtigste Zeit, sodaß der Offizier sich im Grunde seinem Oberst näher fühlte, als den beiden Gymnasiasten.

Marie sagte nur bei der Rückkehr:

— Es ist ja ganz interessant, auch mal sowas erlebt zu haben!

Und Cäcilie mochte sie nicht weiter befragen. Sie selbst schwieg, aber der kleinen Cécile, der sie die Bonbons vom Hochzeitsdiner mitbrachte, mußte sie erzählen. Doch das Kind

hatte schon am nächsten Tage genug davon und fragte kaum mehr. Da ging denn alles wieder seinen gewohnten Lauf.

Nur der Geheimrat, der die Gelegenheit benutzt, daß sie sich am Rhein befanden, um mit Frau und Tochter Verwandte im Elsaß zu besuchen, sprach bei seiner Rückkehr von der Hochzeit. Er, wie seine Damen, schienen sehr befriedigt zu sein. Er lobte vor allem den Großherzog, nannte ihn in allen Verwaltungszweigen gut beschlagen, und meinte, wenn unsere Fürsten alle so wären, könnten wir lachen.

Von Madame Anastasia wußte er allerlei Spaßhaftes zu berichten, das er dort gehört. Er meinte, sie sei ein Charakter, wenn auch in ein Programm verrannt, das heutzutage eigentlich ernstlich gar keines mehr wäre. Schlecht zu sprechen war er nur auf die Prinzessin Orczö, deren Mann einmal Ministerpräsident in Österreich gewesen. Die lebhafte, noch immer gut aussehende Frau hatte Cäcilie ganz gut gefallen. Darum fragte sie verwundert:

— Was haben Sie gegen sie?

Der Geheimrat zuckte die Achseln, sann ein wenig nach, dann sagte er:

— Wissen Sie, gnädiges Fräulein, ich liebe solche Familien und solche Leute nicht. Die Orczö sowohl, wie die Tramonetti — sie ist eine geborene Gräfin Tramonetti — sind mir zu international. Sie wissen selbst nicht, wohin sie eigentlich gehören. Bei diesen Familien ist einer in Rußland angesessen, einer in Westfalen, einer in Italien, einer hat eine Ungarin zur Frau, der nächste eine Engländerin, eine ist in Rumänien verheiratet, die zweite hat einen süddeutschen Magnaten zum Mann, eine womöglich einen portugiesischen Grande. Da kann Nationalität unmöglich herauskommen. Sie repräsentieren uns auch nicht. Sie bilden für ihr Volk keine Werte

und auch — keinen Wert. Auf belgischem Besitz reden sie französisch, in Podolien russisch — wenn nicht polnisch gar. Sie sind nicht Fisch und nicht Vogel. Sie wechseln, um den zu heiraten oder dort sich scheiden zu lassen, die Religion wie ihre Wäsche. National müssen wir sein. Das finden wir beim Bauern, Handwerker, Arbeiter, beim Mittelstand, beim Industriellen, beim Landwirt, beim Junker. Nur zu groß dürfen sie nicht sein, weder große Familien der Bankwelt, die ist leicht international, noch Orczö oder Tramonetti. Wissen Sie, Fräulein Cäcilie, wenn Bismarck nicht von Bismarck hieße, sondern Orczö, so würde er wahrscheinlich 66 umgangen und 70 vor Napoleon III. einen Diener gemacht haben . . . . .

Cäcilie hatte aufmerksam zugehört. Sie fand seine Auseinandersetzungen zu sehr auf die Spitze getrieben, und sah in ihnen sofort mit weiblichem Gefühl statt des allgemeinen den persönlichen Fall, darum fragte sie:

— Ja, soll denn Emmerich auch so sein?

— Bewahre. Ich habe auch von ihm gar nicht gesprochen. Die Roiningen haben sich ihre Frauen immer bloß in Schwaben, Hessen, Thüringen geholt . . . . . .

Fräulein von Sarryn hätte gern weiter gefragt, vielleicht wußte er etwas vom Fürsten und seiner Frau. Doch nur einen Augenblick kam ihr die Neugierde, dann unterdrückte sie die Frage. Es ging sie nichts an. Der Geheimrat sprach auch bald von anderen Dingen.

Sie liebte diese Plauderstunden. Sie hatte das Gefühl, unendlich viel dabei lernen zu können. Und sie wollte sich bilden.

Immer mehr war in den Jahren die Erkenntnis ihr gekommen, wieviel ihr fehlte. Ein Durst nach Wissen be-

herrschte sie. Von allen Seiten strömten ihr die Quellen des Erkennens zu. Durch die heranwachsenden Neffen, die zu Ostern nach Prima kamen, erfuhr sie unausgesetzt von diesem und jenem. Wenn sie etwas nicht verstand, fragte sie ruhig den Geheimrat, oder schlug im Konversationslexikon nach, das sie sich auf Abzahlung angeschafft.

Gesellschaftlich hörte sie ab und zu etwas von Irene und Günther. Aber davon hatte sie nichts. Es war eigentlich immer der gleiche Klatsch: Hofnachrichten, Verlobungsaussichten, Ballgespräche, Dinerwertungen, Modeänderungen, Niederträchtigkeiten aller Art, über alle möglichen Leute, wie sie der Unthätige ausheckt, Rangstreitigkeiten, nur dem Bedeutungslosen wichtig, Dinge, die dem Herdenmenschen zum Leben notwendig, dem aber, der stark genug ist, allein zu gehen, albern erscheinen.

Cäcilie hörte zu, aber nicht mehr wie einst, wo alles sie interessiert hatte, was die Schwester betraf, sondern nachdenkend über das, was sie vernommen.

Sie war gewachsen, sie erkannte in manchem die Dummheit, in anderem den Neid, im dritten die Eitelkeit als Triebfeder zu den Handlungen. Ab und zu allerdings ließ sie sich bethören, und immer suchte sie zu entschuldigen, das Gute zu finden, wo es ging.

Mehr hatte sie von Else und Hans. Dort lernte sie Militärsachen, denn beide sprachen eigentlich von nichts anderem, als vom Dienst. Sie verkehrten ausschließlich mit Kameraden und deren Frauen.

Hans von Serben war ein überaus fleißiger, gewissenhafter und tüchtiger Offizier. Kein genialer, kein weitsichtiger. Er gab sich unendliche Mühe mit seinem neuen Bataillon, denn er wollte zur Besichtigung gut abschneiden. Das war sein Lieblingswort: „gut abschneiden“. Darum drehte sich

bei ihm alles, und darüber vergaß er auch ein wenig höhere Gesichtspunkte, das Erzieherische im Großen.

Es war, als ob ihm die Sorge um das tägliche Brot den ganzen Gesichtskreis verengt hätte. Er klebte an seiner Stellung. Die Möglichkeit, sie zu verlieren, nicht befördert zu werden, hatte ihn ängstlich gemacht und seine Entschlußfähigkeit niedergehalten. Er dachte nur immer an das Nächste.

Dabei war er nicht etwa „Kommißknopp" geworden, denn eine vornehme Denkungsart Untergebenen gegenüber hatte er immer besessen, aber natürlich paßte er zu Börkings vielleicht noch weniger, wie früher.

Serbens wohnten in Neustadt, um der Kaserne nahe zu sein. So lag zwischen Else und Cäcilie die Altstadt, die Elbe und wieder die Neustadt, denn der junge Major hatte sich — auch des Mietspreises wegen — „am Ende der Welt" eingenistet, wie es Fritz nannte, der es liebte, Schlagworte zu prägen.

Cäcilie kam weniger dazu, ihre Schwester zu besuchen, als sie gedacht, und Else konnte den Weg zur Reichsstraße auch nicht oft antreten, denn sie hatte nur ein Kinderfräulein für ihre fünf Sprößlinge und war so sparsam, daß sie auch die vierzig Pfennige Pferdebahn scheute, um hin und zurück zu fahren.

Zuerst war ausgemacht worden, die kleine Hannah und Cécile, die nur zwei Jahre auseinander waren, sollten regelmäßig zusammen spielen, doch nur selten wurde etwas daraus. Die Entfernung war zu groß. Es mußte immer jemand mit gehen, und die Stunden paßten nicht zusammen.

Else machte einmal eine Bemerkung darüber. Auch sie hatte sich in den Jahren verändert. Sie war nicht mehr die junge Frau, die das Leben wie eine kleine Unterhaltung auf-

faßte, die spaßige Kochversuche anstellte und sich von der Schwester Chokolade mitbringen ließ. Sie war eine Mutter geworden, die fünf hungrige Mäulchen zu sättigen hatte, der nicht immer die Sonne lachend schien, sondern die manchmal brütete, wie sie auskommen sollte.

Ihr wäre Cäciliens Hilfe eine große Erleichterung gewesen, und als sie nach Dresden zurückkehrten, hatte sie unwillkürlich den Gedanken, die Schwester würde halbe und ganze Tage bei ihr bleiben, wie es einst — Tante Cäcilie gethan.

Aber aus der Tante war eine Mutter geworden, mit eigener Wirtschaft daheim, und als Else in leise gekränktem Ton einmal sagte:

— Du kümmerst dich gar nicht um uns! Du bist ganz anders geworden! — antwortete Cäcilie:

— Ich bin auch anders geworden, Else. Ich habe vier Kinder zu Haus!

Etwas vom Egoismus der Mutter, wie ihn die arme Martha gehabt, wie ihn Else jetzt zeigte, war auch in Cäcilie erwacht. Und abermals hatte sich Fräulein von Sarryn geändert: sie machte sich keine Vorwürfe darüber. Sie blieb hart. Es war recht so, denn sie erfüllte nur ihre Pflicht!

Deswegen war sie gut gegen ihre Schwester, und in Notfällen sprang sie ein. Nur als drüben sich die Masern einstellten, die in diesem Winter die Stadt durchliefen, und Else sie gern zur Pflege gehabt hätte, sagte sie ab. Die kleine Schwester schrieb abermals und bat, zu kommen. Cäcilie ließ sagen — es ginge nicht wegen der Kinder. Da kam noch ein Brief, und nun setzte sie sich hin und warf eilig die Worte aufs Papier:

„Meine liebe, kleine Else!

Du mußt vernünftig sein. Ich kann wirklich nicht. Ich habe mit unserem Arzte gesprochen, der verbietet es mir geradezu. Denke nicht, daß ich persönlich Furcht vor Ansteckung habe. Ich will Dich gern am dritten Ort, auf der Straße oder sonst wo treffen, aber in die Wohnung gehen? Nein, das darf ich nicht: Was soll ich denn auch helfen? Es könnte sich doch nur um einige Stunden handeln. Besorgungen oder dergleichen nehme ich Dir von Herzen gern ab. — Ich hoffe, Du wirst meine Gründe einsehen. Wenn nun die kleine Cécile krank würde, gar schwer krank — oder Ernst, Fritz, Marie — die alle die Masern noch nicht gehabt haben — ja, wie würde ich dann dastehen? Ich könnte mir doch das gar nicht vergeben!

Also sei nicht böse. Ich weiß, Du bist es nicht. Einen Kuß den Kleinen. Gute Besserung allerseits und Dir selbst Mut und Gottvertrauen!

Deine

treue Schwester

C.

Der Doktor sagt, die Krankheit trete dieses Jahr gar nicht bösartig auf."

Als Cäcilie den Brief fortgeschickt hatte, blieb sie in ihrem Stuhl sitzen und sann nach. Sie kaute dabei am Federhalter, eine alte schlechte Gewohnheit noch aus den Kinderjahren. Sie erinnerte sich des Krankheitsfalles bei Martha, wo sie die Kinder hatte aufnehmen sollen und die sehnlichst erwartete Vorlesung des Professors dabei hätte aufgeben müssen, und sie lächelte vor sich hin. Wie fern lag das alles, wie weit!

Sie dachte an den Weihnachtsabend, den sie allein mit

ihren Heiligtümern gefeiert, und wieder mußte sie lächeln. Nur noch Väterchens Bild war übrig. Es stand vor ihr, und sie blickte es lange aufmerksam an. Die Photographie war etwas verblaßt, eigentlich war sie besser geworden dadurch: die Kleinigkeiten waren zurückgetreten, die Augen, die Umrisse, Mund, Haar wirkten am stärksten.

Wenn er sie sähe jetzt! Was würde er wohl zu ihr sagen? Sie hörte in ihrer Phantasie seine Stimme, wie er nach der Pfeife fragte. Aber . . . ein fremder Ton klang daraus. Oder doch? Sie wurde zweifelhaft. Nun suchte sie sich zu vergegenwärtigen, wie er wirklich gesprochen. Seltsam, sie fand den Laut nicht wieder. Und wie sie das Bild ansah, ward es ihr plötzlich klar, daß sie eigentlich nicht mehr genau wußte, wie er ausgesehen. Sie hatte nur immer die Photographie vor Augen. Die gab ihr das Bild. Sie sah ihn bei ganz bestimmten Verrichtungen, in einzelnen Stellungen, wie er am Geldschrank stand und seine Bücher herausnahm, wie er auf dem Sofa lag und schlief, beim Rauchen in seinem Stuhl, wenn er an der Tabakspfeife zog. Aber — eigentümlich — jetzt ward sie sich völlig darüber klar: sie sah ihn immer nur mit dem Photographiekopf. Er wandelte sich nicht. Sie wußte auch nicht, wie er jünger ausgeschaut oder in späteren Jahren. Er hatte den Bart immer gleich getragen.

Das verstörte sie ganz. Hatte sie Väterchen vergessen? Väterchen, ihr bestes, ihr einziges auf der Welt? Vor dreizehn Jahren war er gestorben, und sie hatte nur noch eine allgemeine Vorstellung von ihm? Vergaß man so schnell?

Das liebste, das man auf der Erde besessen, ging, und nach dreizehn Jahren hatte man keine scharfe Erinnerung mehr davon? Andere Eindrücke hatten sich dazwischen ge-

schoben, mit ihrer Gegenwart breit allen Raum einnehmend, Eintagsfliegen, um auch zu sterben.

War das Fassungsvermögen, die Erinnerungsfähigkeit des Menschen so schwach? Oder mußte es so sein, damit Platz würde für neues? Damit man nicht erdrückt wurde von der Vergangenheit? Daß man die Kraft behielt, vorwärts zu schauen, sich zu ändern, zu entwickeln?

Cäcilie empfand es wie eine Mahnung für sich selbst. Ihr Bild entschwand einst auch den Nichten und Neffen, wesenlos, eine Photographie. Aber mit ihr die Kleinigkeiten, die Härten, die Fehler, die Gebrechen. Und dann, hoffte sie, würde sie ihnen einst, der armen Äußerlichkeiten entkleidet, in der Erinnerung schweben, als die, die sie groß gezogen, die sie, das war ihre Hoffnung, zu tüchtigen Menschen gemacht, vielleicht nur noch ein Begriff, aber zwei Worte, bei denen die Augen leuchten sollten und ein Lächeln spielen mußte um die Lippen — „Tante Cäcilie".

54.

Lilli hatte Wort gehalten: sie schrieb, und während Ida dabei blieb, nur alle Jubeljahre einmal ein paar kurze Zeilen zu senden, ließ sie immer von sich hören. Aus Italien von der Hochzeitsreise hatte sie einen Tag um den andern ein Lebenszeichen gegeben, und jetzt aus Berlin schickte sie jede Woche eine Art Tagebuch, was sie gemacht, bei wem sie gewesen und wen sie bei sich gesehen.

In die Geselligkeit war sie mit größter Leichtigkeit hineingekommen. Das Regiment hielt sehr zusammen und sorgte dafür, daß man seinen Damen so entgegentrat, wie es die dritten Gardedragoner für angemessen hielten. Doch dessen bedurfte es für Lilli nicht einmal: sie schien sich ihre Stellung auch so leicht gemacht zu haben. Aus ihren bescheidenen Briefen ging das zwar nicht hervor, aber der Geheimrat erfuhr es durch Berliner Freunde, und Emmerich betonte es die zwei oder drei Mal, die er an Tante Cäcilie schrieb.

Er bat, sie möge sich doch davon überzeugen, indem sie einmal zu Besuch käme. Ihr schlug das Herz bei dem Gedanken, doch sie meinte nicht fortzukönnen von Dresden. Aber anderes noch störte sie: vor der Reise war ihr angst — denn Marie hätte jedenfalls zur Aufsicht über die Kinder zurückbleiben müssen. Dann empfand sie wieder ein unbestimmtes Grauen im Gedanken an Berlin.

Doch ihre Sehnsucht, Lilli zu sehen, wuchs und wuchs. Der Sommer erschien und das Manöver, aber die Hoffnung, daß sie nach Dresden käme, ging nicht in Erfüllung: Madame Anastasia hatte um den Besuch der neuen Nichte gebeten, und da ihr Geld die junge Ehe unterhielt, mußte ihrem Wunsche nachgekommen werden. Cäcilie riet selbst dringend dazu.

So ward es Herbst und Winter. Eine schwache Hoffnung flackerte auf beim Gedanken an Weihnachten. Doch sie verlosch: Emmerich mußte die Schwadron führen, da sein Rittmeister auf sein ostpreußisches Gut fuhr und der einzige Leutnant ein Selektaner war, kaum von Lichterfelde ins Regiment gekommen, dem der Eskadronchef seine Schwadron auch auf die Feiertage nicht anvertrauen mochte.

Da traf aus Himmelsthür das lakonische Telegramm ein: „Gesunder Junge". — Diesmal war Cäcilie nicht einmal

unterrichtet worden, daß der neue Erdenbürger die Absicht hätte, zu erscheinen, und sie beschloß, in der gleichen Weise zu antworten. Bei Ida war sie über Weichheit, Bedauern und Sentimentalität hinaus. Sie lachte laut vor sich hin, als sie das Antworttelegramm schrieb, ohne Unterschrift, nur das Wort: „Glückwunsch!"

Dabei blieb es, und weder Claus noch Ida ließen etwas von sich hören.

Im stillen hatte Cäcilie gehofft, nun beim zweiten Kinde würde sie zu Gevatter gebeten werden. Da es nicht geschah, beruhigte sie sich, und die Abkehr von denen in Himmelsthür flocht ihre Bande zu den anderen vielleicht noch enger. Die Knaben gingen ihrem Unterricht nach. Ab und zu gab es wohl einmal eine Schwierigkeit, aber nur von kurzer Dauer. Sie schienen über Schulstreiche hinaus zu sein, und als sie zu Ostern nach Oberprima glatt versetzt wurden, machten sie den Eindruck von vernünftigen jungen Leuten, die ihre Augen bereits in das künftige freie Leben hinausrichteten.

Fritz und Ernst sahen sich nicht mehr so ähnlich wie früher. Ihre Stimmen, nun zwei Bässe, klangen zwar merkwürdig gleich, und beiden begann schon der Bart zu keimen, doch Fritz war größer und kräftiger geworden, Ernst hatte etwas Zarteres, Kleineres, als ob seine weichere, hingebendere Natur eines anders gebildeten Körpers bedurft hätte.

Verliebt war er noch immer, aber seine Anbetungen erstreckten sich nicht mehr so lange auf einen Gegenstand. Ja, es kam sogar vor, daß er sich für mehrere Mädchen gleichzeitig begeisterte. Fast immer aber teilte er nach einiger Zeit Tante Cäcilie versteckt oder offen etwas davon mit.

Es war ihm Bedürfnis, mit einem Menschen darüber zu sprechen; seinen Geschwistern würde er nichts gesagt haben,

am allerwenigsten Fritz, dessen Erziehungsgang nur noch der gleiche war, während sie sich sonst immer verschiedener entwickelten. Vor den Schulkameraden aber schämte er sich, so blieb Tante Cäcilie. Die hörte ihn immer ruhig an, manchmal lächelnd, oft ernst, nie böse, vor allem lachte sie ihn nie aus.

Einmal war es eine Bekanntschaft aus der Tanzstunde, einmal ein Mädchen, das er auf dem Schulwege getroffen, ohne zu ahnen, wer sie sei. Die Tochter des Konrektors hatte ihm gefallen, oder er fand das neue Dienstmädchen im ersten Stock bildschön. Er hatte eine Menge verschiedener Ausdrücke dabei. Diese hatte „Seele", jene war „ein loses Ding". Bei einer bewunderte er nur das Haar, bei der anderen die Hände. Er konnte finden, ein weibliches Wesen, das er auf der Straße erblickt, habe etwas „Heroisches", während er ein ander Mal wieder meinte, sie hätte Augen, „wie mit dem Pinsel gewischt".

Cäcilie fragte sich, ob sie mit dem Geheimrat darüber reden sollte. Doch, seltsam, so ruhig sie sich von dem jungen Menschen berichten ließ, so befangen hätte es sie gemacht, einem anderen gegenüber davon zu erzählen. Sie ließ es also, war nur bemüht, Ernst möglichst wenig Gelegenheit zu geben, sich mit ihr auszusprechen.

Fritz aber fragte sie eines Tages:

— Tante, hast du den Raskolnikow gelesen?

Sie mußte sich schuldig bekennen, daß sie es trotz ihres Versprechens nicht gethan. Es waren damals andere Dinge dazwischengekommen, sodaß sie das Buch wochenlang hatte liegen lassen, ohne es in die Hand zu nehmen, denn abends mußte sie immer noch die Abrechnungen machen, und wenn sie sich dann totmüde hingelegt, so pflegte sie nur noch ihr Gebet

zu sprechen, und nach dem Amen versank sie in Schlummer, als habe sie ein Schlafmittel genommen.

Fritz antwortete ruhig:

— Tante, du brauchst es auch nicht zu lesen. Es ist doch nicht das. Ich bin längst darüber hinaus . . .

Er sprach es, mit einer wegwerfenden Armbewegung, müde, gleichgiltig, aber dann ward er lebhaft und sagte:

— Tante, da giebt es ein Buch, ich sage dir, das ist herrlich. Das ist das schönste Buch, das überhaupt geschrieben worden ist. Das heißt, es ist ein Gedicht, ein Epos, nein ein Gedicht . . . . .

Cäcilie fragte lächelnd:

— Nun, Fritz, wie heißt es denn?

— Ein Winteridyll!

Sie las keine Gedichte. Höchstens einmal eins im Daheim, das sie für Marie und sich hielt. Und auch das mehr, weil es da stand, und sie jede Zeile ihrer Wochenschrift zu studieren pflegte, in dem Gedanken, über den sie selbst lächelte, daß sie es ja doch bezahlen mußte.

Fritz griff in die Brusttasche und zog ein kleines Büchlein hervor, in Goldschnitt, während er erklärte:

— Ich trage es immer bei mir! Weißt du, Tante, ich habe es mir vom Taschengelde gekauft. Es ist von Karl Stieler, denn das muß man sich merken. Man soll dem Dichter dankbar sein für all das Schöne.

Es war, als gäbe er ihr eine gute Lehre, während er doch nur Gehörtes wiederholte. Und nun reichte er ihr das Buch mit den Worten, die wie ein hohes Vorrecht klangen, das er einräumte:

— Ich will dirs borgen, Tante.

Cäcilie nahm das Buch und ging damit auf ihr Zimmer.

Doch eine häusliche Abhaltung kam dazwischen, und sie mußte es liegen lassen bis zum Abend. Als sie dann endlich allein war und schon daran dachte, nachdem sie sich entkleidet und in ihrem schmalen, alten, kleinen Mädchenbett ausgestreckt, das Licht zu löschen, fiel ihr des Neffen heiligster Besitz ein, den er immer bei sich trug. Sie gähnte, aber es erschien ihr Pflicht, Fritz Teilnahme zu zeigen.

Sie stützte sich auf einen Arm und begann im Bett halb aufgerichtet zu lesen. Mit einem Blättern würde es wohl genug sein, meinte sie, und bedächtig studierte sie die ersten Verse, in denen der Dichter von der Einladung zur Soirée erzählt, der er leider nicht folgen konnte. Leider — nein, denn er fährt hinaus mitten im Winter in die Bergeseinsamkeit am Tegernsee, wo sein Haus steht, verschlafen und verträumt, tief unter der glitzernden weißen Last auf Dach und First. Und dort oben träumt er ganz allein von seinem Weib, von seinen Kindern, von der Zeit, da er noch ein junger Bursch war, als er sie fand, die seine Hausfrau wurde. Er sinnt nach. Erinnerungen steigen herauf: seine Eltern, die Freunde, wie sein Leben ward und sein Glück. Da schlägt die Uhr im verschneiten Dorfe unten, und er erinnert sich der gnädigen Frau, deren Soirée er versäumt. Wer wohl das bessere Teil erwählt? Und was hat er gehabt? Nichts — nur ein Idyll . . .

Cäcilie hatte eine Seite nach der anderen umgeblättert. Sie las atemlos, mit steigender Ergriffenheit. So gepackt fühlte sie sich, daß sie sich nicht entschließen konnte, die Lage zu wechseln, obwohl ihr rechter Arm eingeschlafen war, daß sie ihn schwer fühlte, wie ein Scheit Holz.

Das war so rein, so frisch und doch so tief, daß ihr die Thränen langsam über die Wangen perlten. Sie wollte die

letzten Verse noch einmal lesen, aber vor ihren Augen hing ein Schleier, und sie beugte den Kopf wieder auf das Kissen, in süßem, bangem, unerklärlichem Weh. Sie schluchzte laut. Ihre Lider brannten. Ihr Herz klopfte. Gott, war das schön, war das herrlich. Sie wußte, sie hatte noch nie etwas Ähnliches empfunden. Und wie in einem Bann, einer Lähmung blieb sie liegen, bis ihr Arm wehe that.

Nun richtete sie sich auf, zog ihn heraus und rieb ihn. Beim Rückströmen des Blutes kamen erst recht die Schmerzen, und die selige Stimmung wich. Allmählich beruhigte sich der Arm, und sie legte sich auf den Rücken mit offenen Augen und sann nach.

Sie dachte an ihre Schwärmerei bei des Professors Vorlesungen, von denen sie doch nur einen Bruchteil verstanden. Dies packte sie doch ganz anders! Aber das richtete sich auch nicht an den Verstand wie damals, sondern an das Gemüt. Mit dem Herzen konnte sie alles fassen. —

Der stille Frieden dieser Dichtung, dieses häuslich heimische Glück entsprach ihrer Seele. Sie, die eigentlich der Poesie bisher fremd gegenübergestanden, fühlte sich gepackt, als hätte ein Gott den Finger auf ihr Herz gelegt und gesagt: „Thue dich auf."

Am nächsten Tage gab sie Marie das Buch. Sie sollte die gleiche Freude genießen, aber sie erhielt es zurück, steif, mit wenigen Worten, nichts zuviel, nichts über die Notwendigkeit, mit dem Rührmichnichtanwesen:

— Liebe Tante, ich finde nichts daran!

Es schien Cäcilie fast wie eine Kränkung, und sie bat Fritz:

— Darf ich dein Buch noch ein bißchen behalten?

Der Jüngling machte strahlende Augen:

— Hat's dir gefallen, Tante?

Einfach gab sie zurück:

— Es ist wunder — wunderschön!

— Hast du . . hast du geweint?

Erstaunt sah ihn Cäcilie an:

— Woher . . . warum denkst du das?

Er sagte feierlich:

— Weil die Thräne das tiefste ist, was der Mensch hat!

Wortlos merkte sie auf. Er fuhr fort: Es war halb wie eine Wiedergabe von Gelesenem oder Gehörtem, halb eigenes Nachdenken, in der Tiefe zitterndes Gefühl:

— Hast du je in der Bibel gelesen, daß Jesus gelacht hätte? Er hat geweinet über Jerusalem. Haben die Jünger gelacht? Petrus aber ging hinaus und weinete bitterlich. Die Oberflächlichkeit lacht, und die Dummheit grinst. Wer die Welt kennt, hat nur eine Thräne zu Gebote. Können Tiere weinen? Die Thräne gehört nur dem Menschen allein, weil sie das tiefste ist.

Cäcilie war erstaunt. Sie begriff nicht, woher er das hätte. Doch die weiche Stimmung vom Abend war vorüber bei ihr. Sie, die doch meist ernst war, wollte sich wehren gegen eine solche Auffassung und ihr Recht auf das Lachen zum Ausdruck bringen. Darum sagte sie:

— Aber Fritzl, Lachen thut doch manchmal so gut!

Doch er, der immer ernst gewesen in der letzten Zeit, gab zurück:

— Haben wir Veranlassung, zu lachen? Wir armen, elenden Menschen? Wir, die wir auf die Erde gestellt sind — ja — ja, wozu denn? Wir, die wir ganz unnütze Wesen sind! Wir, die wir geboren werden, essen und sterben! Wir, von denen keine Spur bleibt?

„Die herzlichsten Glückwünsche senden Dir, liebe Gella, mit der Bitte, sie auch Deiner Mama mitzuteilen

Eva und Leo Eysen."

blickten sich die Gideons verständnislos an.

Fabian erklärte:

— Graf und Gräfin Eysen — Onkel und Tante.

Kurz darauf wurde ein Telegramm verlesen, das Fürst Sarnheim an Frida hatte richten lassen:

„Ihre Durchlauchten bitten Ihrer Nichte Gella, Höchstderen beste Glückwünsche mitteilen zu wollen

von Demig."

Kein Gideon verstand, nur der Bräutigam, der seinen neuen Stand fühlte, reckte sich und erklärte den zunächstsitzenden Verwandten:

— Das ist Fürst und Fürstin von Sarnheim-Resa.

Aber es machte keinen Eindruck auf die Gideons, die ruhig ihren Sektrest oder noch einen Schluck Rotwein leerten.

Frida aber war ganz erstaunt. Sie faßte es nicht, wie „Graf Eysen" und „Fürst Sarnheim" nicht gewissermaßen Gemeingut sein könnten, Namen, die jedem ihrer Familien geläufig waren wie Schiller und Goethe, oder Moltke und Bismarck.

Doch einen Augenblick später wandte sich das Erstaunen, indem von den Eysen nur Ludwig wußte wer „Stedtfeld" sei, dessen Glückwunsch die Gideons sehr zu freuen schien.

— Nach Krupp die größten Stahlwerke — erklärte Doktor Gebhardt. —

Nun war es aber zu Ende. Stühle wurden gerückt, an einer Ecke klirrte es, jemand hatte mit der weggelegten Serviette ein Glas zerbrochen. Man stand auf.

Drüben in den Nebenräumen beglückwünschte man das

junge Paar. In einer Ecke standen die beiden nebeneinander. Gella, die die Damen wie jede Braut reizend fanden, sah in dem geschlossenen, matt weißen Kleide mit Schleier und Myrtenkranz im Haar, jetzt totenbleich aus, sodaß Hermine sie fragte, ob sie sich etwa unwohl fühle. Sie verneinte und hing sich an ihres Mannes Arm. Der strahlte; der machte eine gute Figur in seinem tadellos sitzenden Frack, auf dessen Aufschlag ein kleines Emaillekreuz am gelben Bande hing.

— Wo hat er nur das ergattert? — fragte Josepheinen jungen Gideon. Doch der wußte es nicht.

Nun trat auch Joseph an das Brautpaar heran, und weil Heinrich sich eben mit dem kleinen Hauptmann von Aufschläger unterhielt, stand er Gella allein gegenüber.

Er war doch ganz leicht verlegen, und um das zu bemänteln, begann er mit einem Scherz:

— Nun liebe Cousine, wo soll denn die Reise hingehen?

Gella betrachtete ihn. Er war etwas stärker geworden, und ihr schien, als hätte er trotz seiner Jugend oberhalb der Schläfen schon ein wenig die Haare verloren. Sie konnte nicht mehr begreifen, daß sie diesen Menschen einmal geliebt. Sie mußte fast über sich selbst lächeln. Nur diese Frage ärgerte sie, die ihr wie eine plumpe Vertraulichkeit erschien, obwohl sie doch ein unschuldiger Scherz sein sollte. Doch sie zwang sich zu einem Lächeln:

— Danach fragt man doch nicht!

Er machte eine etwas gezierte Verbeugung. Sie schwiegen. Hauptmann von Aufschläger hatte Heinrich losgelassen, und Gella ergriff seinen Arm, den Arm dessen, zu dem sie jetzt gehörte und dem anzugehören als rechte Frau, auf Tod und Leben, sie sich in dieser Sekunde schwor — mochte er sein wie er wollte. Sie schmiegte sich an ihren Mann, als müsse sie

Cécile, die für solche Dinge schon mehr Auge hatte, als die Tante, sagte plötzlich, als sie eben bei einem Juwelier stehen geblieben waren:

— Bitte, dreh dich einmal herum, Tama, nur einen Augenblick!

Cäcilie wandte das Gesicht zur Straße, Marie stellte sich auch noch schützend davor, und das kleine Mädchen heftete ihrer Tante den Kleiderschlitz zu, der offen gestanden, daß er bei manchen Bewegungen weit aufklaffte, und man ein fürchterliches Ungetüm von Tournüre sah, ein Mittelding zwischen Bergmannschurz und Keilkissen.

Während nun die drei weitergingen, begegneten sie ein paar Damen, die sie kannten, und ein Gruß wurde getauscht, freundlich von Cäcilie, steif von Marie, nieder- und zurückschnellend gleich einer Sprungfeder durch die kleine Cécile. Es war die Zeit, wo alles Besorgungen machte, bummelte, kurz, die halbe Stadt unterwegs war. So trafen sie bald abermals Bekannte: die altenburger Bäuerin von Idas Polterabend, mit ihren Eltern, die Wendin in Begleitung von ein paar alten Damen, die Cäcilie nicht kannte.

Man grüßte sich, nickte sich zu, dann waren sie vorbei Aber plötzlich gewahrte Cäcilie von weitem den Professor eine Dame am Arm. Ihr erster Gedanke war, Kehrt zu machen, und sie verlangsamte schon den Schritt. Dann überlegte sie, ob sie über die Straße gehen sollte, und ehe sie zum Entschluß kam, war das Ehepaar bereits so nahe, daß es zu allem zu spät schien.

So begann Cäcilie unwillkürlich die Schritte zu beschleunigen. Die kleine Cécile konnte kaum mit und trippelte an ihrer Seite, während Marie erstaunt fragte:

— Was ist denn, liebe Tante?

Doch die antwortete nicht. Sie dachte nur noch an dieses erste Wiedersehen, vor dem sie sich trotz der Jahre, die dazwischen lagen, immer so gefürchtet.

Jetzt waren sie heran. Cäcilie lief fast. Professor von Rangenhofen hatte sie erkannt. Cäcilie war auf irgend etwas Besonderes gefaßt, aber es geschah nichts. Er grüßte artig, alltäglich, wie er wahrscheinlich vor jedem Bekannten den Hut zog. Und seine Frau, der man die Engländerin an Gesichtsschnitt wie Kleidung ansah, nickte etwas steif, wie es in ihrer Rasse liegen mochte, aber doch bemüht, artig zu sein.

Noch eine Weile hielten die drei das eilige Tempo inne, dann gingen sie von selbst wieder langsam. Marie wollte eine Unterhaltung beginnen, Cécile fragte etwas, doch die Tante gab kaum eine Antwort, und so schritten sie ohne zu reden nebeneinander her. Sie verließen die belebten Straßen und gingen dem großen Garten zu.

Cäcilie wollte keine Läden mehr ansehen, sie meinte, es würde ihnen allen gut thun, einmal Luft zu schöpfen. Als ob dort, wo sie gingen, nicht auch Luft gewesen wäre.

Es war ein heißer Tag wie sonst nur im Hochsommer. Die Blätter, die bis dahin noch zurückgeblieben, schossen plötzlich empor, daß man meinen konnte, der Lenz wäre erst jetzt recht erwacht. Die Luft war köstlich, wonnig warm, lichtdurchstrahlt. Die ganze Natur hatte sich wie zum Feste geschmückt. In der Sonne glänzten Halme, Blätter, Blumenstengel saftig frisch, wie mit einem zarten Lack überzogen. In den Anlagen sangen die Vögel aus allen Büschen, von allen Zweigen. Und von den Wegen strahlte der Kies die Glut zurück, blendete und wärmte zugleich.

Während sie ging, dachte Cäcilie unausgesetzt an die Begegnung. Die Frau hatte ihr gefallen, und ihr kam die

Überzeugung, wenn sie sich mit ihr verglich, daß er wohlgethan, sich diese zu wählen. Sie hoffte, sie möchte guten Charakters sein, lieb gegen die Kinder. Sie wünschte, sie sollte ihn glücklich machen. Ein Interesse hatte sie doch noch für ihn, ein freundschaftliches, wie sie allen, allen Menschen Gutes wünschte. Ja, einen Augenblick kam ihr der Gedanke, wenn die Frau ihn nicht glücklich machen sollte, möchte es ihr vergolten werden. Etwas Rachsüchtiges lag in ihr, dessen sie sich bald wieder schämte. Aber je weiter sie in den großen Garten hineingingen, mit seinen weiten Rasenplätzen von hohen Bäumen überschattet, mit seinem Schloß inmitten schön gehaltener Blumenbeete, das seltene Büsche umstanden, wie sie am Teich hinschritten, aus dem der Wasserstrahl dick, weißschäumend, hoch emporstieg und sich abhob vom dunklen Grün der Kastanien, blühend, als wären ihre Zweige mit großen, roten und weißen Kerzen besteckt, desto mehr vergaß sie die Begegnung.

Sie freute sich, daß sie stattgefunden. Sie war ruhig darüber. Es war wieder eine Etappe ihres Daseins damit zurückgelegt. Sie fühlte förmlich, wie ihr Leben sich aufbaute, von selbst ordnete, ihr nun vorgezeichnet lag. Sie ward immer angeregter und sog mit vollen Lungen die warme duftige Parkluft ein. Ein seltsames, noch kaum von ihr empfundenes Gefühl bemächtigte sich ihrer: die Wonne, das Glück, zu leben.

Der blaue Himmel stimmte sie heiter, es war, als ob die Lichtfülle bis in die hintersten Winkel ihrer Seele leuchte und aufräume mit allem, was darin gährend geruht. Der sprießende, keimende Rahmen der Natur that ihren Augen wohl.

Sie meinte, noch nie so die Schönheit der Welt genossen

zu haben. Hatte sie nur bisher keine Augen dafür gehabt? Alle Sinne regte es ihr an. Ihre Blicke ruhten gesättigt auf dem herrlichen frischen Grün, das von keinem Staub matt gemacht, das keine fortschreitende Jahreszeit gedämpft, kein nahendes Sterben der Natur entfärbt hatte. Ihr Ohr vernahm aus den Büschen den Vogelsang, in der Ferne Zirpen auf den Wiesen und vom Wasser das Plätschern des Springbrunnens, so bezwingend, daß es sie wie Kühlung anwehte. Sie roch den frischen Duft des Grases, der jungen Blüten, und ein Windhauch trieb von den Beeten am Palais unbestimmte Blumengerüche herüber. So geschwängert war die Luft von Keimen, von junger Frühlingsherrlichkeit, daß sie es förmlich zu schmecken meinte.

Und dabei brannte die Sonne durch das Kleid hindurch. Nicht sengend, nicht lästig, sondern wohlthuend, wärmend. Sie erzeugte ein Empfinden ihrer Macht, die Vegetation, Leben, Wachstum, Gedeihen weckte, wohin sie schien.

Cäcilie setzte sich mit den beiden Mädchen auf eine einsame Bank an der Herkulesallee. Sie wollte keine Menschen sehen, sie wollte Stille und Ruhe haben. Die seltsam köstliche Stimmung sollte ausklingen in ihr.

Die Nichten ahnten nichts davon, was in der Seele der Tante vor sich ging. Cécile that ab und zu kindliche Fragen, Marie erzählte etwas in dem leise belehrenden Ton, den sie, die älteste, die neun Jahre mehr zählte als ihre kleine Schwester, sich angewöhnt hatte.

Cécile fragte, warum die Bänke nicht auf der anderen Seite stünden, warum die Allee, die den Reitern und Fußgängern diente, nicht auch für Wagenverkehr eingerichtet sei. Sie wollte wissen, wann Lilli kommen würde, weshalb die Jungen auf der Treppe nicht pfeifen dürften, und tausend andere Dinge.

Unausgesetzt antwortete Marie. Es hieß:

— Du mußt nicht immer so fragen!

Dann:

— Das wirst du alles erfahren, wenn du größer bist!

Oder:

— Das hat der liebe Gott einmal so gemacht!

Endlich:

— Du bist schon zwölf Jahr und weißt das noch nicht?

Nie bekam das Kind eine vernünftige Auskunft. Cäcilie hätte ihr anders erklärt, aber die Tante hörte heute nicht zu. Das wenige, das sie vernahm, störte sie in dem Aufschwung ihrer Seele. Sie, die sonst immer glücklich war, mit den Kindern zusammen zu sein, fühlte plötzlich ein brennendes Bedürfnis, allein zu bleiben, und sagte zu Marie:

— Ihr werdet müde sein. Geh doch immer mit Cécile nach Haus. Ich bleibe noch etwas hier sitzen.

— Ich bin nicht müde! — gab die Älteste zurück. Doch Cäcilie nahm einen entschiedenen Ton an, wie er ihr selten zu Gebote stand:

— Aber Cécile wird es zu viel. Ich bitte dich, bringe sie nach Haus!

Marie stand ärgerlich auf und ging ohne ein Wort des Abschiedes. Aber der kleine Zwischenfall riß Cäcilie nicht aus der Stimmung. Sie winkte Cécile noch einmal zu und mußte lächeln über Mariens Ärger, den man an den herabgezogenen Lippen und dem Gang mit steifen Schultern sah.

Dann legte sie sich zurück, gähnte leise, ohne die Hand vorzuhalten, denn sie hatte die Arme rechts und links auf die Lehne gestützt und überließ sich wieder ihren Gedanken. Es that so gut, sich einmal auszuruhen, nichts, nichts, rein gar nichts zu thun.

Sie, die Geschäftige, die immer sorgte und arbeitete, wollte auch einmal die Hände in den Schoß legen. Sie lehnte sich zurück, streckte sich aus, spreizte die Finger, hob die Schultern, gähnte, schüttelte sich. Dann blieb sie wieder regungslos sitzen. Kein Mensch war in der Nähe; nur in der Ferne, weiter unten, auf dem geraden Wege, in der endlosen Perspektive dem Auge wie Püppchen erscheinend, gingen ein paar Menschlein langsam spazieren. Manchmal war es ihr, je nachdem sie näher oder entfernter blickte, als ob die kleinen Gestalten eine Steigung hinanschritten, dann wieder, als führte der Spazierweg mählich hinab.

Es war wie das Leben: eine gerade Linie dem Höhepunkte zu, eine gerade Linie abwärts, unrettbar abwärts zum letzten Ende. Und die kleinen Seitensprünge, die Haken, die temperamentvolle, die irregeleitete Menschen schlugen, zeigten sich bei der Länge des Weges doch nur als kleine, meterweit ausweichende Bogen auf der unendlich, unendlich langen Straße, die, wie hier der Weg von Bäumen und Büschen, so von Thaten und Duldungen begleitet ward.

Und in dem großen Frieden des schönen, alten Parkes überkam Cäcilie, je länger sie an dem stillen Fleck saß, immer drängender, quellender ein seltsames Gefühl der Erhebung: die ewig verjüngende Kraft des Lenzes, die jedes Frühjahr neue Säfte in die Bäume trieb, Keim, Blatt und Blüten gebärend, die auch dem Menschen zum Bewußtsein bringt, daß er wächst, daß er sich entwickelt, daß in seinen Adern das Blut frisch pulst, vom arbeitenden Herzen hinausgestoßen, um rückflutend, gereinigt, neu fortgepumpt zu werden.

Jetzt ward nach der zufällig längeren Einsamkeit der Weg wieder lebendig: ein junger Mensch kam vorbei, ein Mädchen führend. Er ging gerade aufgerichtet in der Jugend-

kraft der Jahre, blond, blauäugig, groß, etwas Freies, Starkes in Ausdruck und Weſen: der Mann. Die Gefährtin hing ſich an ihn, eine jugendrunde, doch ſchlanke Geſtalt. Zu ihm blickte ſie empor, an ihn ſchmiegte ſie ſich, beherrſcht und herrſchend dennoch, ohne Sorge um das Kommende, allein dem Augenblick des Glückes unterthan: das Weib.

Und dann kam eine Frau, langſam mit einem Kinderwagen, den ſie vor ſich herſchob. Sie war ſauber, aber ſehr einfach gekleidet. In dem Wagen ſaß aufrecht ein Knabe, ihm gegenüber ein kleines Weſen, das friedlich unter dem hochgeſchlagenen Verdeck ſchlief. Der Mann und Vater war drinnen in der Stadt im Bureau geblieben und arbeitete für den Unterhalt ſeiner Lieben.

Die Spaziergänger mehrten ſich: ein altes Ehepaar ging vorbei, gebeugt von der Laſt der Jahre. Der alte Herr mit ſeidenglänzenden, weißen Löckchen im langen, weißen Bart, durch den nur von den Mundwinkeln herab ein letzter Reſt Blond zog, ſtützte ſich auf den Arm der Lebensgefährtin, die, weiß wie er, kräftiger zu ſein ſchien. Sie hielt ein Tuch in der Hand, und gerade vor Cäcilieus Bank blieben die beiden ſtehen, zu raſten. Die Frau tupfte ihrem Manne die Stirn, ſorgſam, wie nur ſie es konnte, und ein dankbarer Blick belohnte ſie dafür.

Dann ſetzten ſie trippelnd ihren Weg fort.

Cäcilie ſchaute ihnen nach: dem jungen Paar mit leiſem Lächeln um die Lippen, einem, das der Jugend ihr Glück zu gönnen ſchien, mit ſtillem Verweilen auf der Frau mit den beiden Kindern im Wagen, in ernſter Rührung, wie die Alten vorüberkamen.

Und dann verſank ſie wieder in das ſüße Nichtsthun, das Ausſchalten aller Seelen- und Körperkräfte. Ihr war,

als hätte sie eben das Leben an sich vorüberziehen sehen. Es weitete ihre Seele. Sie fühlte sich unpersönlich, darüber, als gewahre sie die Menschen kommen, sich entwickeln und wieder gehen. Sie fanden sich zueinander, sie legten den Weg gemeinsam zurück, und sie mußten sich doch trennen, um sich erst droben wiederzusehen.

Dort aber im verklärten Licht, wo alle Fremdheit der Menschen aufhörte, fanden sie sich wieder. Und dort gehörte keiner dem anderen näher an, oder alle jedem. Die Alleingeher dieser Erde waren denen gleich nahegerückt, die hier unten sich eng aneinander geschlossen. Die alte Jungfer wurde ihres Ledigseins entkleidet. Dort oben, wo alle Schlacken abgefallen waren, sank auch der Ring vom Finger, und im Reihen der seligen Geister stand das unfruchtbare, alte Weiblein neben dem Patriarchen, dem ein Volk seiner Lenden auf der Erde zurückgeblieben.

Dort oben galt eines nur: was hast du gethan, daß du selig werdest? Nur die Frage: bist du gut gewesen? Hast du deinen Nebenmenschen geholfen, wo du helfen konntest? Hast du gearbeitet als ehrlicher Knecht? Füllteſt du deinen Platz aus, auf den dich dein Schöpfer gestellt? Wurdest du Herr der bösen Keime, die in dir schliefen? Hast du die guten entwickelt? Gewuchert mit deinem Pfund?

Cäciliens Gedanken irrten weit fort von der Erde. Sie hatte sich straffer gesetzt, die Hände unwillkürlich gefaltet, während sie in dem Himmel weilte, den sie begriff.

Nun erhob sie sich und verließ durch einen Fußweg die große Allee. Sie schritt langsam hin in der dürftigen Gestalt, die ihr verliehen worden: den dünnen Armen, der eckigen Figur, dem leise geröteten Gesicht unter dem spärlichen Grauhaar, den etwas stark gewordenen Hüften, ihrer armen

Erdenhülle, die doch barg, was manchem Prunkweſen der Schöpfung ewig verſagt blieb: eine Seele.

56.

Nun kam im Spätherbſt endlich das, worauf Cäcilie längſt im ſtillen gewartet. Lilli bat, ihr bei der Wochenpflege beizuſtehen. Jetzt ging es nicht mehr anders, Marie mußte mit den Brüdern und der kleinen Cécile alleinbleiben. Da die Ankunft der Tante erſt im Februar des kommenden Jahres nötig ſchien, hatte Fräulein von Sarryn Zeit, alle Vorbereitungen zu treffen.

— Mit dem Ausgehen wird es aber nun wieder nichts, Marie! — ſagte ſie zu ihrer Nichte. Die zuckte die Achſeln:

— Liebe Tante, du weißt, mir liegt nichts daran, aber auch gar nichts.

Nicht ganz überzeugt, im Kampfe mit ihren Hintergedanken, die Marie recht gaben, und der vermeintlichen Pflicht, der Nichte alles zu gewähren, was nach allgemeiner Anſchauung nötig ſchien, antwortete ſie:

— Aber es muß einmal ſein, und ich weiß nicht, ob ich nicht ſträflich ſchwach bin, dir nachzugeben.

Marie lachte. Sie hätte ganz andere Dinge vor, als einem wahrſcheinlich doch inferioren Manne die Pantoffel nachzutragen. Cäcilie ärgerte ſich:

— Warum muß er denn durchaus inferior ſein?

— Das ſind die meiſten.

— Nun, wen kennst du denn eigentlich, Marie?

Sie begann eine Reihe von Männern herzuzählen; die Verwandten zunächst: Onkel Günther Börking als seichte Gesellschaftsnull, Onkel Hans Serben als einen militärisch engherzigen Kommißsoldat, Claus mit seiner überzeugten Unbildung, Emmerich, der sehr brav und nett sei, aber am Ende auch kein großes Kirchenlicht. Dann folgten noch eine Reihe von Offizieren, Juristen — lauter junge Leute.

Cäcilie sprach dagegen. Sie verteidigte ihre beiden Schwäger, vor allem Hans. Über Claus Rangenhosen huschte sie hinweg, denn es schien mehr und mehr, als wären die Drähte nach Himmelsthür abgerissen. Dagegen verstand sie nicht, was Marie an Emmerich auszusetzen hätte, und als die Nichte meinte, es wäre kein „bedeutender Mensch", antwortete Cäcilie, das fände sie auch gar nicht nötig; wenn lauter bedeutende Menschen auf der Erde herumliefen, würde es wieder keinen bedeutenden geben, denn sobald es alle wären, höbe sich keiner mehr heraus.

Das Gespräch hatte leicht und gleichgiltig begonnen, mit der Aussicht, nur kurz zu dauern und jeden Augenblick abgebrochen zu werden. Nun hielt es mit einem Male Tante und Nichte fest, denn Marie fand sofort eine Antwort und war nicht bereit, die Waffen zu strecken.

Seit längerer Zeit hatte Cäcilie diese Aussprache kommen sehen. Sie lag in der Luft, jeden Moment konnte sie vom Zaune gebrochen werden, und dennoch erfolgte sie nie. Es war, wie wenn zwei Gegner sich scheuen, eine Entscheidung herbeizuführen, während doch beide wissen, daß sie über kurz oder lang einmal stattfinden muß.

Marie zog über die Männer her, Cäcilie nahm deren Partei, die Nichte verkündigte die Eheloſigkeit, die Tante trat

— Das thut mir sehr leid, meine liebe Minie, aber ich komme nicht.

Doch nun erklärte die Generalsfrau etwas, das Graf und Gräfin zuerst gar nicht fassen konnten. Der Minister hatte die Bestimmung getroffen, wer beim Familientag 1890, an dem sein Testament verlesen werden sollte, ohne stichhaltigen Grund fehle, solle nicht in die Präsenzliste der Familie aufgenommen werden, auf Grund derer nur die Erbschaft angetreten werden konnte.

Da fuhr Graf Leo doch der Schreck in die Glieder. Niemand wußte etwas vom Testament; aber da sämtliche Eysen dem Minister verwandtschaftlich gleich nah oder gleich weit standen, hatte man angenommen, die Erbschaft würde einfach nach Stämmen vor sich gehen.

Da bedeutete denn das etwas ganz Neues, worauf niemand gefaßt war. So wurde Graf Leo nervös und sagte sofort:

— Wenn die Verhältnisse so liegen, werden wir selbstverständlich kommen.

Eva wagte unter diesen Umständen keinen Widerspruch

Es erschienen denn auch am vierten Dezember, abends sieben Uhr, im „Römischen Hof" alle Eysen bis auf Ludwigs Tochter, die Paz das Leben gekostet. Bei ihren acht Jahren konnte sie als genügend entschuldigt nach den Bestimmungen des Ministers gelten.

Der General setzte sorgfältig eine Präsenzliste auf.

Es konnte keine ruhige Stimmung aufkommen. Wie ein Ameisenhaufen liefen sie alle durcheinander. Das machte die Unsicherheit über das, was sie zu hören bekommen würden und bei diesem und jenem ein unbewußtes Gefühl der Gegnerschaft, denn niemand hatte eine Ahnung, wer der Erbe sein würde.

Es waren mehrere Glieder der Familie anwesend, die noch keinen Familientag erlebt. So die vier jungen Grafen: der für einen Eysen auffallend kleine Franz-Karl, Fähnrich im zweiten Garde-Husaren-Regiment, Georg-Heinrich, siebzehn Jahr alt, wie seine je ein Jahr jüngeren Brüder, Wolfgang und Horst, noch auf der Schule.

Es waren sehr wohlerzogene junge Menschen, die überall herumliefen, um unter Führung des Vaters die Verwandten zu begrüßen, den Damen — in der Eile auch ihren Cousinen Amélie und Bertha — die Hand küssend.

Dann erschienen mit Ludwig seine beiden Söhne die Zwillinge, Ludwig und Heinrich, zwei englisch gekleidete Jungen, mit schwarzen Jacketts und breitem Umklappkragen darüber. Sie erregten die allgemeine Aufmerksamkeit; von ihrer Mutter hatten sie den bräunlichen Südländerteint, vom Vater aber das blonde Haar.

Die Stiftsdame sprach mit ihren Neffen. Viel wußte sie nicht zu reden, und eigentlich war sie froh, als der Vater die Söhne abholte, um sie anderwärts vorzustellen. Dabei nannte er sie Luis und Enrico.

Entsetzt erzählte Elisabeth das der Henne:

— Die sind doch wahrhaftig janz aus der Art jeschlagen. Ick denke doch, det Jewürm heißt Ludwig und Heinrich, und jetzt nennt er sie Lowise oder wie det war und Henrizi.

Und die Henne antwortete kopfschüttelnd:

— Wenn sie nur nicht etwa auch katholisch erzogen werden wie die kleine Isabella. Die ist katholisch, das hat mir Ludwig selbst gesagt, die Tochter hat nach der Religion der Mutter gehen müssen.

Die Stiftsdame nahm es nicht so streng damit wie die Henne und sagte:

— Meine Frau ist in eine Versammlung gegangen. Die Frau Schmidt-Naugard spricht über den heutigen Stand der Frauenbewegung . . .

— So . . . Frau Schmidt-Naugard . . .

Der Geheimrat lachte:

— Sie scheinen den Namen ja gar nicht zu kennen? Um Gottes Willen, wenn das meine Frau wüßte . . . — Er bekam einen fein ironischen Zug um den glattrasierten Mund:

— Meine Frau behauptet, die Schmidt-Naugard wäre der bedeutendste Deutsche, der heute lebt. Schade um Bismarck, Moltke, Helmholtz, Virchow, Böcklin und so manchen anderen armen Mann.

Cäcilie hatte nichts zu erwidern. Das war ihr noch nie nahe gekommen, und Frau von Brons redete von derartigem erst seit kurzer Zeit.

Fräulein von Sarryn sprach von der Abreise morgen. Der Geheimrat trat ans Fenster, es lag hartgefrorener Schnee auf der Straße, und über den Dächern der gegenüberliegenden Häuserreihe sah man einen matten blauen Himmel. Sie redeten darüber, daß die Fahrt schön sein würde. Er meinte, ein Ort mache doch immer einen ganz anderen Eindruck bei Sonnenschein, und sie, der graute vor der Millionenstadt, gab zurück:

— Ich habe auch so Angst.

Er verstand nicht:

— Das Haus und die Kinder zu verlassen? Nun, ich werde schon nach den Jungens sehen. Und die Marie scheint ja glückselig zu sein . . . wie ich gestern bemerkte . . .

Das leicht Übelnehmerische, gegen das Cäcilie ab und zu anzukämpfen hatte, regte sich wieder in ihr:

— Daß ich fort gehe?

— Aber nein . . . nein . . . ich weiß schon weshalb, weil sie etwas zu thun bekommt!

Und nun knüpfte er nach seiner Weise wieder eine allgemeine Betrachtung daran:

— Sehen Sie, gnädiges Fräulein, daran kranken ja die Mädchen der gebildeten oder wohlhabenden Stände alle: am Mangel an Thätigkeit. Wo soll auch Befriedigung herkommen, wenn man sich als fünftes Rad am Wagen der Weltgeschichte fühlt? Gebt den Mädchen, die nicht in die Ehe treten, etwas zu thun, und damit ist die Frauenfrage gelöst. Soweit die Damen à la Schmidt-Naugard das anstreben, wird jeder vernünftige Mann auf ihrer Seite stehen. Dazu bedarf es keines Wuschelkopfes, keiner Annäherung an den Mann im Äußeren, in Kleidung und Manieren, sondern, je weiblicher diese Damen bleiben, desto mehr nützen sie ihrer Sache, denn desto mehr Sympathien gehören ihnen.

Nachdenklich ging Cäcilie nach Haus. Man mußte ihr immer die Augen öffnen, und so gern hätte sie selbst gefunden, was ein anderer ihr sagte. Sie wollte sich bemühen, es gelang ihr vielleicht noch. Oder lag es überhaupt in ihrem Charakter? Würde sie, die still und weich geartet, nie die Kraft eigenen Denkens empfangen, wie der Mann?

Für heute empfand sie es schon als etwas, daß sie darauf aufmerksam ward, wie in ihrer Nichte sich eigentlich das gleiche wiederholte, das sie einst bedrängt: die Sehnsucht, nützlich zu sein, etwas zu leisten. Und sie hatte bisher nicht verstanden, was dem Mädchen fehlte. Wie hatte sie da schroff sein dürfen, damals gegen Schwestern und Schwäger, die auch nicht gefühlt was in ihr vorging?

An diesem letzten Abend war sie so herzlich gegen Marie, wie sie nur konnte. Sie bat ihr in Gedanken manches ab.

Sie saß noch lange, nachdem Cécile, der vor Müdigkeit die Augen zufielen, zu Bett gegangen war, mit ihrer Nichte und den beiden Neffen allein. Jetzt sprach das Mädchen auch freundlicher von Lilli. Fritz war weicher als sonst, Ernst, wie immer, lieb gegen die Tante.

Der Abschied schien allen schwer zu werden. Ein paar Ermahnungen gab Cäcilie noch den Jünglingen: nicht etwa ihrer Schwester, die für den Haushalt zu sorgen hatte, das Leben sauer zu machen. Sie versprachen, vernünftig zu sein und, als hätte der Abend wirklich die Geister beruhigt, gab Marie beim Zubettegehen, was sonst niemals geschah, ihren Brüdern einen Kuß.

Und in der Rührung der letzten Stunde, bat Cäcilie, Ernst und Fritz sollten sich gleichfalls umarmen. Die Forderung hätte zum Schluß beinahe noch einen Mißton gebracht, denn die beiden hielten das für unmännlich und weigerten sich.

Zum Glück fand Marie eine Lösung. Sie sagte so weich, so liebenswürdig, wie sie sich sonst niemals zeigte:

— Kommt, Jungens, ihr gebt mir jeder einen Kuß, und ich gebe ihn dem anderen.

Das geschah, lachend, mit Getöse, durch Fritz, von Ernst aber zart, als opfere er in heiliger Handlung dem unbekannten Gotte, vielleicht im Gedanken an seine allerletzte Flamme.

Cäcilie sah glücklich zu. So konnte sie leichten Herzens reisen.

57.

Alles lag voll Schnee auf der weiten, märkischen Ebene, die der Zug durchflog.

Cäcilie blickte zum Fenster hinaus, die Hand auf dem Bügel des schwarzledernen Täschchens, in dem sie ihr ganzes Geld verwahrte. Sie fühlte sich etwas bewegt, ein wenig ängstlich, so ganz allein im Zuge, mit der Aussicht, vielleicht ein paar Wochen von zu Hause fortzubleiben. Und unterwegs erschien ihr, was sie erblickte, wie ein Ereignis. Es war, als hätte sie noch nie Telegraphenstangen gesehen, die an ihr vorüberhuschten mit den für das Auge unausgesetzt auf und niedersteigenden Drähten. Sie erschrak jedesmal, wenn ein schwarzer Schatten, der Mast, sie unterbrach.

Die Landschaft kam ihr wie etwas Neues vor. Sie achtete auf die dunklen Kiefernwälder, gespannt, aufmerksam, wie sie sich abhoben von der leuchtenden Schneedecke, auf der die Sonne glitzernd lag. In der Ferne erschienen Dörfer, die Häuser rund um die Kirche gelagert, als suchten sie bei dem Größeren Schutz. Dann Wasserspiegel, von deren Eisdecke ein Sonnenblitz herüberschoß. Und es ward ebener, immer ebener, je näher sie Berlin kamen.

Nun mehrten sich die einzelnen Wohnstätten, die Siedlungen, eine Brauerei tauchte auf, mit einer ganzen Kolonie von Häusern darum geschart, ähnlich wie das Dorf um die Kirche. Das Schienengewirr wuchs. Villen schossen vorüber in winterkahlen Gärten. Eine Kaserne erschien, einsam. Der Posten davor starrte den Zug an. Straßen kamen, nur abgesteckt am Boden, endlich angelegt, aber ohne Häuser. Auch diese stellten sich ein, wuchsen zusammen, zeigten wieder Lücken, ballten sich aber schließlich aneinander zu langen Mauern.

Wohin das Auge trug: Häuser, Straßen, Dächer. Es wuchs wuchs, wuchs. Der Zug ratterte über eine Brücke. Eine einsame Droschke fuhr dort unten, mit einem ungleich trabenden Pferde davor. Fußgänger eilten des Weges. Der Zug verlangsamte den Gang. Lokomotiven, einzelne Wagen standen auf den umliegenden Gleisen, die sich immer mehr gleichlaufend ausbreiteten neben dem Schienenstrang, auf dem Cäcilie fuhr. Jetzt erhoben sich drüben vier-, fünfstöckige Mietskasernen mit gleichmäßig verteilten Fenstern und dazwischengesäten Balkonen. Ein Steinpfeiler raubte plötzlich die Aussicht, sie liefen in die hohe Glashalle des Anhalter Bahnhofs ein, jetzt ganz langsam, immer langsamer. Wie eine ausgeschwärmte Schützenkette standen neben dem noch gleitenden Zuge die wartenden Gepäckträger und dahinter Menschen, die jemand abholen wollten.

Ängstlich schaute Cäcilie nach Lilli oder Emmerich aus. Wenn sie nun nicht gekommen wären, was sollte sie dann anfangen? Sie preßte ihre Reisetasche an sich. Aber da . . da . . ein Dragoner und neben ihm in langem, dunklem Umhang Lilli.

Einen Augenblick darauf küßte sie ihre kleine Tochter-Nichte und Emmerich. Sie ging, während Prinz Roiningen sich um das Gepäck kümmerte, mit Lilli voraus. Die Thränen standen Cäcilie in den Augen, sie konnte nicht sprechen, stumm drückte sie einmal über das andere der Nichte beide Hände,

Unten wartete ein tadelloses Coupé, in dem es sich so weich hinrollte, wie Cäcilie selbst mit Irenes Wagen noch nicht gefahren. Es war ein Geschenk von Madame Anastasia. Wie Emmerich sagte, hatte sie nicht nur Pferde und Gefährt gegeben, sondern auch die Rente erhöht und zwar, weil die „princesse née Rangenhofen" ihr so besonders gut

gefalle. Als er es erzählte, drückte er seiner Frau die Hand und flüsterte der glückstrahlenden Tante zu:

— Mir auch!

Cäcilie blickte sich nicht um, es gab soviel zu erzählen, daß sie nichts von den Straßen sah und erst aufmerksam ward, als der Wagen hielt. Lilli stieg etwas schwerfällig aus. Der Tante fiel es auf, wenn sie dabei an die Leichtigkeit dachte, mit der sonst das jugendlich-biegsame Geschöpf herumgesprungen war. Die Treppe hinauf gab ihr Emmerich den Arm.

Cäciliens Zimmer war klein, aber sehr gemütlich. In der Fensterecke stand ein zierlicher Schreibtisch in Mahagoni, gegen das alte Ungetüm daheim fast gebrechlich. Darauf erblickte sie, als sie näher trat, Väterchens Bild. Das schien ihr das schönste, und noch ganz gerührt, ging sie hinüber, um der kleinen Lilli für ihre Aufmerksamkeit zu danken.

Fast wäre sie zurückgeprallt, denn drüben in dem hell gehaltenen Salon stand nicht die gerade Mädchengestalt von einst, sondern ein unbehilfliches, fast unförmliches Wesen. Lilli ging ihr ein paar Schritte entgegen, zog die Tante in die Ecke, fiel ihr um den Hals und schluchzte:

— Ich bin so häßlich geworden, Tantchen!

Sie verbarg ihr Gesicht. Sie schien sich zu schämen, und auch über das alte Mädchen kam eine leise Verlegenheit, angesichts des ihr ewig fernen Mysteriums der Natur. Aber daß sie die Nichte in Thränen sah, half ihr darüber hinweg, als käme Kraft immer über sie, wenn es galt, fremdes Leid zu stillen. Sie redete ihr zu, sie strich ihr die Wange, sie küßte ihre kleine Lilli hundertmal, und als die Nichte ihr gestand, sie schäme sich auf die Straße zu gehen, sie möchte sich gar nicht zeigen, und wäre nur auf den Bahnhof gefahren, weil Tantchen gekommen sei, fand sie in instinktivem Gefühl,

die Arme zu trösten, das beste Wort, das sie ihr hätte sagen können. Sie blickte sie gar nicht an, sondern näherte ihre gerötete Wange der blassen der jungen Frau und flüsterte ihr ins Ohr, als könnte so etwas auch zwischen ihnen nicht laut gesagt werden:

— Ich hatte gar nichts bemerkt, Kindchen!

Lilli machte ein strahlendes Gesicht:

— Wirklich?

Damit war die Unbefangenheit hergestellt. Emmerich kam, und nun erkundigte sie sich nach den Geschwistern. Es gab tausenderlei zu erzählen. Einmal setzten sie auseinander, wie sie sich ihr Leben hier in Berlin eingerichtet, dann wurde nach Bekannten in Dresden gefragt, von der Hochzeitsreise gesprochen, erzählt, Ida wäre womöglich noch dicker geworden, und schließlich mußte Cäcilie die ganze Wohnung ansehen. In jeden Raum wurde geguckt, bis die junge Frau erklärte, müde zu sein, und jedes sich etwas zurückzog.

Cäcilie ging auf ihr Zimmer. Sie mußte sofort nach Haus an Marie schreiben, um ihr noch ein paar vergessene Kleinigkeiten ans Herz zu legen, die sie für unendlich wichtig hielt, denn die glückliche Ankunft war sofort nach Dresden telegraphiert worden. Dann aber wollte sie die Kindersachen zeigen, die sie an manchem langen Abend mit Marie angefertigt: Häubchen, Hemdchen, eine Decke und zwei Dutzend Windeln.

Aber das sollte erst allmählich kommen, denn sie wollte geizen mit ihren Schätzen und sich die Freude aufsparen. Endlich abends, als die drei gemütlich in Emmerichs Zimmer bei einander saßen, Lilli auf der Chaiselongue ausgestreckt, eine Decke übergebreitet, verschwand Cäcilie einen Augenblick und kehrte bald darauf mit ihren Kindersachen zurück.

Sie überreichte sie, ohne ein Wort zu sagen. Lilli öffnete das Paket und schlug sofort vor Freude die Hände zusammen. Jedes einzelne Stück wurde hergenommen und bestaunt, und jedes Mal bekam die gütige Geberin einen Kuß. Am meisten freute sich die junge Frau merkwürdigerweise über die Windeln, während Emmerich sich bemühte, die Häubchen reizend zu finden. Er ballte die Faust und hing so ein winziges Ding darüber. Unter seinem Daumen band Lilli eine Schleife, und als er die Hand auf und nieder bewegte, rief seine Frau fröhlich:

— Sieh nur, Tantchen, wie die Kleine nickt!

Er verbesserte:

— Der Kleine!

— Nein, die.

— Nein, der.

Nun erklärten sie der Tante, daß dieses die erste und einzige Uneinigkeit wäre, seit der Hochzeit: er wünschte einen Jungen, sie ein Mädchen. Und es war so drollig, wie die beiden Gründe für ihre Meinung beibrachten, daß Cäcilie, die zuerst etwas befangen gewesen bei dieser Auseinandersetzung, herzlich mit einstimmte.

Doch es ward an diesem Abend nicht spät: Lilli sagte, sie wäre müde.

Am nächsten Tage kam es heraus, weshalb sich die junge Frau so besonders über die Windeln gefreut hatte: sie öffnete einen Schrank und zeigte eine große, viel zu reichliche Ausstattung, in der alles vorgesehen war, sich sogar eine Menge gänzlich unnützer Dinge befanden, — nur das Praktische, die Windeln, fehlten. Madame Anastasia war die Spenderin.

Cäcilie fühlte sich im ersten Augenblick traurig. Sie hatte Angst, nun möchten ihre Geschenke verschwinden neben

dieſen, doch Lilli ſagte, indem ſie die Tante bat, ein paar Wäſcheſtücke hinaufzulegen, denn es ward ihr ſchwer, die Arme ſo hoch zu heben:

— Tantchen, was du nur denkſt: deine Sachen ſind die ſchönſten, die beſten und uns die liebſten. Mein „Emm" denkt genau ſo darüber wie ich. Geſtern abend haben wir doch noch darüber geſprochen. Haben dir denn nicht die Ohren geklungen?

Lächelnd ſchüttelte Cäcilie den Kopf:

— Was habt ihr denn geſagt?

— Daß du auch für ihn wie eine Mutter biſt.

— Wie . . . eine Mutter?

— Ja, ſo lieb, ſo furchtbar lieb hat er dich, Tantchen!

Da errötete Cäcilie, als wäre eines Mannes Liebe zu ihr, und heiße er ſie auch Mutter, nicht recht. Doch ſie freute ſich, ſie war ein wenig ſtolz, und als ſie den jungen Offizier nach dem Dienſte ſah, ſprach ſie zu ihm:

— Ich danke dir.

— Wofür?

— Für das, was du geſtern abend über mich geſagt haſt.

Eine Sekunde dachte er nach, dann hatte er es gefunden, und antwortete einfach:

— Ich habe keine Mutter mehr, und Lillis Mutter ſoll auch meine ſein.

58.

Es zog sich hinaus. Die Tage strichen hin, und noch immer schlug nicht die Stunde der Erlösung. Lilli empfing ab und zu Besuch. Entfernterstehenden gegenüber ließ sie sich verleugnen, aber ein paar Damen, meist vom Regiment, nahm sie an. Dann war Cäcilie dabei und lernte so eine Anzahl derer kennen, mit denen ihre Nichte enger verkehrte.

Am häufigsten kam eine junge Gräfin Ermburg, deren Mann Rittmeister im Regiment war. Noch nicht lange verheiratet, fühlte sie sich zu Lilli besonders hingezogen. Die rotblonde, etwas unscheinbare kleine Frau, an der kaum etwas hübsch war, als der Teint, war unendlich verlegen, und Cäciliens Anwesenheit schien sie sehr zu stören. Sie wußte von nichts anderem zu sprechen, als von Angelegenheiten des Regimentes, des Hofes und etwa ihrer ostpreußischen Familie, denn sie war dorther vom Land, wie ihr Mann.

Wenn von Ostpreußen die Rede war, wachte sie auf, dann ging sie sogar aus sich heraus. Sonst blieb sie bei den ersten Begegnungen ziemlich schweigsam sitzen.

Cäcilie sprach einmal, als sie gegangen war, mit Lilli über sie. Im stillen wunderte sie sich über den Geschmack, sich gerade diese als intimste auszusuchen. Doch die junge Frau redete mit solcher Wärme von ihrer Freundin, daß Fräulein von Sarryn beschloß, mit der jungen Gräfin so herzlich zu sein, wie möglich.

Am nächsten Morgen schon, während die Männer Dienst hatten, kam die Gräfin und ward von Cäcilie empfangen, da Lilli noch nicht angezogen war.

Die beiden setzten sich in eine Ecke hinter einen hohen Schirm, der die Eingangsthür in den Salon gegen Zugluft,

und dagegen schützte, sofort von jedem Eintretenden gesehen zu werden.

Die Unterhaltung ging zuerst etwas spärlich, bis Cäcilie die junge Gräfin nach ihrer Familie fragte. Da begann sie zu erzählen von Daheim, vom Gut, wo noch sechs Geschwister, zwei Brüder und vier Schwestern waren, wo der selige Papa Pferde gezogen, aber nicht mit großem Vorteil, denn wenn er Geld gebraucht, waren immer auf einen Sitz die Fohlen an den Königsberger Pferdejuden verschleudert worden. Dann ging es hoch her in Dirkallen, mit den zwei Viererzügen über Land, Gäste kamen auf Wochen, und bald floß die Goldquelle wieder spärlicher, bis der Jude abermals kam.

Gräfin Ermburg sprach von ihrem verstorbenen Vater halb mit Seufzen, halb mit Augenleuchten und Begeisterung. Das war ein Mann gewesen! Aber eigentlich war es für die Familie ein Glück, daß er gestorben war, denn noch zehn Jahre so fort, und sie hätten heruntergemußt vom Gut. Nun aber wirtschaftete dort ihr zweiter Bruder — der älteste war nicht normal, durch einen schweren Sturz beim Rennen, und ging zu Haus einem, wie sie hofften, stillen Ende entgegen. Der jüngere aber arbeitete wie ein Vieh von früh bis abends.

— „Rauhbein" nennen ihn die Verwandten, weil er nichts mitmacht und wie ein Strolch angezogen ist! Er sagt aber, er hätte keine Zeit, über die Mode nachzudenken, er müßte Schulden bezahlen!

Die junge Frau sprach mit Wärme von ihrem Bruder, und Cäcilie, die immer für die Interesse faßte, denen von anderen weh gethan ward, ließ sich genaueres erzählen. Aber es war nur immer vom Bruder die Rede. Endlich fragte Fräulein von Sarryn nach den Schwestern.

— Die sind alle zu Haus.

— Ist keine verheiratet?

— Nur ich! Es weiß ja jeder, daß bei uns nichts zu holen ist, und bis auf die Majoratsherren haben die meisten Nachbarn auch kein Geld. Mein Mann ist auch einer. Der älteste, und hat nur einem Bruder herauszuzahlen.

Cäcilie fragte:

— Und was machen denn Ihre Schwestern? Ich meine . . . meine . . . wo sind sie?

— In Dirkallen.

— Alle vier?

— Ja.

— Da helfen sie wohl in der Wirtschaft?

Gräfin Ermburg lachte:

— Nur Ella. Das ist die älteste. Ich bin nämlich die jüngste. Die anderen, Marga, Wally, Helene . . . oh, nein, die haben nur knapp zu leben, aber sie machen nichts, Marga meint, sie brauchen es nicht, sie warten auf einen Mann, der doch nicht kommt. Ella aber macht alles mit meinem Bruder. Ich glaube, sie heiraten beide nicht, da könnte keine dritte und kein dritter dazwischen kommen. Sie sind so eingearbeitet. Aber Ella ist auch ein bißchen, wie ein Mann. Sie ist ja auch schon alt . . .

Cäcilie begann sich zu interessieren für dieses selbständige, tüchtige Mädchen und unterbrach die kleine Gräfin:

— Wie alt ist sie denn?

Nun machte die junge Frau, die kaum zwanzig sein mochte, ein Gesicht, als wollte sie sagen: ach Gott, ach Gott, die zählt schon gar nicht mehr mit, und sagte:

— Vierzig! Ach das möchte ich gar nicht erleben.

Cäcilie unterhielt sich im stillen über das junge Blut,

dem die vierzig schon so entsetzlich alt vorkam. Sie fragte schmunzelnd:

— Was meinen Sie wohl, wie alt ich bin?

Gräfin Ermburg ward verlegen, endlich sagte sie zögernd:

— Nun . . . das ist schwer . . . ich habe nie Menschen schätzen können . . . also . . . aber bitte, lachen Sie mich nicht aus. Vielleicht . . . vielleicht . . . zwischen fünfzig und sechzig!

Sie wurden unterbrochen, denn Lilli kam herein in einem weiten, faltigen Morgenrock. Sie bat um Entschuldigung, nicht angezogen zu sein, aber sie fühle sich heute so entsetzlich matt und schwer. Tante und Freundin redeten ihr zu, sich aufs Sofa zu legen. Sie that es, konnte aber keine Stellung finden, die ihr Erleichterung verschaffte, schob sich hin und her und begann mit einem Male zu weinen. Ihre Thränen flossen wie ein Strom, ein Zucken lief über ihren Leib, und als Cäcilie ängstlich sich ihr nahte, sah sie, wie der Nichte Hände zitterten, das Taschentuch in nervöser Erregung umklammert haltend.

Die kleine Gräfin war an Lillis Seite niedergekniet, und redete ihr zu mit sanfter Stimme. Nun legte auch Cäcilie ihre Hand auf der jungen Frau Schulter und streichelte leise ihre Wange. Doch die Liegende richtete sich plötzlich auf soweit sie konnte, biß die Zähne aufeinander, fuchtelte, wie nach etwas greifend, nervös in der Luft herum, und rief:

— Tantchen, bitte, laß mich, laß mich, laß mich . . . ich ertrage es nicht . . . laß mich . . . ich kann nicht mehr . . .

Sie hatte Cäciliens Hand mit einem Ruck abgewehrt. Die ließ sie fallen und trat einen Schritt zurück. Als sie aber sah, wie Lilli sich von der Freundin beruhigen ließ, deren

Liebkosung sie duldete, während sie ihre abgewehrt, trat sie zurück — zunächst ein paar Schritt nur, dann immer weiter, immer weiter. An der Thür blieb sie stehen. Sie meinte, die Nichte müsse sie rufen. Nichts geschah. Nur von der kleinen Gräfin ließ sie sich streicheln.

Da ging Cäcilie hinaus, schloß lautlos die Thür und schlich auf ihr kleines Zimmer. Dort setzte sie sich, ließ matt und schlaff die Arme hängen, blieb sitzen, ohne sich zu regen. Ihr war weh zu Sinn, dumpf, auf einen Tiefpunkt der Seele war sie gekommen. Allerlei Gedanken jagten durch ihr Hirn: sie fühlte sich zurückgesetzt, sie war nicht mehr gut, eine andere füllte besser ihren Platz aus, die Freundin, an die Lilli seit einem Jahr und länger sich angeschlossen, die Gleichaltrige, mit der sie sich besser verstand, als mit der alten Tante.

Alt, ja, denn sie war alt. Noch einmal so alt.

Und die Schätzung der Gräfin: „zwischen fünfzig und sechzig," bedrängte ihre Eitelkeit, während sie doch vorhin nur hatte lächeln können, daß dieses junge Ding so schlecht die Schrift erst entziffern konnte, die Jahre, Sorgen, Arbeit, Luft, Thränen und auch ein wenig Lachen, ein Glück schrieb auf dem Angesicht der Menschen.

Während sie noch so dasaß, klopfte es. Cäcilie stand auf und rief:

— Herein!

Es war Lilli. Aber schon beim Anblick des lieben Gesichtes, dessen Augen jetzt gerötet waren, verflogen alle drückenden Gedanken. Und als die Nichte nun ihre Hände nahm, das Köpfchen auf ihre Schultern legte und bat:

— Tantchen, sei nicht böse, ich war schlecht vorhin! — da war alles vorbei, und es fehlte nicht viel, daß Cäcilie um Verzeihung bat wegen ihrer Gedanken.

Gräfin Ermburg war fort. Sie ließ Lebewohl sagen. Sie hatte nicht stören wollen. Während nun die beiden Emmerichs Rückkehr vom Dienst erwarteten, sprachen sie über Lillis kleine Freundin. Dabei klagte die junge Frau, daß es rückhaltlose Freundschaft doch eigentlich nicht gäbe. Gewisse Dinge würde sie zum Beispiel der Gräfin nicht anvertrauen. Sie habe jetzt öfters nachgedacht über so etwas, denn sie hätte ja Zeit genug. Ihrem Manne, ja, ihrem Manne könnte sie alles sagen, alles, wirklich alles. Aber, wenn er nun verreist wäre — nächsten Sommer zum Beispiel im Manöver, und sie ganz allein wäre, und es passierte ihr etwas. Irgend etwas, sie könne sich in diesem Augenblick nicht einmal ausdenken was. Kurz, irgend etwas von den Dingen, die man nur dem Nächsten anvertrauen würde . . . .

Lilli sann nach. Sie schien auf einer Spur zu sein:

— Tantchen, oh, ich weiß etwas. Was ganz Schreckliches . . . zum Beispiel, denke dir, mein Emm, mein armer lieber Emm, liebte mich nicht mehr.

Cäcilie lachte gerade heraus:

— Aber Kind, was sind denn das für Gedanken!

— Tantchen, Tantchen, ich glaube es ja gar nicht. Das könnte ja nie sein. Er ist ja der, der . . . es giebt ja . . . weißt du, wenn ich an all die vielen Herren denke, die ich doch jetzt kenne . . . nein, es giebt einfach keinen Mann wie ihn. Alles, alles thut er für mich . . . denke dir nur, Tantchen . . . denke dir nur . . . hast du nicht seinen Schnurrbart gesehen? Ist dir denn da nichts aufgefallen?

Cäcilie überlegte, aber sie war sich keiner Veränderung bewußt. Irgend etwas . . allerdings . . war ihr an Emmerich anders vorgekommen, aber sie hatte sich keine Rechenschaft darüber gegeben. Nun erzählte Lilli freudestrahlend,

indem sie ganz groß that und sprach wie eine Weltdame, die alle Moden beherrscht, er hätte einen viel zu langen Schnurrbart getragen. Das könnte man nur in der Provinz, hier bei ihrem Regiment wäre es gar nicht Klasse, und bei wirklich eleganten Leuten müsse er ganz kurz geschnitten sein. Emm habe sich gesträubt, es aber doch gethan, und Frau von Trendler habe ihr gesagt, wenn ein Mann seinen Bart opfere, müsse er wahnsinnig verliebt sein.

Jetzt lachten sie beide von Herzen. Lilli aber nahm sofort den Faden wieder auf:

— Tantchen, also höre, wenn ich denken sollte, mein Emm liebte mich nicht mehr, so . . . so könnte ich doch nicht . . . ich meine, so müßte ich doch jemandem sagen, daß ich mich — töten will . . . Denn dann würde ich nicht mehr leben können, nein, nicht mehr einen Tag. Und das, weißt du, Tantchen, würde ich auch Emma Ermburg — nie sagen. Dann führe ich sofort nach Dresden, und dann käme ich zu dir, denn, wenn mir's ganz schlecht gehen würde — könnte ich doch nur zu dir kommen!

Cäcilie öffnete beide Arme:

— Und zu mir mußt du auch immer kommen. Immer. Aber, das sage ich dir, wenn du kämest, sollten dir so finstere Gedanken gewiß vergehen! Willst du mir etwas versprechen?

Sie nickte.

— Wenn dir's je einmal bang und weh ums Herz sein sollte und du nicht wüßtest, wo aus und ein — vergiß deine alte Tante nicht! Ich bin immer da. Das mag dir eine Beruhigung sein, eine Sicherheit geben. Willst du?

Die junge Frau antwortete durch einen Kuß.

Cäcilie aber fühlte sich glücklich. Das Gleichgewicht ihrer Seele war wiederhergestellt. Nur begriff sie nicht, der Gedanken-

gänge einer Frau, die ihrer Bestimmung entgegenging, fern lagen, warum Lilli auf so finster absonderliche Ideen gekommen.

Es wiederholte sich noch. Die junge Frau sprach eines Abends gegen ihren Mann davon, sie fühle, sie würde sterben. Ein Verzweiflungsausbruch folgte, und Emmerich war so erschüttert, daß er, als Lilli zeitig zu Bett gegangen war, der Tante gestand, er hätte furchtbare Angst vor dem, was bevorstünde.

Da war es das alte Mädchen, das ihn tröstete. Und wie er ihr mehr und mehr sein Bangen anvertraute, fand sie, der solches je und je ferngelegen, das Wort:

— Das muß ja jede Frau erleben, und wenn es vorbei ist, denke dir doch das Glück!

Er war wie ein wenig befangen ihr gegenüber. Cäcilie aber, der die Sicherheit wuchs angesichts der Pflicht, die sie hierhergerufen, that jede falsche Scham ab und besprach mit ihm alles, was zu thun wäre, sobald es nötig schien, den Arzt zu benachrichtigen. Eine Pflegerin war schon öfters gekommen, damit Lilli sich an sie gewöhne, und sollte morgen ganz herziehen.

Emmerich setzte sich mit der Tante in sein Zimmer. Dort tranken sie zusammen den Thee, während die junge Frau schon schlief. Er erzählte von ihr, wie sie in der Gesellschaft gefiel, was er alles über sie Schönes zu hören bekommen, und er sagte, daß er früher als Junggeselle eigentlich — fände er heute — gar nicht gelebt hätte. Was Glück sei, habe er erst durch seine Frau erfahren.

Der Theekessel summte, auf dem Tisch brannte die Lampe mit großem, grünem Seidenschirm. Draußen heulte der Sturm, und man hörte beim Auflauschen die Telephondrähte klingen.

Emmerich trat ans Fenster und schob den Vorhang beiseite.

— Es schneit! — sagte er. Und das Wort erhöhte die Behaglichkeit derer, die drinnen im warmen Zimmer saßen Er lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück, nachdem ihm Cäcilie eine Tasse Thee gegeben, und erzählte weiter von Lilli immer nur von Lilli.

Das Schlafzimmer lag nebenan. Ab und zu schwieg er, und dann lauschten sie beide, ob man nichts hören könne. Doch es blieb still.

Er sagte:

— Denke dir, Tante, um ein Haar wäre ich damals nicht zu Claus' Hochzeit gekommen. Mir war zuerst der Urlaub abgeschlagen worden. Dann hätte ich Lilli nicht gesehen und . . .

Cäcilie unterbrach ihn:

— Pst . . . war das nicht etwas?

Auch Emmerich lauschte. Er stand auf, legte das Ohr an die Thür.

— Sie hat gerufen! — antwortete er. Dann trat er ins Nebenzimmer, während Cäcilie ihm folgte. Aber sofort kam er verstört wieder heraus mit den Worten:

— Ich glaube, wir müssen schicken . . .

Er klingelte, lief aber den Gerufenen schon auf dem Gang entgegen, während Cäcilie in Lillis Zimmer eilte. Die saß aufrecht im Bett und starrte mit angsterfüllten Blicken nach der Thür. Als sie die Tante sah, ging ein Strahlen über ihr Gesicht, und Fräulein von Sarryn kniete nieder an dem Lager, hielt das arme, zitternde Weib und sagte mehrmals hintereinander:

— Ich bin ja bei dir, Lilli! Ich bin ja bei dir!

Und von den schmerzverzerrten Lippen kam ein Flehen:

— Bleibe hier.

— Ja, ich bleibe . . .

— Versprich mir, daß du nicht fortgehst!

Cäcilie nickte. Als dann der Arzt kam, Geheimrat Professor Owsten von der königlichen Klinik, den Tante Anastasia eigens verlangt, ein weißbärtiger, großer Mann, mit einer Hand und einem Herzen wie ein Kind, suchte Cäcilie ihre Erregung zu meistern und fragte ihn in Emmerichs Zimmer hart, fast barsch, mit ihrer Altstimme:

— Herr Geheimrat, ich weiß nicht, ob es richtig, ob es passend ist, wenn ich bleibe. Aber meine Nichte hat von mir das Versprechen verlangt, sie nicht zu verlassen.

Der Geheimrat sagte mit ironischem Lächeln:

— Nun, gnädiges Fräulein, das natürliche ist immer passend, und da Sie Mutterstelle vertreten, so gehören Sie auch hierher.

Er verbeugte sich leicht und ging in das anstoßende Zimmer. Cäcilie aber blickte sich um, und da sie sich allein sah, faltete sie hastig die Hände und schickte ein Gebet zum Herrn über Leben und Tod, er möge ihnen gnädig sein. Dann trat das alte Mädchen in Lillis Zimmer, sie, der es vorbehalten schien, den ganzen Menschenlauf, Freude wie Leid, alle Stufengänge im Dasein des Weibes, an anderen mitzuleben, und stellte sich neben das Lager, als hätte sie niemals anderes gethan.

Am Morgen aber, als die ersten Strahlen der Wintersonne sich nur schwer durch die Februarnebel gekämpft, kam sie wieder heraus in Emmerichs Zimmer und zeigte dem jungen Vater, der, die Zähne aufeinanderbeißend, auf und niederschritt, ein kleines Bündel wollene Tücher, die Windeln, die sie geschenkt. Sie schlug sie auseinander, und ein winziges, rosiges

Gesichtchen erschien, schon ganz menschlich, mit einem Schopf blonden Haares.

Er zögerte, doch Cäcilie sagte leise:

— Willst du deine Tochter nicht küssen?

Er neigte sich gerührt nieder, und sein Schnurrbart streifte die kleine Stirn, daß sich die Augen halb öffneten und ein paar Grübchen an den Wangen erschienen.

Cäcilie meinte gerührt, indem sie die Tücher wieder schloß:

— Sieh nur, wie sie schon lacht!

Dann trug sie das Kind leise wiegend hin und her, während Emmerich im Nebenzimmer verschwunden war. Und wie Fräulein von Sarryn die leichte Last auf ihren Armen fühlte und die Wärme ihren Körper durchdrang, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, öffnete noch einmal einen kleinen Spalt der Windeln, lugte hinein und starrte auf das winzige Gesicht, wie auf ein köstliches, süßes Rätsel, der alten Jungfrau nicht bestimmt und ihr doch heute geworden.

59.

Tagelang kam Cäcilie nicht aus dem Haus. Erst nach einer Woche ging sie aus, während Lilli schlief, genau so wie sie einst, vor fast verschollener Zeit, sich weggestohlen, wenn Väterchen seinen Nachmittagsschlummer hielt.

Es war schön geworden, der Schnee fort, die Luft warm — ein vorzeitiger Frühling. Und da der Arzt verlangte, daß die Kleine von Anfang an im Wägelchen ins Freie sollte, be-

gleitete Cäcilie die Spreewälderin mit ihrer Großnichte jeden Mittag eine halbe Stunde beim Sonnenschein.

Ängstlich ging sie nebenher, wie die rechte Mutter, besorgt, ein Unachtsamer möchte etwa an den Kinderwagen stoßen. Sie zog die kleine Decke zurecht, stellte das Verdeck gegen die Sonne, hielt auch wohl ihren Fächer vor, mit dem sie eigens dazu spazieren ging, und sobald ein schärferer Lufthauch kam, blickte sie ängstlich das Mädchen an, ein dralles Ding, das die ganze Ausfahrerei als Eitelkeitsprobe betrachtete, täglich eine frischgesteifte weiße Haube trug, eine neue Schürze über dem, in gewaltigem Rund abstehenden, roten Rock, der, bei jedem Schritte wippend, ein paar derbe Bauernknöchel zeigte.

Lilli wohnte am Königsplatz, denn Emmerichs Kaserne lag neben der der zweiten Garde-Ulanen in Moabit, sodaß er nur über die Moltkebrücke zu reiten brauchte, und am Ausstellungsparke vorbei bald dort war. So fanden die Ausfahrten auch nur in unmittelbarer Nähe der Wohnung statt. Jedesmal, wenn die Straße überschritten werden mußte, um in die Anlage zu kommen, blickte sich Cäcilie nach allen Seiten um und rief:

— Marianne, passen Sie auf!

Die Spreewälderin wollte sich dann totlachen und versicherte:

— Gnä Fräulein, was soll denn geschehen!

— Man kann nicht wissen! — klang es dann zurück, und Cäcilie hob sorgfältig den Kinderwagen, damit er ja nicht an die Bordschwelle stoßen sollte. Dabei bekam sie von Berlin nur die Umgebung des Königsplatzes zu sehen. Mit ehrfürchtigem Staunen ließ sie sich das Generalstabsgebäude zeigen; dort hinter den Scheiben des ersten Stockes also, saß

wohl Moltke, der alte Schlachtendenker, und blickte vielleicht auf sie herab.

Bei dem Gedanken an die Großen dieser Erde, überlief sie ein Schauer der Ehrfurcht, und bei jedem Spaziergang sah sie zu dem roten Ziegelgebäude empor, wie zu etwas Hohem, das über ihr thronte. Emmerich hatte ihr versprochen, ihr das Palais des alten Kaisers, das auswärtige Amt, das Schloß, kurz alles zu zeigen, aber er kam immer nicht dazu, denn Lilli wollte die Tante in ihrer Nähe haben, und die übrige Zeit widmete sie der Pflege der Neugeborenen.

So hatte sie nicht viel mehr von Berlin gesehen, als das noch im Bau begriffene Reichstagsgebäude, Kroll und die Siegessäule, deren Figur gleich einem goldenen Riesenkäfer, plump und häßlich, über den entlaubten Bäumen des Tiergartens schwebte.

Aber schon das erschien ihr groß. Am meisten jedoch machte ihr der Verkehr Eindruck, der sich zu Zeiten vor den Fenstern des ersten Stockwerks entwickelte, das sie bewohnten. Und als Emmerich ihr sagte, hier sei es verhältnismäßig still, war sie ganz erstaunt. Dabei hatte der Straßenlärm Lilli öfters gestört. Aber die übergroße Empfindlichkeit ging bald vorüber, und unter der Tante ruhiger, immer gleichmäßiger Pflege, machte die junge Mutter so schnelle Fortschritte, daß es sie kaum mehr im Bett litt.

Cäcilie dämpfte ihre Unternehmungslust. Geheimrat Professor Owsten hatte dringend vor zu frühem Aufstehen gewarnt, und das Kinderzimmer war so gelegt worden, daß Lilli nichts von Schreien oder Lärm hörte, während Cäciliens Stübchen daneben lag. Sie ließ nachts die Thür offen, und sobald sich das kleine Wurm nur regte, schlich sie auf den

Zehen in bloßen Füßen hin, nachdem sie sich nur noch schnell einen wollenen Unterrock umgebunden.

Die Amme schlief weiter wie ein Sack. Nur wenn die Kleine trinken sollte, ward sie geweckt, sonst besorgte Cäcilie alles allein. Sie legte das Kindchen trocken, sie redete ihm zu, wenn es nicht wieder einschlief. Es war ihr Stolz und Glück, alles zu besorgen an Stelle der Mutter. Und als in den ersten Lebenstagen die Neugeborene einmal eine ganze Nacht hindurch schrie, schloß sie kein Auge bis zum frühen Morgen. Den verlorenen Schlaf nachholen konnte sie aber auch da nicht, denn Lillis erste Frage beim Erwachen war nach der Tante.

Schon früh klopfte die Pflegerin bei Fräulein von Sarryn, immer mit den gleichen Worten:

— Durchlaucht fragt nach dem gnädigen Fräulein!

— Gleich, gleich! — gab Cäcilie zurück, zog sich eiligst an, und in ihrem einfachen Kattunmorgenrock, der ein wenig aussah, als sei er aus einem Stuhlüberzuge gefertigt, mit zwei Lockenwickeln an jeder Schleife, eilte dann das alte Mädchen zur Nichte. Die saß schon aufrecht im Bett, klatschte in die Hände und rief:

— Tantchen, Tantchen, was macht die ganz, ganz, ganz, ganz, ganz Kleine?

— Sie schläft noch, aber ich bringe sie dir dann!

— Hast du gut geschlafen?

— Darnach fragt man nicht. Sondern nach dir. Ist sie denn artig gewesen, Frau Krüger?

Die Wärterin lächelte und meinte, während Lilli ihr mit dem Finger drohte und ihn dann zum Zeichen der Verschwiegenheit auf den Mund legte:

— Es geht! Durchlauchtchen war ganz folgsam.

Dann folgte jeden Tag das gleiche. Die Wärterin brachte die Waschschale, Schwamm, Seife, Glas, Nagel- und Zahnbürste, während Cäcilie ein paar Handtücher über das Deckbett breitete. Darauf ging Frau Krüger hinüber, nach der Spreewälderin zu sehen, und die Tante begann die Wöchnerin zu waschen. Sorgsam, weich fuhr sie über das Gesicht, das von Tag zu Tag frischer ward, trocknete ab, rieb die schlanken, kleinen Hände, hielt Glas und Schale zum Zähneputzen, und während sich Lilli dann ein klein wenig müde wieder ausstreckte, wohlig, lässig, kämmte und bürstete sie das volle schwere Blondhaar, das beim Liegen seitwärts über die Kissen flutend fast den Boden berührte.

— Nicht rupfen, Tantchen! — sagte nur lächelnd die junge Mutter, und während Cäcilie sie weiter behandelte, machte es ihr Spaß, alle möglichen Worte zu erfinden, um das gleiche auszudrücken, während sie doch wußte, daß keine Hand der Welt so weich, so geschickt kämmen konnte, wie die langen, dünnen, unendlich schmiegsamen Finger der Tante. Finger, an denen nie ein Ringlein gesteckt, auch nicht zum Schmuck, viel weniger denn zu symbolischer Bedeutung.

Lilli rief dann wohl:

— Nicht zupfen, nicht reißen, nicht ziehen, nicht zerren, nicht wehe thun — Tantchen, nicht wahr?

Und dann antwortete Cäcilie jedesmal:

— Nein, Kind, nein, halte still, ganz still, so ists schön — ich thue dir weh, wenn du nicht — siehst du, jetzt sind wir fertig.

Lilli wandte ihr das junge Gesicht entgegen mit den Augen, die nie früher so schön gewesen, und während ihr ein Lächeln um den Mund zuckte, sagte sie, indem sie jetzt die Augen wieder schloß:

— Schade, daß es zu Ende ist!

Dann rührte sie sich nicht mehr. Cäcilie rief sie an. Sie sollte den Kopf heben, denn das Haar mußte geflochten werden. Keine Bewegung. Die Tante fragte lachend:

— Lilli, hörst du denn nicht?

Ein Lächeln spielte um der, noch immer mit geschlossenen Augen, Daliegenden Lippen:

— Nein, ich höre nicht.

— Aber Lilli!

— Nein, ich bin tot!

Und dabei sah sie so liebreizend aus, daß Cäcilie sich herabneigte zu ihr und sie auf die Wange küßte. Erst dann richtete sie sich mit der Tante Hilfe auf.

Später wurde ihr das Töchterchen gebracht, und das kleine Wesen durfte in der Mutter Arm ruhen. Während dessen stand Cäcilie daneben, als stumme Hüterin, mit einem Blick der zärtlichsten Liebe auf diesen beiden, als wäre wirklich die eine ihre Tochter und die andere ihr Enkelkind.

Mittags nach dem Dienst erschien Emmerich, der am frühen Morgen den kostbaren Schlaf seiner jungen Frau nicht hatte stören wollen. Er rückte sich einen Stuhl ans Bett, nahm Lillis Hand und erzählte ihr leise von draußen aus der Welt. Bald aber rückte der Sessel zurück, und der Offizier, noch in den hohen Stiefeln, wie er vom Reiten kam, ließ sich nieder auf die Kniee. Sie aber neigte den Kopf seitwärts zu ihm, und dann hielt er sie und sie ihn, und in seinen Augen stand der Dank zu lesen, daß sie ihm das kleine Ding dort drüben geschenkt.

Die beiden sprachen dann nicht mehr. Sie legten Wange an Wange und Stirn an Stirn und Mund an Mund.

Cäcilie aber schlich still hinaus.

60.

Lilli war aufgestanden, und da es noch immer schönes Wetter war, sollte die erste Ausfahrt vor sich gehen. Dazu ließ Cäcilie Emmerich seine Frau begleiten. Im Coupé saßen zwei Personen bequemer allein, und sie fand auch, die beiden gehörten in dieser Stunde zusammen. Sie ging während dessen mit dem Kind spazieren und, heimgekehrt, setzte sie sich an den Schreibtisch, um nach Dresden zu schreiben.

Marie hatte ihr getreulich berichtet, einen Tag um den anderen. Es ging allen wohl. Fritz und Ernst arbeiteten fleißig, denn sie sollten zu Ostern die Abgangsprüfung machen, und das war das einzige, was der Tante im Kopfe herumging. Sie mußte bald nach Haus. fand sie, denn gerade zu dieser wichtigen Zeit durfte sie nicht fehlen. Die Jungen waren dann frei, sollten die Universität beziehen, und es gab mancherlei für sie zu sorgen.

Sie schrieb also Marie, sie wolle nur noch die Taufe abwarten, dann kehre sie zurück.

In einem verstand sie sich selbst nicht: sie war glücklich, überglücklich hier, und doch schlich sich ihr ab und zu etwas ganz leise ins Herz — Heimweh. Sie dachte an ihre gewohnte Umgebung zu Haus, an die alten Möbel, mit denen sie groß geworden, die ihr bequem waren in ihren Abmessungen, ihrer Stellung zu einander, deren Mängel, Abnutzung, deren verbrauchtes Äußere ihr notwendig erschien.

Es war alles zu schön hier und zu gut für sie. Und eines Abends beim Schlafengehen, als sie sich auf dem breiten, wundervoll federnden Lager streckte, überfiel sie etwas, wie eine Sehnsucht nach ihrem schmalen, einfachen, eisernen

Mädchenbett, das eingesunken war in der Mitte, sodaß man lag, wie in einer Hängematte.

Aber es war noch anderes: so ausführlich auch Marie schrieb, bei diesem und jenem juckte es Cäcilie doch in den Fingern, selbst zuzugreifen. Der Ofen in ihrem Zimmer hatte Fugen bekommen, und bei einem Versuch, den Marie angestellt, rauchte er. Er mußte umgesetzt werden, was schon seit zwei Jahren notwendig schien, nur nicht gemacht worden war, weil Cäcilie für sich und ihre Annehmlichkeit nichts ausgeben mochte. Nun wäre sie gern dagewesen, damit alles richtig so gemacht wurde, wie sie es brauchte. Sie ängstigte sich, ob auch Marie wohl daran denken würde, die Möbel gut zuzudecken — oder nein, lieber gleich das Zimmer ausräumen zu lassen, während der Ofensetzer arbeitete. Und in der Unruhe darüber sprach sie mit Lilli von ihrer Abreise.

Die wollte nichts davon wissen. Die Tante sollte dableiben, immer dableiben. Emmerich schloß sich ihren Bitten an, und das Paar drückte sie in einen Stuhl, stellte sich davor, belagerte sie förmlich, indem es erklärte, sie würden nicht eher wanken und weichen, bis die Tante anderen Sinnes geworden sei.

Sie war ganz gerührt, aber es mußte dabei bleiben, und nachdem sie zugesagt, die Taufe noch mitzumachen, beruhigte sich Lilli.

— Wie soll denn die Kleine heißen? — fragte Cäcilie. Doch das war Geheimnis, und auch die Paten wurden nicht genannt. So rückte der Tag heran, und nun kam es heraus, weshalb Lilli nicht hatte antworten wollen: die Tante sollte mit Madame Anastasia zusammen Gevatter stehen. Sie hatten es ihr nur nicht gesagt, damit sie nicht etwa ein Geschenk machen sollte.

Während Emmerich abends in der Instruktionsstunde war, lief ein Telegramm ein. Lilli war erstaunt. Was konnte das bedeuten? Sie wendete es in den Fingern hin und her. Es war an ihren Mann gerichtet, und sie mochte es nicht öffnen. Da er aber jeden Augenblick heimkehren mußte, sah sie davon ab, es ihm in die Kaserne hinauszuschicken. Es wurde auf den Schreibtisch gelegt, und die beiden Frauen blieben in seinem Zimmer, bis er wiederkäme.

Lilli lag auf der Chaiselongue, mit einer Decke über den Füßen, die Cäcilie noch eigens feststopfte, wie ihre sorgende Hand gewöhnt war, immer und überall zuzugreifen. So warteten sie, und in dem Gedanken, es müsse sich doch jeden Augenblick die Thür aufthun, sprachen sie nichts. Nun blickten sie unwillkürlich immer hinüber nach dem zusammengefalteten Papier, das regungslos auf der Tischplatte lag, beim Schein der Lampe, die auf der polierten Platte rund herum spiegelte.

Lilli war ganz erregt. Endlich sagte sie:

— Ist das nicht schrecklich, Tante, so ein Geheimnis?

— Was denn?

— Das Telegramm!

Lilli schwieg wieder. Cäcilie dachte nach. Das Wort, mit dem ihre Nichte daran gerührt, wirkte seltsam in ihr fort. — Ja, war es nicht in der That sonderbar, daß man von etwas, das schon geschehen, beliebig Kenntnis nehmen konnte oder nicht. Wenn nun jemand gestorben wäre? Man hatte noch keine Ahnung, und doch war er schon tot. Man konnte noch lachen, aber nur so lange, wie dies kleine, zusammengefaltete Papier dort drüben nicht geöffnet war. Ja, man hätte sich beliebig die Stunde hinausrücken können, um traurig zu sein. Wer hinderte einen, das Telegramm einzuschließen und

noch den Abend ins Theater zu gehen! Man wußte ja nicht, was darin stand. Man hätte gescherzt und gelacht, und zu einem selbstbestimmten Zeitpunkte erst würde man öffnen und lesen: er ist tot!

Es quälte Cäcilie, davon gegen Lilli zu sprechen, die selbst manchmal solch absonderliche Ideen hatte. Es war thöricht, denn sie durfte, etwas nervös wie sie noch war, nicht künstlich aufgeregt werden. Und doch wollte Cäcilie ihre Empfindung los sein, um jeden Preis. Es peinigte sie, sie, die Bedächtige, die ängstlich Sorgende, zu reden, als wäre sie lange genug vernünftig gewesen und müsse nun durchaus einmal über die Stränge hauen.

Endlich sagte sie es.

Lilli erschrak dermaßen, daß Cäcilie sich nun nicht Vorwürfe genug machen konnte über ihre Kinderei. Aber es war einmal heraus und nicht mehr zu ändern. Sie konnte nur noch der jungen Mutter zureden, die sich ängstlich aufgerichtet hatte und in alle dämmerigen Ecken blickte, als stecke dort irgend ein Unheimliches.

Es war doch wirklich zu albern, ein Kinderstreich, wenn die sorgende Wärterin, die von der Genesenden jede Aufregung fernhielt, die ängstlich über jeden Schritt, jedes Wort Lillis gewacht, ihr jetzt selbst die Nerven verdarb! Aber eine geheimnisvolle Macht hatte sie getrieben, einmal unvernünftig zu sein, eine Dummheit zu begehen, die Macht des Bösen im Menschen.

Cäcilie kam sich wie eine Sünderin vor, und, im Bewußtsein ihrer Schuld, fand sie auch nicht die richtigen Worte, um Lilli zu beruhigen, die ganz erregt rief, als es klingelte:

— Da ist er ... ich habe solche Angst, was da passiert ist.

Emmerich trat ein. Er war guter Laune und freute sich, nach der Instruktionsstunde sichs gemütlich zu machen und den

Abend ruhig zu Haus zu verbringen, denn beide Tage vorher hatte er seine Lieben allein lassen und ein paar Einladungen folgen müssen. Nun sah er Lillis verstörte Miene und fragte, indem er sie küßte, ängstlich, was ihr sei. Doch sie deutete auf den Schreibtisch:

— Da, da, schnell mach auf, es ist gewiß jemand gestorben!

Er gewahrte das Telegramm, das dort ganz allein lag, wie die Visitenkarte eines, der den Abschiedsbesuch gemacht hat, und rief fröhlich:

— Aber Lillichen, was denkst du nur. Ich ahne schon, was es ist. Ich stand doch in Unterhandlung wegen der Stute. Das Telegramm ist gewiß aus Rathenow. Er kauft sie wahrscheinlich.

Er nahm es von der Tischplatte. Während die beiden Frauen ängstlich jeder seiner Bewegungen folgten, riß er es auf. Eine Sekunde schreckte er zurück, dann vermochte er sich zu fassen, faltete das Papier zu und bemühte sich, gleichgiltig zu thun. Doch bei dem aufgeregten Empfang und weil Lilli jede seiner Bewegungen beobachtete, fand er keine verbergenden Worte, sondern brummte nur:

— Ja . . ja . . dann . . . allerdings.

— Was ist denn? — fragte ängstlich seine Frau. Ehe er antworten konnte, war sie aufgesprungen und hatte ihm das Telegramm aus der Hand gerissen. Nun las sie halblaut vor:

„Durchlaucht Prinz Roiningen Berlin Königsplatz.

Meine gnädige Herrin ist soeben nach einem Schlaganfall, der sie vor einer halben Stunde getroffen, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, sanft verschieden.

Marie Körber."

Lilli ließ das Papier sinken. Sie war im ersten Augenblick ganz gefaßt und sagte nur:

— Siehst du Tantchen, ich habe es doch geahnt!

Dann erklärte sie noch ruhig:

— Fräulein Körber ist nämlich die Gesellschafterin von Tante Anastasia.

Aber mehr konnte sie nicht sprechen, und ehe einer der andern sich besann, schlug sie plötzlich der Länge nach zu Boden. Cäcilie und Emmerich sprangen erschrocken zu und trugen die Ohnmächtige auf ihr Bett. Sie ward ausgezogen und unter die Decken gelegt. Die Tante sprach kein Wort, sie hatte jetzt alle ihre Spannkraft zur Verfügung. Sie rieb Lillis Schläfe mit Kölnischem Wasser, sie bestellte eine Wärmflasche, in den eiskalten Füßchen das Blut wieder in Umlauf zu bringen, sie redete ihr leise, flüsternd zu, mit all ihrer Liebe, ihrem Geschick, mit Kranken umzugehen, und bald schlug Lilli die Augen wieder auf, blickte um sich und sagte sofort bittend, indem sie nach ihres Mannes und der Tante Hand griff:

— Sei nicht böse, Emm! Ich kann nichts dafür. Es ist schon wieder gut, Tantchen! Ich will gleich aufstehen!

Doch sie ward niedergehalten von den beiden, begann aber selbst vom Tode der Tante Anastasia zu sprechen, und da es sie zu beruhigen schien, gingen die anderen auch darauf ein. Die Taufe sollte nun in aller Stille stattfinden, aber erst nach Emmerichs Rückkehr, der die Absicht aussprach, schon morgen abzureisen, falls es seiner kleinen Frau weiter gut ginge. Diese weinte noch eine Weile: Thränen der Nervosität, der Dankbarkeit, auch vielleicht ein klein wenig der Pflicht, denn eigentlich hatte sie vor Madame Anastasia Angst gehabt. Sie kannte sie zu wenig, um hinter dem sonderbaren, barschen, oft burschikosen Wesen der alten Dame das Herz zu empfinden,

von dem Emmerich heitere, tragikomische und rührende Züge zu erzählen wußte.

Und während ihr noch die Augen feucht waren, schlief sie plötzlich ein.

Behutsam löschte Cäcilie das Licht und schlich mit Emmerich in dessen Zimmer hinüber. Die Thür ließen sie offen, um jedes Geräusch zu hören. Sie sprachen nur mit gedämpfter Stimme. Flüsternd erzählte er ihr von der Verstorbenen Eigenheiten, Schroffheiten und doch großen Herzensgüte. Dabei lag das Telegramm, nun geöffnet, wieder auf dem Schreibtisch an der gleichen Stelle wie vorhin.

Da beichtete ihm Cäcilie, was sie angerichtet. Sie klagte sich an: sie könne sich nicht verzeihen. Er fragte:

— Aber, Tante, warum hast du denn das gesagt?

— Weil, weil . . . ja, ich glaube wirklich, weil mich der Teufel plagte. Es war stärker, als ich. Es hätte geschehen können, was da wollte, ich mußte es sagen. So was ist mir noch nie passiert.

Ein klein wenig ärgerte er sich über sie. Er wollte scherzen, doch es gelang ihm nicht recht:

— Aber Tante, bist du so schwach?

Sie nahm es ganz ernst. Sie schämte sich. Sie begriff nicht, was über sie gekommen. Und sie sprach so schuldbewußt, daß er fand, die Vorwürfe stünden in keinem Verhältnis zu dem Geschehnis. Da wollte auch er sich einer Schuld bloß bekennen, weil es ihn peinlich berührte, Cäcilie, an der, wie er fand, kein Unthätchen war, sich vor ihm so demütigen zu sehen. Er gestand ihr einen seltsamen Zustand. Er sagte, statt allein im Kummer an die Tote zu denken, träte ihm der Gedanke an die Erbschaft unablässig vor Augen. Auch er könne nicht gegen sich an. Es sei pietätlos, an das

Geld, das schmutzige, gemeine Geld zu denken, solange die noch nicht einmal begraben wäre, die ihm sein ganzes Eheglück durch ihre Güte ermöglicht. Er wolle diese Gedanken fortbannen aus seinem Hirn, aber jedesmal, wenn sie sich nur ein paar Sekunden nicht unterhielten, käme statt der Trauer um die liebe Großtante nur der Gedanke: wird auch die Zukunft gesichert bleiben? Hat sie in ihrem Testament unsere Rente festgelegt?

— Sieh, Tante, auch ich kann nicht anders. Ich kann wirklich nicht anders. Und ist das nicht eigentlich sehr schlecht? Ist das Dankbarkeit, beim Tode eines geliebten Menschen sofort an die Erbschaft zu denken?

Cäciliens Schläfen färbten sich leise. Rote Flecken bildeten sich, als hätte sie auf einem rauhen Kissen in unbequemer Lage ein Nachmittagsschläfchen gehalten, und sie bekannte:

— Ich habe auch schon daran gedacht. Sofort ist mirs eingefallen, ob sie wohl ein Testament gemacht hat, in dem eure Rente festgelegt ist? Du siehst, ich bin auch so schlecht.

Er war in Nachdenken versunken. Vor sich sprach er, halb wie eine Selbstbetrachtung:

— Gesprochen hat sie davon. Wenigstens eine Andeutung hat sie gemacht. Ihr Testament, das weiß ich, stammt aus dem Jahre 1851. Da wurde an mich noch gar nicht gedacht... Sie müßte ein zweites Testament gemacht haben. Oder ein Codicill. Aber alte Leute sind manchmal sonderbar mit so etwas. Und wenn sie es nicht gethan hätte . . .

Cäcilie schnürte es die Kehle zu. Sie hielt den Atem an. Sie war mit allen Sinnen und Gedanken bei dieser Erbschaft, die ihrer Lilli Zukunft sichern oder gefährden konnte.

Und die beiden sprachen bloß noch darüber. Wenn er

schwieg, begann sie von neuem. Alle Seiten gewann sie der Sache ab, alle Möglichkeiten erwog sie. Nachdenklich trennten sie sich. Nachdem sich Cäcilie überzeugt, daß Lilli schlief, ging sie in ihr kleines Zimmer.

Dort zündete sie das Licht an, riegelte zu, öffnete den Kleiderschrank, hob die Gardinen auf, kniete nieder und leuchtete unter das Bett, daß ihr beim Aufstehen vom Bücken das Blut ins Gesicht schoß. Ihr war ganz ängstlich und unheimlich zu Sinn.

Und lange noch, während sie mit hochgezogener Bettdecke auf dem Rücken lag, dachte sie nach über die Zukunft ihrer Lieben. Sie überlegte, ob sie sich nicht einschränken könnte und von sich etwas geben. Aber, was bedeutete das! Oh, das Geld, das elende Geld! Wie alles sich darum drehte.

Eben hatten sie nur noch darüber gesprochen, nur darüber. Mit keinem Wort mehr hatten sie der Tante Anastasia gedacht. War das jedes Menschen Ende? Und das geschah von Emmerich, von einem guten, braven Neffen, dem Geldgier fernlag, der die Tante wirklich lieb gehabt hatte.

Wie würde es bei ihr sein? Bei den paar Mark, die sie zu vererben hatte? Aber war es nun wirklich so schlecht? Auch das nicht. Auf einem Gefühl allein war der Mensch nicht aufgebaut; aus tausend Regungen setzte er sich zusammen, und in einer Brust wohnte nebeneinander: Kleinliches und Großes, Hohes und Niedriges. Niedrigstehendes, nicht Gemeines brauchte es dabei zu sein, nur die Alltäglichkeiten, die menschlichen Schwächen, das Wirkliche, das Brot, das wir Tag für Tag essen, während Ambrosia doch nur an Feiertagen der Seele gereicht ward.

Cäcilie erinnerte sich, wie sie bei Väterchens Begräbnis in tiefster Trauer einmal einen Moment den Gedanken gehabt,

den in solchem Augenblick fast unerhörten Gedanken: waren ihm auch die kleinen Perlchen im Vorhemd, die Günther hatte erben sollen, nicht etwa in den Sarg mitgegeben?

Aber mußten diese irdischen Dinge nicht vielleicht sein, um den Menschengeist, den elend schwachen, nicht gänzlich zu verwirren? War die Wirklichkeit nicht vielleicht nötig, um das Hirn ausruhen zu lassen von der fixen Idee der Trauer? Eine ganze Versenkung konnte ein Durchschnittsmensch gar nicht tragen. Ihr Neffe nicht und nicht die kleine Lilli.

Am wenigsten aber sie, das in enge Grenzen gebannte Fräulein von Sarryn.

61.

Bis Emmerich von der Beisetzung zurückkehrte, blieb Cäcilie bei Lilli. Der Schreck des Abends hatte ihr keinen Schaden gethan, und als ihr Mann wiederkam, fand ganz still die Taufe statt, bei der die kleine Prinzessin die Namen erhielt: Anastasia Cäcilie Helene Marie.

Anastasia sollte in Erinnerung an die Verstorbene das Kind gerufen werden.

Aber, abgesehen von der Trauer, der schwarzen Kleidung, lag noch etwas Bedrückendes über ihnen: die Unsicherheit, wie sich die Zukunft gestalten würde, denn die Testamentseröffnung sollte erst, Madames Bestimmung gemäß, vier Wochen nach ihrem Tode stattfinden.

Da traf kaum eine Stunde, ehe Cäcilie abreisen wollte,

ein Brief ein, der Emmerich in größte Aufregung versetzte, als er ihm beim Frühstück eingehändigt wurde.

Er rief:

— Was ist denn das? Das ist ja Tante Anastasias Handschrift?

Er riß ihn auf, während sich die beiden andern vorbeugten, um das Couvert zu sehen. Ein paar Zeilen überflog er erst, dann begann er laut vorzulesen, während seine Stimme heiser ward, er lächelte, um wieder ernst zu werden, und endlich ein wehmütiges Strahlen ihm um die Lippen schwebte:

„Mein cher neveu!

Dieser Brief kommt sozusagen de l'outre tombe. Ihr braucht aber nicht zu erschrecken, es geht ganz natürlich zu. Meine Gesellschafterin (Hofdame) hat nämlich Befehl, genau sieben Tage nach Antritt meiner Höllenfahrt (Madame Anastasia Duysen kann in Anbetracht ihrer Mesalliance mit dem Sieur Duysen nicht zu ihren Ahnen versammelt werden) diesen Brief auf die Post zu geben. Er soll Euch beiden, Dir und Deiner chère femme (née de Rangenhofen) ein Abschiedsgruß sein. Nun ist das Sterben zwar nicht jedermanns Sache, pflegt aber unter Umständen Hinterbliebenen oft noch peinlichere surprises zu bringen, als dem, der dieses Jammerthal verläßt, indem es vorgekommen ist, daß der décédant sich als kleiner farceur erweist und seine paar Groschen den Armen hinterläßt, wobei denn die trauernden Verwandten oft ergötzlich schnell wieder weiße Handschuhe anziehen. Da ich nun, wie Du weißt, nie eine sympathie für Lärm gehabt habe, und nicht möchte, daß Ihr auf meinem Grabe (Gruft) herumtrampelt, so teile ich Dir in großen Zügen in der Anlage mein Testament No. II

vom Mai 1888 mit. Es ist allein giltig. Ich denke, Ihr werdet mit Eurer alten chère tante zufrieden sein. Sie war ein verdrehtes Geschöpf zeitlebens, aber, mon dieu, vielleicht ist sie erst so gemacht worden, und nun hören ja alle ihre Narrheiten auf, dort oben, wo, das weiß sie bestimmt, sie den wieder finden wird, um dessentwillen sie einst bei Nacht und Nebel die principauté de Roiningen verließ.

Il faut bien vous aimer, alles andere ist ganz gleich. Und nun lebt wohl, mein cher neveu und meine chère nièce und folgt recht, recht spät nach Eurer alten

Tante Anastasia Duysen,
née Roiningen-Althaus."

Der Vorlesende mußte ein paar Mal innehalten. Die Stimme drohte ihm zu versagen. Lilli hatte zuerst gelacht, jetzt wischte sie mit dem Taschentuch die Thränen, und während nun das junge Paar die Anlage durchsah — einen Auszug aus dem Testament — wurde Cäcilie so weh und weich ums Herz durch den Brief, durch den bevorstehenden Abschied, und auch dadurch, daß die Spannung um die Zukunft der beiden von ihr genommen war, daß sie sich hinausflüchten mußte, ihre Erschütterung zu verbergen.

— Tantchen! Tantchen! Wo willst du denn hin? — rief Lilli ihr nach. Doch Cäcilie hörte nicht mehr und ging zur kleinen Anastasia hinüber, die in ihrem Bettchen schlief, die Hände erhoben und geballt, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und den dichten Haarschopf in die Stirn hängend, wie eine Napoleonslocke. Leise nahm sie Abschied von dem Kind, nickte ihm zu, zupfte an der Decke und zog endlich die Vorhänge sorgsam wieder zusammen.

Als sie sich umwendete, hatte sich die Thür geöffnet und Lilli schaute herein. Hinter ihr erschien Emmerichs Gesicht. Sie winkten, zu kommen, und Cäcilie ging. Im Herrenzimmer mußte sie sich niedersetzen. Die kleine Nichte nahm neben ihr Platz, hielt ihre Hand, und während ihr Mann sprach, drückte sie ab und zu die von der Tante ihr überlassenen Finger:

— Denke dir, Tante, was in dem Testamente steht. Die Bestimmungen sind ganz kurz, nur fünf Absätze:

1. Mein Neffe Emmerich erhält eine Million Thaler in Staatspapieren.
2. Dieses Geld darf niemals einem regierenden Fürsten Roiningen zufallen.
3. Der Rest meines Vermögens, sowie mein Grundbesitz und Anteil an den Duysenwerken fällt dem Wunsche meines verstorbenen Mannes gemäß den Hilfs-, Witwen- und Waisenkassen, Reservefonds u. s. w. der Werke zu. (darüber genauere Bestimmungen).
4. Die unter 1. genannte Summe soll zwar nach meinem Willen möglichst zusammen bleiben, doch überlasse ich sie meinem Neffen als freien Besitz, indem ich von der Ansicht ausgehe, daß er wie seine Nachkommen, bei Notlagen, veränderten Lebensumständen, sogar Ansichten u. s. w. nicht auf ewig festgelegt sein sollen durch veraltete Bestimmungen, unter denen ich selbst mein ganzes Leben lang gelitten habe.
5. Und nun freut euch, mes enfants!

Emmerich schwieg. Die beiden blickten halb in Rührung, halb voller Freude Cäcilie an, und Lilli sagte in der Stille, die gefolgt war, nur:

— Die gute Tante!

Fräulein von Sarryn war fast erschrocken über die Höhe der Summe. Eine Million Thaler! Nach Thalern noch gerechnet, denn Madame Anastasia hatte sich niemals an die Markwährung gewöhnen können, wenn auch sonst die Punkte offenbar nicht ohne Rat eines Juristen abgefaßt waren, bis auf den letzten, der ihr eigenstes Gepräge trug. Drei Millionen Mark! Cäcilie schwindelte bei dem Gedanken, und sie war so benommen davon, daß sie nicht recht wußte, ob sie sich mit den beiden darüber freuen sollte.

Emmerich war erstaunt, daß sie nichts sagte. Endlich äußerte sie ganz langsam und vorsichtig ihre Bedenken. Nichts Schroffes, mehr ein Zweifel, ein Zurückprallen, eine gewisse Ängstlichkeit! Er hörte ruhig zu und steckte sich dabei eine Cigarette an. Er sah darin nur, trotz aller Liebe und Verehrung für die Tante, das doch etwas Altjüngferliche, das aus einer gewissen Enge kommende, das sich nicht verbergen ließ.

Sie fühlte es aus seinem Blick, aus ein paar Worten, und auch äußerlich zeigte sich ihr Gemütszustand, indem sie ganz vorn auf der Sofakante saß in der Gefahr, bei der geringsten Erschütterung die Haltung zu verlieren. Sie strich sich mit der Hand über die Augen, nahm endlich ihr Taschentuch und tupfte sich den Schweiß, wobei sie gedehnt sagte:

— Kinder, seid mir nicht bös, aber ich muß mich erst daran gewöhnen!

Lilli sah ihren Mann an und meinte dann:

— Aber Tantchen, was hast du denn?

Cäcilie war noch wie benommen:

— Es ist so viel Geld!

Emmerich rief:

— Aber Tante, das schadet doch nichts!

Sie schüttelte den Kopf:

— Soviel ist nicht gut! Soviel nicht! Das ist zuviel!

Nun aber kamen sie beide zu ihr, setzten sich rechts und links und redeten ihr zu, daß sie sich schließlich die Hände vor die Ohren hielt mit den Worten:

— Ich weiß ja, ich bin wohl etwas altmodisch noch. Aber wem Gott so reichen Segen schenkt . . . dem nimmt er auch vielleicht anderwärts . . .

Emmerich scherzte:

— Aber Tante, Tante, das ist ja wie der Ring des Polykrates. Das ist ja ganz heidnisch! Da entdecke ich ja eine ganz neue Seite an dir!

Cäcilie war befangen. Er hatte recht. Und es war ihr, als gewöhne sie sich schon daran. Als er nun auseinandersetzte, sie würden kein bißchen anders leben als bisher, als er in der vernünftigsten Art, indem er bei Lilli einen Blick des Einverständnisses suchte, seinen Gedanken entwickelte, möglichst viel zurückzulegen, für Notfälle, da er doch kein Kapital besäße, nahm Cäcilie immer mehr teil, ja sie schmiedete Pläne mit ihnen. Und als er endlich sagte, sie wollten für die kleine Anastasia ein Kapital ansammeln, als Mitgift, da war sie es, die auszurechnen begann, wie viel es, wenn das Töchterchen erwachsen wäre, betragen könnte, bei jährlich zehntausend — nein, zwanzigtausend Mark bei Seite thun.

Sie waren voller Jubel über die Summe, die da herauskam. Doch Emmerich sagte, indem er ein ganz ernstes Gesicht machte:

— Aber wir reden und reden und haben etwas ganz vergessen.

Cäcilie erschrak schon:

— Mein Gott!

Er lachte:

— Nur keine Angſt, keine Angſt, es iſt nichts, gar nichts ... Ich meine nur, wir reden immer von der kleinen Anaſtaſia ganz allein! Aber wenn ſie nun noch ein Schweſterchen bekäme! Oder zwei, drei, vier, fünf!

Lilli hielt ſich die Ohren zu und rief, während er immerfort bis zu märchenhaften Summen weiterzählte:

— Nein, nein, nein, nein, nein . . .

Cäcilie aber berechnete ſchon wieder in Gedanken die Zinſen, die bis dahin anlaufen würden. Inzwiſchen hatte Emmerich geſagt, es könnten ja auch Söhne ſein. Aber wieder rief Lilli lachend:

— Nein, nein, nein, nein, nein . . .

Und nun meinte er:

— Lilli, aber die kleine Anaſtaſia braucht ja am Ende gar nicht zu heiraten.

— Doch, Emm!

— Nein, Lilli!

— Ja, Emm!

Er ſchlug vor, die Tante zu fragen. Cäcilie dachte einen Augenblick nach, dann ſagte ſie mit gedämpfter Stimme, die nach dem fröhlichen Streit klang wie ein Abſchluß des Ganzen:

— Ich meine, wenn ſie einen Mann findet, der ſie von Herzen lieb hat und ſie ihn, ſo ſoll ſie heiraten. Sonſt möge ſie's bleiben laſſen. Ich lebe auch! Und . . . vielleicht, wenn ich verheiratet wäre, ſäße ich nicht hier und könnte nicht teilnehmen an all eurem Glück!

Da fiel es Lilli aufs Herz, als ſie den Brief noch einmal vom Tiſch nahm, wie ſie ſich gefreut. Sie reichte ihrem Manne die Papiere mit den Worten:

— Und wir ſitzen hier und lachen! Arme Tante!

Aber Emmerich gab zurück:

— Lilli, sie hat uns eine Freude machen wollen. Sie hätte am meisten gelacht. Sie lachte so gern. Weißt du, Punkt fünf der Anlage: „Und nun freut euch, mes enfants!„

Da fuhr Cäcilie zusammen. Ihr Zug ging. Sie würde zu spät kommen! Und sie rief es ängstlich ihren Kindern zu. Der Wagen war auch schon vorgefahren. Er wurde eben gemeldet. Der Abschied war ganz kurz von Lilli, die versprochen hatte, zurückzubleiben, damit sie sich nicht unterwegs erkälte. Die Fahrt zum Bahnhof ging wie ein Blitz vorbei. Cäcilie stieg ein. Der Neffe hatte die Fahrkarte gelöst, ihr Gepäck besorgt. Die Lokomotive pfiff.

— Zurücktreten! — rief der Schaffner. Ein Grüßen noch. Die Uniform verschwand. Die Halle hörte auf. Es ward hell vom Tageslicht, das den Zug frei umflutete.

Cäcilie saß allein im Wagen.

62.

Die ganze Reise nach Berlin lag hinter Cäcilie, wie ein Märchen. Der Lärm der Weltstadt schwieg, und Dresdens verhältnismäßige Stille umfing Fräulein von Sarryn. Doch nur äußerlich, denn im Hause gab es eine Menge zu thun. Marie hatte ihre Sache sehr gut gemacht, von dem Wirtschaftsgelde, das ihr die Tante dagelassen, war fast ein Viertel noch unberührt. Cäcilie fand den umgesetzten Ofen sehr hübsch, und bald ging alles wieder seinen gewohnten Lauf.

Zuerst machte es den Eindruck, als hätten nie Störungen des Gleichgewichtes stattgefunden, aber allmählich kam heraus, daß die beiden Jungen Marie mehrfach Schwierigkeiten gemacht hatten. Einmal waren sie mit dem Essen nicht einverstanden gewesen, dann war Ernst einen Tag überhaupt nicht zu Tisch gekommen und Fritz hatte erklärt, er würde diesem verdammten Weiberregiment ein Ende mit Schrecken bereiten. Als dann Marie gedroht, den Vormund zu rufen, hatte sich ihr Bruder in Fechterstellung aufgepflanzt und sie angeschrieen:

— Er mag nur kommen. Ich schlage alles kurz und klein.

Marie war in ihr Zimmer geflohen, hatte sich mit Cécile eingeschlossen, und eine regelrechte Belagerung war die Folge. Fritz hatte vermittelst des Gasschlauches aus der Küche vom nahen Hahn Wasser in Mariens Schlüsselloch geleitet und ihr ganzes Zimmer vollgespritzt, wovon man noch jetzt die Spuren erblickte, indem an ihrem Kleiderschrank durch die Nässe ein großes Stück Fournierung abgesprungen war.

Cäcilie hörte erschrocken zu und fragte außer sich:

— Aber warum hast du mir denn nichts geschrieben?

— Ich wollte dich doch nicht unnötig beunruhigen, liebe Tante, sonst wärst du am Ende gekommen! Und das wollte ich nicht! Das auf keinen Fall!

Und sie gestand, ganz einfach redend, in wärmerem Tone als je bisher, wie glücklich sie gewesen, für etwas sorgen zu dürfen, eine Thätigkeit zu finden, als hätten diese wenigen Wochen ihr Herz und Zunge gelöst. Sie schien Cäcilie völlig verändert, viel weicher und weiblicher, und als sie Mariens Züge beobachtete, war es ihr, als hätte das Herbe und Strenge dieses Mädchengesichtes nachgelassen. Die Falten, die sich schon zwischen den Augen in zwei Strichen gebildet, waren

weniger tief, das Eckige der Bewegungen schien gerundet, die Wangen hatten etwas Farbe bekommen.

Jetzt galt es auch zuzugreifen zu Haus, denn die Studentenausstattung mußte für Fritz und Ernst beschafft werden. Und während die Jungen im Examen schwitzten, Cécile in der Schule war, saßen Tante und Nichte im Eßzimmer vor ganzen Bergen Wäsche, die durchgesehen werden mußte und ergänzt. Es fehlte manches. Vor allem Taschentücher, während die beiden doch erst zu Weihnachten jeder ein Dutzend geschenkt erhalten.

Cäcilie fragte erschrocken:

— Aber wo sind sie denn nur alle hin?

Da fiel Marie ein, daß sich der Geheimrat bei seinem letzten Hiersein eines geborgt und es noch nicht wieder gebracht hatte. Dadurch kamen sie beim Flicken und Einsetzen, Zeichnen und Ordnen der Wäsche, auf die Brons zu sprechen, und als Marie erzählte, Frau von Brons habe geäußert, ihre Käthe würde jetzt nicht wieder ausgehen, sagte sie von selbst:

— Liebe Tante, wenn du es willst, gehe ich nächstes Jahr aus. Aber nur ein paar Mal. Nur „der Wissenschaft halber", wie Fritz sagt. Ich bin anderen Sinnes geworden. Ich möchte das auch mal kennen lernen, um mal so recht lachen zu können.

Cäcilie war erstaunt. Im Grunde wollte nun sie nicht gern, und der Entschluß ihrer Nichte kam ihr jetzt recht ungelegen. Doch sie sah ihre Pflicht vor Augen und fragte nur:

— Hast du jetzt plötzlich Mut?

Marie blickte von ihrer Arbeit auf:

— Gewiß, liebe Tante. Käthe hat es aufgesteckt, die schöne Käthe! Da kann ich ja anfangen, die garstige Marie.

— Du mußt so was nicht sagen . . . .

Doch Cäcilie huschte darüber hinweg, denn schon war es ihr, als ob die Züge des Mädchens wieder scharf würden und ihr Ton bitter geklungen hätte. Sie wollte auf ein ganz anderes Gebiet leiten, und, immer arbeitend, niedergebückt auf die Wäsche, die sie in Händen hielt, begann sie von ihrem eigenen Ausgehen zu erzählen, ehrlich, sich selbst komisch findend, mit dem Wunsche, nichts zu verschönern und zu verklären. Doch ein Seltsames geschah ihr da; sie fühlte, wie ihr vieles entfallen war, sie wußte nicht mehr recht, wie sie empfunden damals. Sie hatte sich eigentlich unglücklich gefühlt auf jenen Bällen, totunglücklich, und dennoch, all das Unbefriedigte schien aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Nur der schönen Momente entsann sie sich, als wäre ihre Erinnerungsgabe schwach für das Böse und stark für das Gute, als kennte ihre Seele nur Dankbarkeit, als haftete ein angenehmer Eindruck, ein Wort der Teilnahme und Liebe fester, als alle Leiden eines ganzen Winters.

Am Abend kam der Geheimrat, und Cäcilie teilte ihm mit, daß sie den kommenden Winter mit Marie etwas, nur ein ganz klein wenig, ausgehen würde. Er meinte schmunzelnd, da thäte sie recht daran, wünschte ihr viel Vergnügen und ward ganz heiter und aufgeräumt bei dem Gedanken.

Cäcilie hielt es für richtig, mit einem Worte seine Tochter zu erwähnen. Da ward er wieder ernst, und zum ersten Male ließ er sich genau über sie aus. Er meinte, seine Käthe wäre doch eigentlich — nicht als Vater gesprochen, sondern ganz objektiv — ein hübsches Mädchen, sie hätte ganz nett etwas gelernt, sie hörte in ihrem väterlichen Hause wenigstens nicht bloß banales Geschwätz, sie wäre, wie man ihn versichert, gut erzogen, auf ihrer Familie läge keine erbliche Belastung, sie hätten keinen Schandfleck zu verbergen, keinen Verwandten,

dessen sie sich schämen müßten — aber das unglückliche Ding ginge nun Jahr und Tag aus und wenn es davon abhinge, könnte sie bis an ihr Lebensende warten.

Er fragte:

— Nun bitte, gnädiges Fräulein, wollen Sie mir mal sagen, woran das liegt?

Cäcilie wich aus:

— Herr von Brons, sie ist vielleicht viel glücklicher so ...

— Pardon, Fräulein Cäcilie — bitte bei der Stange bleiben.

Sie wußte es nicht. Einen Augenblick dachte sie nach, dann zuckte sie die Achseln. Er meinte in wegwerfendem Ton:

— Nun, ich will es Ihnen sagen. So schwer ist es nicht: sie hat nichts. Sie ist arm. Ich kann ihr außer der Aussteuer nichts mitgeben. Ich habe mein Gehalt und nur ein ganz kleines Vermögen. Ich habe ein armes Mädchen geheiratet. So, das ist es.

Er war aufgesprungen und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Doch Cäcilie wollte es nicht glauben Ihr Gefühl sträubte sich dagegen. Nein, so konnten die Männer nicht sein. Der Geheimrat sah zu schwarz. Etwas an Idealismus mußte der Mensch behalten. Es gab vielleicht einzelne, die nur nach der Nützlichkeit fragten, aber die meisten wählten, wie ihr Herz sprach. Das sagte sie mit einfachen Worten:

— Nein, nein, nein, das kann ich nimmermehr glauben. So schlecht sind die Menschen nicht!

Doch er blieb vor ihr stehen:

— Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen einmal etwas mitteilen? Es ist etwas, wovon wir in Käthes Interesse nie gesprochen haben, vielleicht ist es dennoch bekannt — das

weiß ich nicht, aber ich denke, die betreffenden haben keine Veranlassung, darüber zu reden. Und ich bitte Sie, natürlich auch zu schweigen.

Cäcilie faltete erschrocken die Hände:

— Natürlich, nicht . . . ich sage keinen Ton.

Da erzählte er ihr, wie zwei junge Leute seiner Tochter den Hof gemacht auf Tod und Leben, und wie beide sich zurückgezogen, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß das Mädchen von zu Haus kaum etwas zu erwarten hätte. Der eine, ohne sich den Eltern zu nähern, nachdem ihm offenbar von dritter Seite die Verhältnisse klar gelegt worden waren. Der andere, nachdem er im Hause verkehrt, Käthe immerfort zum Souperwalzer aufgefordert und schließlich auf einem Ball Frau von Brons selbst Andeutungen gemacht. Sie hatte es ihrem Manne gesagt und der hatte ihm, weil er schon eine Ahnung gehabt vom wahren Sachverhalt sofort mitgeteilt, daß seine Tochter keine Reichtümer zu erwarten hätte. Darauf hin hatte der junge Herr gethan, als spielte das gar keine Rolle. Aber mit Käthe hatte er nie wieder ein Wort gesprochen.

Der Geheimrat blieb vor Cäcilie stehen, und sein Schauspielerkopf hatte rollende Augen bekommen. Er fuhr sich mit den auseinandergespreizten Fingern wie mit einem Kamm durch das ergraute Lockenhaar, lachte höhnisch und rief:

— Nun, nun, was sagen Sie denn, Fräulein Cäcilie?

Ihr erster Eindruck war starres Entsetzen, dann aber Unglaube einen Moment. Da mußte wohl noch anderes mitsprechen. Aber der Geheimrat erzählte ihr Einzelheiten. Dabei ward der Mann ganz verändert. Die philosophische Ruhe, mit der er sonst über den Dingen stand, war dahin. Eine tiefe Verbitterung klang aus seinen

Worten, wie er von der Selbstsucht redete, mit der, wie er meinte, die meisten Männer heutzutage die Ehe betrachteten, als Geschäft, als Versorgung, als eine Möglichkeit, durch das Geld der Frau sich das Leben leicht zu machen.

Und er ging weiter noch, er begann in seiner Erregung die anständige Gesinnung von allen zu bezweifeln, die seiner Tochter überhaupt nahegekommen. Wie er sonst verallgemeinerte, that er es auch jetzt, aber blind die einzelnen Fälle ausdehnend auf die Allgemeinheit, parteiisch den Blick getrübt, weil das Schicksal dieses Mal ihn in seinem Kinde ans Herz getroffen.

Cäcilie war verzweifelt. So schlecht waren die Menschen doch nicht! Er irrte sich. Er war blind. Sie warf es zwischen seine erregten Anschuldigungen, doch er sagte nur:

— Gnädiges Fräulein, Sie sind ja viel zu gut! Sie kennen die Menschheit nicht!

Aber sie wollte nicht nur das Böse sehen. So ließ sie sich nicht gleich werfen:

— Und was haben Emmerich und Claus Rangenhofen gethan?

Er blieb stehen und blickte sie aus seinen großen Augen an. Aber er antwortete nicht, sodaß sie fortfuhr:

— Sie haben es beide gewußt, das Ida wie Lilli nichts hätten!

Nun lief er wieder auf und nieder und ließ sie ruhig fortfahren. Sie setzte ihre Gedanken auseinander, daß die Menschen nicht schlecht wären, daß vielleicht irgendwelche Gründe vorgelegen hätten, die jene jungen Leute veranlaßt, so zu handeln, häusliche Verhältnisse, ein Gehenlassen des Temperaments, irgend eine Einbildung, überspannte Stimmung, die sie dahin geführt, die Wirklichkeit zu vergessen.

Sie redete, wie sie noch kaum gesprochen. Sie ging aus sich heraus, ließ sich los, und es half ihr, daß er nicht antwortete, sondern unausgesetzt auf und niederlief. Hätte er ein Wort gesagt, sie wäre nicht im stande gewesen, weiter zu sprechen.

Der Geheimrat setzte sich, stützte den Kopf in beide Hände, die er auf die Knice gestemmt, und so blieb er regungslos. Sie sah sein tiefes Herzeleid, und jetzt, wo der immer die Moral ziehende, objektive Mann, dem sie sich sonst so unterlegen gefühlt, daß sie nicht wagte zu sprechen, geknickt, ganz klein, ein verwundeter Mensch, ihr gegenüber saß, als sie sah, wie seine Augen sich gerötet, wie er sich unausgesetzt schnaubte, wie er sich räusperte und den Blick nicht aufheben konnte, da gewann sie Kraft.

Das waren die Augenblicke, wo sie überlegen war. Ihr Verstand konnte nicht mit, ein scharfer Geist war ihr nicht gegeben, eine schneidende Zunge ihr nicht verliehen, aber ihr Herz konnte sprechen. Und sie ließ es reden. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie fand weiche, milde, versöhnende Worte, daß er ruhiger ward und ganz ruhig am Ende. Und dann fragte sie:

— Aber ist es nicht ganz gut so? Muß sich Käthe nicht freuen, solchen Männern entgangen zu sein? Das wäre doch bloß ein Unglück geworden! Sie soll glücklich sein!

Da richtete sich der Geheimrat auf:

— Das ist leicht gesagt. Aber wenn sie's nun nicht kann?

— Sie muß. Sie soll doch vergessen, was geschehen ist. Mein Gott, das kann doch einem Menschen nicht das ganze Leben verderben.

— Und wenn sie nun nicht vergessen kann?

Cäcilie blieb die Antwort in der Kehle stecken. Sie stammelte:

— Ja, wenn . . . wenn . . . aber warum?

Da rief der Geheimrat ganz laut, wütend:

— Weil sie sich in den Kerl verliebt hat! In den — den zweiten. Weil so ein Mann, wenn er einem Mädel was in den Kopf gesetzt hat, ruhig davonläuft. Weil der Lump eine andere geheiratet hat und sie ihn trotzdem nicht vergessen kann. Na, und nun behauptet sie, sie würde überhaupt nicht heiraten. Hat das einen Zweck? Was? Und da soll man als Vater mit ansehen, wie das Mädel immer magerer wird, immer eingefallener, daß sie in ein paar Jahren 'ne alte Jungfer ist? Und der Kerl hat sie ruiniert und lacht sie jetzt wahrscheinlich aus! Na! Ist das recht? Soll man sich darüber freuen?

Jetzt fühlte sich Cäcilie entwaffnet. Ihre Weisheit war zu Ende. Sie wußte nichts zu entgegnen, und nachdem sie noch ein paar gleichgiltige Worte gewechselt, weil Marie unverhofft ins Zimmer getreten, ließ sie ihn gehen. Aber sie war wie verstört. Sie hatte sagen wollen, als er von der alten Jungfer gesprochen, daß das kein Unglück sei, denn sie fühle sich ganz glücklich. Aber sie hatte nichts mehr herausgebracht.

Und an diesem Abend saß sie lange sinnend in ihrem Stuhl am Schreibtisch und konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen. Sie dachte nach unausgesetzt. Wie ein eiserner, drückender Reif lag die Gedankenfolge, die des Geheimrats Erzählung erweckt, um ihre Stirn.

Sie sann nach über die Liebe, diese rätselhafte Macht im Menschen, die ebenso wie den Jüngling, dem der Bart noch nicht sproßt, so auch den Alten ergreift, dem ein Fuß schon

im Grabe steht, die da quält und peinigt und die da beglückt in höchster Seligkeit.

Zwei konnten zueinander nicht kommen und zwei flohen sich. Eine war krank vor Liebe, und er wandte ihr den Rücken. Dann wieder kniete einer nieder und bot sich dar und sein alles, und die, die er liebte — lachte ihn aus.

Cäcilie hatte so oft in den Zeitungen gelesen, wie einer sich getötet, weil er nicht erhört ward, wie eine sich das Leben genommen, weil er sie treulos verließ. Die Menschen wurden zum Dieb, zum Ehrlosen, zum Mörder — aus Liebe. Einer hatte Frau und Kind daheim und verließ sie um eines anderen Weibes willen. Eine Frau ging ihrem Manne davon, einem treusorgenden, trefflichen Mann, der ihr den Wunsch an den Augen absah, und lief einem Lump nach, der sie schlug und trat und sie vielleicht noch auslachte wegen ihrer großen Liebe.

Und unwillkürlich, wie sie darüber sann, kamen Erinnerungen auf Erinnerungen. Dinge, die ihr einst nicht einmal einen besonderen Eindruck gemacht, Erzählungen, die sie bald vergessen, Erlebnisse, die sie kaum recht verstanden. Alles sammelte sich, strömte zusammen jetzt in ihrem Gedächtnis, alles Prüfsteine für die Macht der Liebe, dieser Liebe, die das ganze Menschenleben durchdrang, vom ersten Tag bis zum letzten, die so viele zu Sklaven und Knechten erniedrigte. Diese Liebe, von der die Dichter sangen, die Trieb und Grund war zu allen Dramen und Opern, die wiederkehrte in fast allen Romanen, die sie kannte.

Es interessierte sie zumeist bei allem, was sie las, wie die Liebe geschildert war, die süße Minne, die beseligende, die einem das Herz stürmisch pochen ließ und die Thränen aus den Augen lockte. Wie oft früher, als sie mehr Zeit gehabt, hatte sie ängstlich die Seiten umgeblättert, vielleicht sogar

nachgeschaut am Schluß, wie es endete. Und alle trieb sie die Liebe.

Liebe, die die Welt zu regieren schien, Liebe, die die Menschen erhöhte, heiligte, besser machte und edler. Und diese Liebe sollte nicht immer so sein? Diese Liebe sollte ein Fluch werden können, Elend und Jammer, ein grenzenloses Leid so vielen, denen sie das Herz gerührt?

Sie konnte es nicht fassen, aber es war ihr, wie ein leiser, leiser, ein ganz klein wenig selbstsüchtiger Trost, daß sie außerhalb stand, daß ihr nichts mehr geschah. Wenn sie keinen Teil gehabt an dem himmelstürmenden Glück der Liebe, an der erdentrückten Seligkeit, derer sie mit halbem Staunen nur, nichtfassend, gedachte, so blieb ihr doch auch das Leid erspart, Elend und Jammer, Kummer und Verzweiflung, die arme Seelen in den Tod führten, weil sie ihnen das Dasein vergällt.

Sie dachte lächelnd an die einzige Liebeshuld ihres Lebens, den kurzen Traum, den damals ihrer Geschwister Tod jäh zerrissen. Ab und zu kehrten doch immer ihre Gedanken dahin zurück. Aber seltener, immer seltener, in immer längeren Zwischenräumen. Sie meinte jetzt, es wäre ein Irrtum gewesen. Ihrer Seele fehlte vielleicht die hohe Stimmung, der Schwung, der andere Menschen in zitternder Leidenschaft alles wegwerfen ließ um die Liebe, aber sie war glücklicher so.

Doch Käthes Leid beschäftigte sie noch länger in den nächsten Tagen. Sie hätte ihr gern etwas gesagt, aber sie durfte ja nicht wegen ihres Versprechens, darüber zu schweigen. Und doch mußte sie an sich halten nicht herauszuplatzen, als Frau von Brons am Schlußtage des Abiturientenexamens von Fritz und Ernst meinte:

— Nun gehen ja die Jungen auch aus dem Haus. Da wirds still werden. Wenn ich denken sollte, ich müßte meine

Käthe hergeben! Ich bin doch eigentlich sehr froh, daß sie nicht heiraten will, denn — unter uns, liebe Cäcilie — sie hat schon mehr denn einen Korb ausgeteilt.

Cäcilie sah sie ganz verstört an. Am liebsten hätte sie ihr zugerufen:

— Lügen Sie doch nicht so unverschämt!

Aber nachdem sie sich gefaßt, machte sie sich kein Gewissen daraus, dieser Frau nun auch eine kleine Komödie vorzuspielen. Sie antwortete:

— Na, na, wenn nur ihr Herzchen nicht schon vergeben ist!

Doch sie wagte Frau von Brons nicht anzusehen, denn ihre kleine Rache that ihr jetzt leid.

Als sie nach Hause kam, traten ihr Fritz und Ernst entgegen, die wider Erwarten zeitig heimgekehrt. Sie zweifelte nicht daran, daß die beiden das Examen bestanden, denn Fritz war einer der ersten gewesen und Ernst saß wenigstens in der Mitte der Klasse, aber ein wenig ängstlich blickte sie doch ihre Neffen an.

Die machten auf Verabredung ganz niedergeschlagene Gesichter, und Fritz sagte demütig:

— Tante, bitte, sei nicht böse!

Jetzt erschrak sie aber sichtlich:

— Um Gotteswillen!

Der grausame junge Mann erlöste sie noch nicht, sondern stellte sich wütend, ging auf und ab und rief:

— Jeder kann Pech haben!

Cäcilie zitterten die Kniee. Sie setzte sich und sagte, ins Schicksal ergeben:

— Also, nun erzählt meinetwegen . . .

Fritz wollte noch immer weiterspielen, doch Ernst konnte

die Erregung der Tante nicht mehr mit ansehen. Er schoß plötzlich von hinten, wo er sich gehalten, um die Fassung zu bewahren, wie ein Wirbelwind vor, fiel Cäcilie um den Hals und rief:

— Bestanden!

Sein Bruder schimpfte zwar lachend über den Spaßverderber, aber er schloß sich ihm an, die Tante zu umarmen, und die beiden großen, angehenden Männer küßten sie um die Wette, zerrten sie hin und her, suchten sich ihr Opfer zu entreißen unter Lachen und Gebrüll, daß Marie und hinter ihr Cécile erschrocken hereingestürzt kamen.

— Ich ersticke! Ich ersticke! — schrie Cäcilie einmal über das andere. Doch die Neffen schienen vor Freude nicht mehr zu wissen, was sie anstellen sollten, ließen sie nicht los, sondern kämpften förmlich um sie. Fritz rief:

— Das ist meine Tante!

— Nein, meine Tante! — antwortete Ernst. Dabei zogen sie Cäcilie, die vor Lachen rot wie ein Paradiesapfel geworden, an beiden Armen, daß Cécile schon ängstlich zu Mute ward. Schließlich, als die Tante aufgesprungen war, faßte Ernst sie plötzlich um die Taille und rief der kleinen Schwester zu:

— Schnell, setz dich hin, spiel einen Walzer!

Die öffnete das Pianino. Da sie sonst nur ernste Musik spielte, aber sehr musikalisch war, improvisierte sie etwas mit einer Hand. Doch Cäcilie wollte durchaus nicht tanzen. Sie könne es nicht mehr, sie wäre zu alt und zu steif. Doch der Jüngling ließ sie nicht los:

— Tantel, Tantel, du zu alt? Du? Ha, ha, ha! Paß mal auf, Tantel, wie das flutscht!

Dabei faßte er sie um die Taille und beim Klange

des Klaviers begann er zu tanzen. Sie widerstrebte, machte ein paar Schritte, und während er zuredete und sie sich wehrte, achteten sie nicht auf den Teppich, Cäcilie hakte darunter, stolperte und Tante wie Neffe fielen der Länge nach zu Boden. Er richtete sich sofort wieder auf, doch sie war etwas ungeschickt hingeschlagen und verzog ein wenig das Gesicht. Doch er half ihr aufstehen, und nun ließ er ihr erst recht keine Ruhe:

— Tantel, im Prinzip bist du doch einverstanden?

Sie sagte zögernd zu. Sie wußte nicht, was kommen sollte. Doch nun war sie verloren. Jetzt beteiligte sich auch Fritz. Die beiden langaufgeschossenen, großen Menschen, die Fräulein von Sarryn um einen Kopf überragten, begannen nach kurzer Verständigung zu arbeiten wie die Wilden, schoben die Möbel bei Seite, klappten den Teppich um, rollten ihn zusammen und stießen ihn in einen Winkel.

Aber der Ball konnte noch nicht gleich beginnen, denn jetzt zeigte sich zu Cäciliens großem Schreck ein helleres Viereck, daß nicht nur nicht gewichst und gebohnt war, wie der übrige Salon, sondern auf dem beim leisesten Luftzuge seltsame Staubfäden, gleich sich seitwärts bewegenden Würmern hinrollten.

Doch Fritz hatte schon Besen und Schaufel geholt, und die Brüder erzeugten jetzt solche Staubwolken, daß sich das weibliche Geschlecht schreiend Mund und Nase zuhielt. Dann wurde Cécile wieder ans Klavier genötigt. Ernst verneigte sich vor der Tante und er, dessen größte Wonne immer die Tanzstunde gewesen, nahm die erste Position ein und fragte mit einer erneuten Verbeugung:

— Befiehlst du eine Sarabande, einen Krakoviak, eine Pavanne?

Cäcilie lachte laut auf:

— Ach, du mein Gott, ich bin zufrieden, wenn ich bloß einen gewöhnlichen Walzer fertig bekomme. Ich kann ja gar nicht tanzen.

— Du haſt doch mal getanzt, Tantel!

— Ja, aber wie lange iſt das her . . . .

— Oh, das iſt ganz gleich, paß mal auf, das geht wie geſchmiert! Cécile, los — Walzer, aber Takt halten!

Die Muſik begann. Cäcilie legte leicht den linken Arm auf Ernſts Schulter, während ſeine Rechte die eckige Form, die ihr der Panzer gab, umfaßte. Er wollte fortſtürmen, doch ſie zögerte, den richtigen Augenblick auch zu finden. So mußten ſie noch einmal anfangen. Endlich ſtürzte ſie ſich hinein. Etwas zu gerade, etwas zu hopſend, den Kopf ein klein wenig geziert zur Seite geneigt, glitt ſie mit ihm hin, während als zweites Paar Fritz mit Marie folgte.

Einmal ging es herum, da wollte die Tante aufhören, doch Ernſt lachte ſie aus, und ſie mußte weiterſchweben. Schweben faſt, denn es ging ganz gut, ſie kam hinein, ja ſie, die eine leidliche Tänzerin geweſen, ſetzte jetzt ihren Ehrgeiz darein, es ihrem Herrn ſo leicht zu machen als nur möglich. Und als ſie den leeren Raum in der Mitte fünfmal umkreiſt hatten und Cäcilie laut rief:

— Ich kann nicht mehr! — antwortete Ernſt, während die Tante noch von ſeinem Arm umſpannt, heftig atmend, neben ihm ſtand:

— Tantel, du tanzt ja wie ein junges Mädchen!

Sie ſcherzte:

— Das bin ich doch auch noch, Ernſt!

Aber nun konnte ſie nicht mehr. Sie ließ ſich in einen Stuhl ſinken, rang nach Luft, hielt ſich die Hand vor die Augen und rief mehrmals:

— Es dreht sich . . . es dreht sich . . .

Sie waren alle außer Atem und saßen im Kreis, während Cécile andächtig weiter spielte, ohne zu merken, daß niemand mehr tanzte. Endlich drehte sie sich herum und stimmte ein in die allgemeine Heiterkeit.

Da horchte Marie auf. Sie beugte sich nieder und lauschte. Nun die anderen auch.

— Pst! — machte Fritz, als Cécile sich bewegte. Sie fragte:

— Was ist denn?

— Pst! — klang ihr wieder entgegen. Erstaunt blickte sie sich um:

— Was habt ihr denn?

Doch Marie fragte:

— Klopfte es nicht unten an der Decke?

— Das wollen wir gleich sehen! — meinte Ernst, riß die Tante vom Stuhl empor und tanzte mit ihr ein paar Schritte. Dann lauschten sie und richtig, von unten klang etwas, als stieße jemand mehrmals mit einem Stock oder dergleichen an die Decke.

— Das ist der Doktor unten! Pst! Nun ist's aber genug! Er wird sonst gleich heraufschicken — sagte Cäcilie. Fritz aber hatte den Besen genommen, mit dem er vorhin gekehrt, drehte ihn herum und stieß ihn genau in dem gleichen Takt aufs Parkett, wie vorhin die Mahnung geklungen. Drunten kam sofort die Antwort. Aber Cäcilie verbot ein weiteres Telegraphieren. Sie blieben jetzt, jeder in seinem Stuhl, sitzen, und als der unten ein drittes Mal anfing zu klopfen, ohne jede Veranlassung, antwortete ihm eine Lachsalve der ganzen Gesellschaft.

Aber dabei blieb es. Sie hatten auch genug. Man war ganz ermattet.

Cäcilie ließ das Zimmer wieder in Ordnung bringen, und bald verriet nichts mehr, daß hier ein „Bacchanal" stattgefunden, wie Fritz es nannte. Beim Mittageſſen aber geſchah etwas ganz Außergewöhnliches: die alte Emma brachte eine halbe Flaſche deutſchen Champagner herein. Er war zwar nicht recht kalt, denn darauf verſtand ſich Fräulein von Sarryn nicht, und der Pfropfen brach ab, denn eine Sektflaſche entkorken konnte die alte Dienerin wiederum nicht. Aber das Hoch auf die beiden Studenten klang von Herzen.

Sie mußten bald darauf fort, mit ihren jetzt „Kommilitonen", nicht mehr Mitſchülern, gemeinſam zu eſſen. Die kleine Cécile aber, die von ihrem halben Glaſe einen Schwips hatte, wurde zu Bett gebracht, und Cäcilie befand ſich den ganzen Tag in gehobener Stimmung.

Es that ſo gut, einmal von Herzen zu lachen!

63.

Nun war es ganz ſtill im Hauſe, denn der Studenten Zimmer ſtand leer, und Cäcilie beſchloß, ſich nach einer anderen Wohnung umzuſehen. Die bisherige war zu groß. Eines nach dem anderen ging: Ida, dann Lilli, nun Fritz und Ernſt. Jedesmal ward ein Raum frei und jedesmal ward es auch einſamer.

Die Brüder hatten beſonders viel Leben in die Familie gebracht. Sie wußten immer aus der Schule etwas zu erzählen oder aus der Stadt, ja aus der Welt, denn ſie laſen

Zeitungen, hatten schon ihre ausgesprochene Meinung und redeten mit diesem oder jenem Lehrer oder Mitschüler über allerhand Dinge, die ohne sie am Familientisch nicht erwähnt worden wären: Politik, Litteratur, Theater, Fortschritte der Technik.

Nun war dies alles vorbei, und beim Essen schauten sich Cäcilie und Marie in den ersten Tagen trübselig an. Ja, es war wirklich besser, umzuziehen, auch wegen der unnützen Miete, die so verthan worden wäre. Und dabei ward das „Bacchanal" sehr segensreich, denn der Doktor, der unter ihnen wohnte, hatte sich beim Hauswirt beschwert, und dieser war bereit, Cäcilie ein halbes Jahr früher, nämlich am ersten Oktober, aus dem Mietsvertrage zu entlassen, weil der Doktor ihnen von größerer Bedeutung als Rangenhofens schien, da er ihm ein ganzes Haus in einer anderen Straße für seine Klinik abgemietet hatte.

So ging denn Fräulein von Sarryn mit ihrer Nichte auf Wohnungssuche. Schon am zweiten Tage fanden sie etwas Passendes: in einer Villa der Eliasstraße ein kleines Parterre. Der Raum war zwar sehr beschränkt, aber ein Zimmer für die Ferienzeit der Brüder blieb, und ein kleines Gärtchen, die größte Freude, gehörte dazu.

Der Umzug war schon geschehen, als Irene mit dem Anerbieten kam, sie möchten doch während dieser Tage bei ihr die Mahlzeiten einnehmen. Cäcilie dankte vielmals. Ihre Schwester beruhigte sich auch sehr schnell und ließ sich die neue Wohnung zeigen. Sie fand sie ganz angemessen, nur entschieden zu klein. Fräulein von Sarryn lachte darüber, was sollte sie mit mehr Platz anfangen! Aber Irene meinte, wenn etwa Lilli zu Besuch kommen wollte, so brauchte sich Cäcilie nicht zu sorgen, denn sie hätte ihrer Nichte bereits ge-

schrieben, ihre Fremdenzimmer stünden ihr, wie ihrem Manne, stets zur Verfügung, sie solle natürlich auch die kleine Prinzessin mitbringen und die Spreewälderin.

Nachdem Irene noch eine Weile herumgeirrt war, geraten hatte, dieses Möbel lieber so zu stellen, dort — eine ja nur einmalige Ausgabe — einen neuen Teppich anzuschaffen, ward sie, wie immer beim Abschied, mit einem Mal herzlich, ohne jedoch zu vergessen, im Flur in den Spiegel zu blicken und indem sie, sobald sich die Thür hinter ihr geschlossen, wieder ihr müdes, gelangweiltes Gesicht annahm.

Marie sagte:

— Tante Irene hätte wahrscheinlich Lilli kein Zimmer angeboten, wenn sie einen Herrn Meyer geheiratet hätte.

Cäcilie lächelte in sich hinein. Irene war nun einmal so, wozu sich darüber immer wieder ärgern, und sie meinte:

— Wir haben jeder seinen Teil zu tragen und jeder seine Schwächen!

Sie war guter Laune heute und wollte sich darin nicht stören lassen. Von Ernst war ein langer Brief gekommen, so lang wie er noch nie einen geschrieben: es gefiele ihm in Heidelberg, wo er studierte, ausnehmend gut, und Fürst Roiningen lüde ihn bei jeder Gelegenheit ein, weswegen ihn seine Freunde sehr beneideten. Dem Rate des Vormundes gemäß, hätte er seine Idee, in ein Corps einzutreten, aufgegeben, denn er könnte sich hier täglich überzeugen, wie teuer das käme. Außerdem würde ihm diese Knechtschaft ganz unerträglich sein. Die Corpsbrüder steckten von früh bis abends zusammen, wären beaufsichtigt wie die kleinen Jungen, er aber wolle seine Freiheit genießen.

Cäcilie war zufrieden mit dem frohen, frischen Ton des

Briefes, aber als sie ihn dem Geheimrat zeigte, meinte der stirnrunzelnd:

— Wenn er seine Freiheit nur nicht zu sehr genießt! Ich habe den Eintritt in ein Corps nicht gewünscht, weil die Mittel der beiden dazu nicht ausreichen, aber glauben Sie mir, in gewisser Beziehung ist der Zwang, den das Corpsleben den jungen Leuten auferlegt, ein Segen. Es ist eine Erziehung, ähnlich der in den Offiziercorps. Für die meisten ganz gut, vor allem für den Durchschnittsstudenten. Und die paar Paukereien — mein Gott, die sind für den Vorsichtigen recht gesund, daß er lernt, das Herz auf dem rechten Fleck zu haben. Der Unsichere bekommt Sicherheit, weil er einer Corporation angehört, die ihm gewissermaßen die Wege weist und hinter ihm steht. Endlich das Trinken — das ist bei den guten Corps gar nicht so, wie sich der Philister das denkt. Bei einer besonderen Gelegenheit — ja mein Gott — wer zum Säufer veranlagt ist, der thuts still für sich, und der ist tausendmal schlimmer.

Fräulein von Sarryn hörte aufmerksam zu. Sie hatte vom Studentenleben nur ganz unbestimmte Vorstellungen, aber nun, wo zwei Neffen studierten, war sie bemüht, sich in jede Kleinigkeit zu versenken, um die Briefe der ‚Jungen', wie sie noch immer genannt wurden, zu verstehen und mit ihnen zu fühlen. Von Fritz, der in Leipzig studierte, hörte sie trotz der größeren Nähe sehr wenig. Er schrieb selten und dann stets „in großer Eile". Er erzählte nur Äußerlichkeiten. Davon, wie es ihm erging, wie er sich fühlte erwähnte er nie etwas.

Beide schienen mit ihrem Gelde auszukommen, wenigstens stellten sie niemals officielle Anforderungen an die Kasse des Vormundes, noch stille an die der Tante.

Es war ihr ganz sonderbar, daß die beiden, deren häuslichen Fleiß sie noch beaufsichtigt, die bei jeder Kleinigkeit zu ihr gekommen waren, deren Knöpfe angenäht werden mußten, deren Wäsche durchgesehen, jetzt ihrer sorgenden Hand ganz entrückt schienen. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen und schrieb ihnen wenigstens so häufig als möglich, oft die Woche drei Mal. Sie fragte, ob sie mit allem noch versehen wären, nichts fehle, ob sie vielleicht etwas schicken sollte.

Fritz pflegte darüber hinwegzugehen, als ob die mütterlich sorgende Anfrage gar nicht gemacht worden wäre. Wenn dann wochenlang keine Nachricht von ihm kam, wurde Cäcilie ängstlich, und ein paar Mal schon hatte sie telegraphisch mit bezahlter Rückantwort angefragt, ob er die letzten fünf oder sechs Briefe von ihr auch erhalten hätte.

Dann kam erst am folgenden oder gar erst am nächstfolgenden Tage das Antworttelegramm, immer die gleichen Worte:

„Alles erhalten. Dank. Eile. Gruß. Fritz."

Das kränkte sie tiefer, als sie es zeigen mochte. Aber sie verbarg es vor Marie. Sie schämte sich für ihren Neffen.

Ernst jedoch antwortete immer, es würde ihm sehr helfen, wenn er einen „Freßkober" erhielte, vor allem, da bald Monatsschluß wäre, obwohl er das auch in den ersten Wochen des Monats schrieb. Darüber war Cäcilie jedesmal glücklich. Sie packte ihm dann in ein Kistchen Wurst, Schinken, etwas Chokolade, ein paar Nüsse und Äpfel. Dazu that sie von dem, was es gerade im Hause gab, irgend ein Stück, wie: Kuchen, Zwieback, auch wohl eine kleine Büchse mit Selbsteingemachtem. Und wenn er sehr bewegt gebeten, ließ sie durch die alte Emma, die sie ins Geheimnis zog, eine Sand-

torte backen fürs Haus und eine zweite für den armen Studenten, wie sie ihn dem Mädchen gegenüber nannte.

Dann schrieb sie Zettel, die sie auf den einzelnen Paketen feststeckte mit Aufschriften, entweder nur sachlich oder ein kleines Wort der Liebe enthaltend, je nach Stimmung, Rührung, Eile, wie:

„Meinem lieben Jungen zum Frühstück."

„Nicht stürzen!"

„Selbst gebacken, guten Appetit."

„Gleich essen, weil es sonst verdirbt!"

Und ganz heimlich legte sie noch einen Briefumschlag dazu mit der Aufschrift: „Von der alten Tante! Aber davon nichts erwähnen, es ist mein Privatscherzchen." Darin befand sich dann ein Dutzend Mal in verschiedene Papiere eingewickelt, zuletzt gewöhnlich in ein leeres Brausepulver, das Cäcilie ab und zu nahm, wenn sie Kopfweh hatte, zwanzig Mark, aus ihrer Privatkasse, in zwei kleinen Goldstückchen oder einem großen.

„Das wird nicht so leicht angerissen!" sagte sie sich.

Nun stand Weihnachten vor der Thür, und die Jungen sollten, so hoffte Cäcilie, zum ersten Mal wieder nach Haus kommen. Mit dem Gedanken ging sie daran, die zum Ausgehen nach dem Fest nötigen Besuche abzustatten.

Sie hatte sich von Irene, die ihre Idee gänzlich unnötig fand, eine Liste geben lassen derjenigen Leute, die man aufsuchen mußte, oder denen man eine Karte schickte. Es war ein so riesiges Verzeichnis, daß Cäcilie einen furchtbaren Schreck bekam, als sie es durchsah. Und sofort stand bei ihr die Absicht fest, diesen oder jenen auszulassen. Aber wen? Sie beschloß den Geheimrat zu fragen.

Sie ging mit ihren beiden Nichten zu ihm. Die ganze Familie war zu Hause, und während sich Marie und Cécile

mit Käthe in eine Ecke setzten, legte Fräulein von Sarryn dem Ehepaar die Besuchsliste vor.

Frau von Brons meinte, schnell entschieden:

— Liebe Cäcilie, ich gäbe an Ihrer Stelle die Sache überhaupt auf. Ich finde, offen gestanden, diesen Entschluß einmal verspätet und zum zweiten gänzlich zwecklos. Was hat dieses auf die Bälle laufen eigentlich für einen Sinn?

Fräulein von Sarryn meinte in aller Ruhe:

— Aber Käthe ist doch auch jahrelang ausgegangen.

— Ja, leider!

— Nun, ich meine, die Mädchen unserer Familien thun es doch alle . . . .

Frau von Brons rückte hin und her:

— Gewiß, gewiß, aber deswegen braucht es noch lange nicht vernünftig zu sein, und ich sage Ihnen, liebe Cäcilie, nur eins: es kommt absolut nichts dabei heraus, aber absolut nichts! Es bedeutet nur eine Menge weggeworfenes Geld.

Der Geheimrat hatte während dessen, ohne sich um das immer lebhafter werdende Gespräch zu kümmern, seinen Kneifer aufgesetzt und begann die Liste zu studieren. Nun nahm er einen Bleistift und rief Cäcilie an seine Seite, während Frau von Brons sich achselzuckend zu den jungen Mädchen setzte.

Ehe er begann, nahm er das Glas ab:

— Über eines müssen Sie sich vor allem erst einmal klar sein: Wollen Sie an Hof gehen oder nicht?

Cäcilie überlegte, dann sagte sie:

— Da wir keinen anderen Zweck verfolgen, als daß Marie so etwas einmal aus eigener Anschauung gesehen haben soll — ja.

— Gut, dann müssen bei den Oberhof- und Hofchargen,

kurz, bei allen offiziellen Persönlichkeiten Karten abgegeben werden. Sie müßten sich einschreiben und so weiter und so weiter. Liegt Ihnen nun daran, das unbedingt mitzumachen? Ich halte es nämlich gar nicht für nötig. Käthe wird nicht ausgehen. Meine Frau muß aber zu einem oder dem anderen Hoffest. Sie würde gewiß Marie bei dieser Gelegenheit gern mitnehmen . . .

Cäcilie atmete erleichtert auf und stimmte sofort bei. Nun wurde Frau von Brons gerufen, und sie erklärte sich gern bereit. Jetzt kam auch Marie dazu, und beide Damen Brons hielten ihr Reden, wie man sich auf einem Hofball benehmen müßte, wie tanzen, wie anziehen, als ob dort alles völlig anders wäre. Und sie entwickelten derartige Schwierigkeiten und Spitzfindigkeiten, daß das unglückliche junge Mädchen schon den Gedanken zu verwünschen begann, den sie gehabt.

Während dessen bezeichnete der Geheimrat Cäcilie die Privatleute, bei denen sie Besuch machen könnte, um eine Diner- oder Balleinladung zu erhalten. Dieser und jener wurde gestrichen, hier und da hatte sie Bedenken, es würde zu viel, und endlich blieben kaum zehn Häuser übrig, die sie sich nach ihrem eigenen Ausdruck „als Opfer aussuchen wollte".

Nun wurden große Vorbereitungen getroffen und, nachdem die Besuchsformalitäten erledigt waren, für Tante wie Nichte Kleider in Angriff genommen.

— Dazu müßte Lilli da sein, die verstehts! — meinte Marie, und das brachte sie auf den Gedanken, ob sie nicht vielleicht zu Weihnachten herüberkäme mit ihrem kleinen Prinzeßchen und ihrem Mann. Cäcilie fiel, die Freude dämpfend, ein:

— Aber dann müßten sie bei Tante Irene wohnen! Und wir sähen sie wahrscheinlich kaum!

Nun schwiegen sie wieder traurig. Doch die kleine Cécile, die jetzt hoch aufgeschossen war mit ihren dreizehn Jahren und in der Figur schon etwas wie Lilli bekam, meinte leise:

— Können wir denn nicht mal nach Berlin fahren, Tama?

Das fiel wie ein Samenkorn in Cäciliens Seele. Sie sagte nichts, aber sie dachte unausgesetzt daran. Sie hatte oft Sehnsucht, Lilli wiederzusehen und die kleine Anastasia. Die wurde ja nun bald ein Jahr. Auf einer Photographie, die sie im Oktober geschickt erhalten, sah sie ihrer Mutter bereits lächerlich ähnlich.

Der Gedanke blieb in Cäcilie wie etwas Unerreichbares, ein höchstes Glück. Diese Nichte hatte sie in ihr Herz geschlossen wie keine der andern, nicht einmal die kleine Cécile. Von Ida hörte man kaum mehr etwas. Sie schien gänzlich in ihren dortigen Verhältnissen, ihrem Mann, ihren Kindern aufzugehen. Die Heimat, die Tante, die Geschwister hatte sie offenbar ganz vergessen. Marie sah die Tante täglich. Die Jungen waren fort, und das wurden eben Männer, denen man nicht mit solcher Weichheit begegnete.

Aber Lilli. Wenn sie das Wort nur aussprach, verklärten sich ihre Züge. Sie machte sich Vorwürfe, ungerecht zu sein, aber es blieb so . . . Sie konnte nicht gegen sich an. Dieses schlanke Geschöpf, mit seiner unendlichen Grazie, war ihr, der Ungraziösen, Eckigen Schwärmerei. Ihr Liebreiz wirkte auf ihre Sinne, die sonst den Äußerlichkeiten nicht hold waren. Ihre Stimme klang ihr süß im Ohr, ihre Art, weich und liebkosend, schmeichelte sich in ihr Herz.

Sie schrieb, sie fragte an, ob sie nicht kommen könnten — als sie den Brief schon fertig hatte, fielen ihr Fritz und Ernst ein, die dann die Ferien über kein Elternhaus gehabt hätten.

Nein, es ging nicht. Die Pflicht ging vor — sie zerriß den Brief.

Sie war mißgestimmt den ganzen Tag. Aber sie hatte keine Zeit Trübsal zu blasen, denn die Kleider mußten fertig werden. Auf den Betten lagen sie herum, die Tüll- und Mullwolken. Modejournale fanden sich in allen Ecken, und auf dem Eßtisch, der zum Schneidern benutzt ward, lagen Schnitte, standen Schachteln mit Nadeln zum Heften, trieb sich Nähzeug herum, klapperte die Schere, rollte der abgestreifte Fingerhut unter den hin und hergezogenen Stoffen, wie die untergeschobene Walze beim Befördern schwerer Lasten.

Dann wurde anprobiert, garniert, umgesteckt, geheftet, aufgetrennt, ausgelassen ohne Ende. Sie hatten sich, wie sie meinten, genau nach den Modebildern gerichtet und doch waren dann die Kleider ganz anders geworden, nicht wiederzuerkennen, weil bei jedem die Frage erwogen ward, ob das wohl zu auffallend wäre, und jenes zu modern. Fast alles fand Marie übertrieben. Cäcilie hatte hier und da einmal eine Kühnheit versuchen wollen, aber die Nichte beanstandete es jedesmal, und da die alte Schneiderin, die sie gegen Tagelohn und Kost für die Dauer dieser Modearbeiten ins Haus genommen hatten, immer für das alte, ihr gewohnte, stimmte, so kamen schließlich Kleider heraus, die gerade dadurch auffielen, daß längst Abgethanes an ihnen prangte. Dazu waren die Farben etwas grell, und es schien sicher, daß diese Gewänder ein gewisses Aufsehen erregen mußten, von der Trägerin nicht gewollt und gewünscht: das des Ungewohnten, ja nie Gesehenen.

Da nur die Augen der Verfertiger bisher die Kleidungsstücke erblickte, so gab es auch niemand, der hätte aufklären können, und der ganze Vorrat ward befriedigt in

die Schränke verteilt, sorgfältig gleich Kleinodien und Heiligtümern in alte Leinentücher geschlagen, damit nur ja die Farben an Schärfe nichts einbüßen möchten.

So stand das Weihnachtsfest vor der Thür.

Cäcilie hielt es gar nicht anders für möglich, als daß die Jungen mit Beginn der Ferien kommen würden. Sie hatte ihnen in ihrem letzten Briefe mitgeteilt, daß ein gemeinsames Zimmer ihrer warte. Die Betten waren frisch überzogen, in die beiden alten Messingleuchter, die noch von Väterchen stammten und noch die Lichtschnuppe trugen alter Zeit, steckte Fräulein von Sarryn frische Lichter, die sie sorgsam erst einmal anbrannte, daß die Studenten nur ja alles recht bequem hätten.

Sie erinnerte sich, daß im letzten Jahr zu Haus Fritz, der größere, geklagt, seine Steppdecke wäre zu kurz. Darum ging sie zu ihrem Bett, maß die Länge und vertauschte die Decken, denn ihre eigene mochte eine Handbreit länger sein.

Nun schien alles in Ordnung, und sie freute sich, wie sauber und nett, wenn auch klein und bescheiden, das Zimmerchen war. Jetzt brauchten nur noch die Bewohner einzuziehen. Doch ihre Ankunft verzögerte sich von Tag zu Tag, bis endlich aus Heidelberg ein Brief von Ernst kam, er wolle lieber das Geld sparen für die weite Reise bei den ohnedies kurzen Ferien.

Der Ton war zärtlich, wie er immer schrieb. Er bat sein gutes, liebes Tantel tausend Mal um Verzeihung. Er habe alles im Sinn, nur nicht ihr einen Kummer zu bereiten. Aber es wäre wirklich viel vernünftiger, und außerdem würde er im stande sein, durch das nicht ausgegebene Geld manches Loch zuzustopfen, das sich in seinen Finanzen geöffnet hätte.

Es traf Cäcilie schwer, und sie brauchte lange Zeit, sich zu fassen und sich mit dem Gedanken abzufinden. Doch über die Geldfrage kam sie nicht hinweg. Sie schrieb ihm sofort. Ohne ein Wort über sein Nichterscheinen zu verlieren, bat sie ihn, zu beichten, ob er Schulden hätte. Doch am letzten Morgen vor Weihnachten kam ein langer, beruhigender Brief, und sie fühlte sich so erlöst, daß sie sein Fernbleiben vergaß.

Um so größeren Kummer empfand sie nun über Fritz, der nicht kam und noch dazu schwieg. Sie telegraphierte ihm, und als nicht sofort Antwort erfolgte, ein zweites Mal. Schon saßen sie trübselig im Wohnzimmer und putzten den Baum an während kaum ein Wort dabei fiel, als es klingelte. Cäcilie rief sofort:

— Da ist das Telegramm!

Doch Marie sagte:

— Liebe Tante, gieb dich keiner unnützen Hoffnung hin, der undankbare Bengel antwortet doch nicht.

Aber die kleine Cécile lauschte und rief plötzlich:

— Er ist da . . . Tama, er ist da.

Cäcilie ließ die Tüte aus Silberpapier, in die sie eben ein paar Chokoladenplätzchen gesteckt, um sie an den Baum zu hängen, fallen und sprang auf. Man hörte draußen die alte Emma sprechen und dann eine Baßstimme. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür, und die Tante eilte ihrem Neffen mit dem Rufe entgegen:

— Mein Fritzl, mein . . .

Das weitere kam nicht mehr heraus: vor ihnen stand ein dicker, gedunsener Kerl, aufgeschwemmt vom Bier, Fettpolster auf den Händen, eine Wulst am Hals über dem Kragen, mit einem Vollmondgesicht und einem runden Wanst, ein Kerl, der auf seinen Wurstbeinen breitbeinig der Tante entgegenschritt.

Er gab ihr einen Kuß und wandte sich dann zu seiner Schwester. Cäcilie und Marie erschraken, die kleine Cécile aber lachte geradeheraus, wie sie mit ihrer überschlanken, unentwickelten Mädchengestalt, einer Stange neben einem Bierfasse gleich, an seiner Seite stand. Sie rief:

— Fritz! Fritz! bist du's denn?

Er schien etwas gekränkt:

— Na ja, wer denn sonst?

Die Tante aber nahm ihn bei der Hand, sah ihn recht an und klagte:

— Mein Fritzl! Mein Fritzl! Ist das denn wirklich mein Fritz?

Sie streichelte ihn, zog ihn zum Sofa, und wenn es ihr auch schwer ward, sich an seine veränderte Gestalt zu gewöhnen, that sie doch, als bemerke sie es gar nicht, nur glücklich darüber, daß er überhaupt gekommen war. Sie fragte nach alle dem, was sie immer in ihren Briefen gefragt und worauf er ihr nie geantwortet. Sie machte ihm keine Vorwürfe, sie wollte ihn nicht verprellen, ihn nicht störrisch machen, er sollte empfinden, daß er zu Haus sei, daß hier stets seiner eine Ruhestätte warte, daß es hier besser sei, als irgend anderswo auf der Welt.

Und durch ihre sanfte, liebreiche Art erreichte sie es auch, daß er aus sich herausging, erzählte, sich entschuldigte, ja zuletzt anklagte, wie schlecht er eigentlich die arme Tante behandelt. Er lachte nun auch selbst über seine dicke Gestalt, zeigte an seinem Hosenbund, indem er den Rock über den Kopf klappte, wieviel seine Sachen hatten weiter gemacht werden müssen. Zugleich, wenn auch unbeabsichtigt, offenbarte er dabei, daß sein Anzug zerrissen war und das Rückenfutter der Weste geplatzt.

— Das wollen wir schon wieder in Ordnung bringen! — sagte Cäcilie wie zu sich selbst, und als sie ihm zum Schlafengehen sein Zimmer zeigte, meinte sie, er solle nur gleich seinen Anzug auf einen Stuhl vor die Thür legen, dann würde sie ihn morgen in aller Frühe flicken. Er fand, es wäre gar nicht nötig. Doch sie erinnerte ihn an den Weihnachtsfesttag; da würde er ja doch einen anderen Anzug anziehen.

Er blickte sie an. Er hätte keinen anderen mitgebracht. Sie war erstaunt, doch sie gab nichts weiter darauf. Doch als sie nach seiner Reisetasche fragte, weil sie ihm die Wäsche auspacken wollte, mußte er gestehen, er besäße keine.

— Aber wo hast du denn deine Sachen?

Er war etwas beschämt:

— Ich habe nichts mit.

— Gar nichts?

Da zog er aus der Brusttasche seines Überziehers einen in der Mitte geknickten Kragen und eine in Zeitungspapier gehüllte Zahnbürste. Er versuchte es ins Scherzhafte zu ziehen, hielt in jeder Hand einen der beiden Gegenstände hoch und sagte dabei:

— Mein ganzes Gepäck, Tante.

Sie fragte, warum er denn alles zu Haus gelassen hätte? — Er habe nichts mehr zu Haus. Sie faßte es nicht, bis er erklärte, sie solle ja nicht böse sein, es wäre alles weg. Das ginge eben beim Studenten so. Weil sie aber kein böses Wort für ihn hatte, war er ganz offen und erzählte, er habe seine Wäsche verkauft und dieses oder jenes Stück auch wohl versetzt.

Bei diesem Worte fuhr sie zusammen. Das hatte für sie etwas Schmachvolles. Und trotz seiner Erklärungen, Umschreibungen, ward es in ihrem Gefühl nicht besser.

Sie ließ es für heute auf sich beruhen. Sie sagte ihm auch nichts, daß sie ihre Decke hergegeben, sondern suchte ein paar alte Sachen, einen Anzug, Wäsche, ein Nachthemd aus der Schülerzeit hervor, das bei der Neuausstattung zu Ostern ausgemustert worden war. Ostern! Und jetzt nach dreiviertel Jahren waren all die schönen Sachen hin, die sie mit Mühe und Fleiß gezeichnet, geordnet und mit schwerem Gelde angeschafft.

Dann wünschte sie ihm Gutenacht, ohne Vorwurf, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Der dicke Kerl blieb, als sie das Zimmer verlassen, mit niedergeschlagenen Augen auf seinem Bett sitzen. Er schämte sich aus tiefster Seele. Und denselben Abend noch setzte sich Cäcilie mit seinem Anzuge in ihr Stübchen, suchte Stoffreste zusammen, trennte auf, schnitt, setzte ein, nähte wieder zusammen. Es wurde spät dabei, doch sie hörte nicht eher auf, als bis alles fertig war. Dann öffnete sie die Zimmerthür, lauschte in die regungslose Dunkelheit des Flurs hinaus und huschte in ihrem alten, dürftigen Schlafrock auf den Gang, um den ausgebesserten Anzug auf den Stuhl zu legen.

64.

Die Anwesenheit des Leipziger Studenten benutzte Cäcilie, ihn, so gut es ging, wieder auszustatten. Das kostete Geld, und jetzt bereute sie es, mit Marie ausgehen zu wollen. Aber das Kostspieligste, die Kleider, waren doch nun einmal fertig.

Als die Ferien zu Ende gingen, wurde Fritz auf den Bahnhof begleitet, äußerlich als ganz neuer Mensch, wenn auch seine Leibesfülle sich kaum in der letzten Zeit verändert hatte.

Die Tante verlangte ihm kein Versprechen ab, vernünftig zu sein, sie sagte nur beim Abschied, doch so leise, daß es Marie und Cécile nicht hören konnten:

— Aber ich kann dir nicht wieder helfen, Fritz. Dazu haben wirs leider nicht, und ein ander Mal mußt du dich an deinen Vormund halten!

Fritz küßte ihr die Hand:

— Kommt nicht wieder vor. Wort, Tante.

Aus seinen Erzählungen vom studentischen Leben hatte Cäcilie manches gehört. Nun scherzte sie:

— Bierwort, Fritz?

Und dieses Eingehen auf seinen Ton gewann ihn so, daß ihm eine Blutwelle in das runde Gesicht trat und er rief:

— Tante, das vergesse ich dir nicht, paß mal auf.

Dann hatte er ihr, wie der Blitz, einen Kuß gegeben und war mit den zwei großen Paketen, die seine Sachen enthielten, verschwunden. Die drei gingen nach Haus, denn es war ausgemacht worden, daß sie ihn nicht bis an den Zug begleiten sollten. Er fuhr dritter Klasse zurück, um billiger davonzukommen.

Auf dem Heimwege wurde von Fritz gesprochen. Marie meinte:

— Es ist doch eigentlich was Gräßliches, so ein Mann! Diese Veränderung in der kurzen Zeit. So aufgeschwemmt ist Fritz.

Doch Cäcilie antwortete:

— Das vergeht wieder.

— Aber die Schmisse nicht.

Fräulein von Sarryn hatte keinen bemerkt, und Marie erzählte, zwei säßen auf dem Scheitel, er trüge nur die Haare darüber gekämmt, aber er habe es ihr gezeigt. Und er wäre noch ganz stolz darauf. Cäcilie schwieg. Ihr hatte er sie nicht gezeigt, doch sie lächelte nur darüber. Es war auch ein Unterschied: vor der Schwester mochte er damit renommieren, der Tante wollte er wahrscheinlich nicht eingestehen, daß er sich auch noch mit anderen Dingen beschäftigt, als mit Bier und Büchern. Eine leise Vermutung kam ihr sogar, ob er wohl überhaupt ein Buch in die Hand genommen? Sie war nicht ganz so ahnungslos mehr wie früher.

Als sie dann selbst das kleine Studentenzimmer aufräumte, ihre Steppdecke wieder umtauschte und alle Schubladen und Fächer nachsah, ob auch nichts zurückgeblieben wäre, fand sie richtig noch etwas im Nachttischfach, das Fritz vergessen hatte: ein gelbrotes Seidenband und einen achtmal zusammengefalteten Brief, dessen Ränder, wahrscheinlich durch langes Tragen in der Tasche, ganz schmutzig geworden waren.

Sie wickelte nachdenklich das Band um den Finger, es sorgsam zusammenlegend, wie eben eine peinliche Frau jedes Endchen aufhob — man wußte nicht, wozu es noch einmal gebraucht werden könnte. Er sollte doch in kein Corps eintreten, keine Burschenschaft — hatte der Vormund ausdrücklich bestimmt.

Während sie noch sann, faltete sie unwillkürlich das Papier auseinander, zu sehen, wie sie es immer that, ob es etwa Wert hätte oder weggeworfen werden könnte. Und sie erblickte eine ungeschickte, kindliche Mädchenschrift. Sofort legte sie es wieder zusammen, doch der Augenblick hatte genügt, sie unwillkürlich die Anrede lesen zu lassen, die nun in ihrem Gedächtnis hängen blieb: „Mein süßes, dickes Fritzl!"

Das klang ihr jetzt unausgesetzt in den Ohren. Es begleitete sie überallhin immer dieses: „Mein süßes, dickes Fritzl!“ Sie steckte die beiden Gegenstände sorgsam zu sich. Welches Glück, daß es nicht Marie gefunden, oder die alte Emma. Bei ihr war es besser aufgehoben, sie schwieg. Ja, sie schwieg, aber es bohrte in ihr fort, es summte ihr immer im Gedächtnis, sie konnte es den ganzen Tag nicht loswerden. Einmal überkam sie sogar die schmähliche Neugierde, nicht den Brief zu lesen, aber nachzusehen, wie er unterschrieben sei, wie die hieße, die ihren Fritz so nennen durfte wie sie: Fritzl!

Sie betrog sich selbst: sie redete sich vor, sie könne ruhig lesen, es wäre ein anderer Student, der ihm so schrieb. Aber dann lachte sie sich aus. Der würde doch nicht „süß“ schreiben, und es war auch unverkennbar eine weibliche Hand. Nun drängte es sie, so schnell als möglich den Brief loszuwerden, der ihr in der Tasche brannte, wie höllisches Feuer. Darum setzte sie sich an ihren Herrenschreibtisch, nachdem sie ihr Zimmer abgeschlossen, und verfaßte in fliegender Hast ein paar Zeilen an den Neffen.

Aber sie gewann es nicht über sich, die gewöhnliche Anrede „mein liebes Fritzl“ zu gebrauchen. Es wäre ihr unmöglich gewesen, so zu reden, wie dieses Geschöpf, das nicht einmal orthographisch schreiben konnte. Und als sie ansetzte, zu irgend einer anderen Anrede, klang ihr wieder dieses: „Mein süßes dickes Fritzl“ in den Ohren, daß sie schließlich, um zu enden, ohne Überschrift begann, nur ein paar nichtssagende Zeilen, wie sie ihr eigentlich nie aus der Feder flossen.

Dabei lag immer das Band zusammengerollt wie eine Schlange vor ihr auf dem Tisch und das schmutzige Papier. Sie schloß ihren Brief, ohne von den vergessenen Gegenständen

etwas zu erwähnen, dann schob sie die Seidenrolle in den Umschlag, und wollte schon nach dem speckigen Blatte greifen, mit diesem gräßlichen „mein süßes dickes Fritzl!", als sie zurückzuckte. Sie mochte den Wisch nicht mit den Fingern berühren. Und sie nahm ein Stück Löschpapier, faltete es zusammen und packte damit, wie mit einer Zange, den Brief, der in dem offenen Spalt ihres Couvertes verschwand, als würde er ins Grab gesenkt.

In die Vergessenheit sollte er auch sinken, das nahm sich Cäcilie vor. Und als sie selbst ihre Zeilen in den Briefkasten gesteckt, atmete sie auf, als wäre ein Unrat aus dem Hause.

65.

Nun kamen die Bälle.

Zuerst ging Cäcilie nicht mit, denn Marie wurde bei Hofe vorgestellt, und zwar sollte das beim ersten Hofball geschehen. Drei Kleider standen zur Verfügung, und die Wahl war schwer, bis man sich für ein weißes entschied. Ganz weiß, schneeweiß, nur mit einem rosa Bändchen um den Hals, daß das arme Ding, als es in seinem bescheidenen Staate dastand, gerade aufgerichtet, steif, wie ein Sägebock, fast aussah, wie ein frischgewaschenes Schäfchen, dem die Kinder zum Schmuck ein rosa Band um den Hals gebunden haben.

Auch die Glocke schien nicht zu fehlen, denn als Schmuck hatte sie sich an dem Band einen Anhänger befestigt, den sie

von ihrer seligen Mutter geerbt, ein rätselhaftes Goldgehäuse, das Haare bergen sollte oder eine Photographie, jetzt aber nichts enthielt. Da es sich bei jeder Bewegung herumdrehte, erblickte man öfters die Kapsel mit einem Glase davor, die nun aussah, wie ein leeres Schaufenster.

Einen Augenblick war Cäcilie zweifelhaft gewesen, ob sie das Band nicht lieber fortlassen sollten, aber sie redete sich ein, es brächte Farbe hinein. Und irgend etwas mußte Marie um den Hals haben. Er war mager, sehnig, mit vorstehenden Schlüsselbeinen, was man erst jetzt im Ballkleide recht merkte. Da versteckte das Band, unterbrach, lenkte die Blicke ab.

Frau von Brons sollte Marie abholen. Der Wagen fuhr vor, und schon wollte das Mädchen, einen sehr schönen weißen, schwanbesetzten Ballumhang um die Schultern — ein Geschenk Lillis, der die kühnen Ballpläne geschrieben worden — die Treppe hinuntergehen, als ihre Ballmutter an der Entreethür erschien. Sie rief lebhaft:

— Liebe Cäcilie, ich muß doch meine Tochter erst einmal bewundern!

Ihr Auge fiel auf Lillis Geschenk, und sie sagte, die Lorgnette, die Fensterglas enthielt, am Auge:

— Ach, das ist schön! Das ist guter Geschmack!

— Er ist von Lilli! — meinte Marie mit freundlichem Lächeln. Aber nun, als sie den Umhang ablegte und in ihrer weißen, rosabelebten Unschuld dastand, ward Frau von Brons ernster. Sie nickte zwar noch immer billigend, doch ihre Worte besagten das Gegenteil. Sie meinte, das Bändchen gefiele ihr nicht besonders, denn es wäre nicht hübsch, nein es wäre eigentlich störend, endlich, sie fände es sehr häßlich. Aus dem häßlich ward sogar, da sie merkte, daß es ohne Widerstand abgebunden ward, ein abscheulich.

Doch ein Ersatz mußte sein, darauf bestand Cäcilie, so ward denn endlich ein weißes Bändchen gewählt, der Anhänger nach einigem Sträuben beseitigt, und Fräulein Marie von Rangenhofen fuhr, weiß in weiß, davon, denn auch ihre Wangen hatten vor fröstelnder Erregung keinen Tupfen Farbe.

Cäcilie blickte ihr mit Cécile nach. Sie hatte Angst, wie es ablaufen würde, und reichte der kleinen Nichte ihre Hände:

— Da fühl' mal!

— Du bist ja eiskalt, Tama?

— Ja, wenns nur erst vorüber wäre. Ich habe Angst um das arme Ding.

— Warum denn arm?

Cäcilie hatte wie zu sich selbst gesprochen. Sie konnte der Kleinen nicht erklären, daß ihr dieser Abend vorkam, gleich einem Leidensgang, der zwar freiwillig übernommen war, aber doch manche bittere Enttäuschung bergen würde. Da fragte auch schon das junge Ding:

— Tama, ob wohl Marie viel tanzen wird?

Die Tante lächelte schmerzlich, aber sie antwortete ganz schlau:

— Wenn sie viel engagiert wird!

Nach einer Weile meinte das halbe Kind:

— Sage mal, bitte, Tama, warum engagieren denn nicht die Damen bei so einem Ball?

— Sie thun es ja manchmal bei der Damenwahl.

— Aber nicht immer?

— Nein.

Cécile dachte nach:

— Dann können die Herren eigentlich thun, was sie wollen. Da möchte ich lieber Herr sein, denn da würde ich nur mit denen tanzen, mit denen mirs Spaß macht.

Cäcilie mußte lachen:

— Nun, mit welchen Damen würde dirs denn Spaß machen?

Sie antwortete mit strahlenden Augen:

— Die am schönsten sind, Tama!

— Aber, Cécile, und nicht mit den besten? Die ein gutes Herz haben?

Das Mädchen gab sofort zurück:

— Das sieht man doch nicht.

— Und darum darf man die Menschen auch nicht nach dem Äußeren beurteilen. Nie, Cécile. Nicht wahr, das merkst du dir.

— Ja, Tama!

Es kam etwas zögernd heraus, darum fragte die Tante, ob sie nicht damit einverstanden wäre. Doch die Kleine gab sich zufrieden. Aber als sie ein paar Stunden später, mit Handarbeiten beschäftigt, immer noch im Wohnzimmer saßen und warteten, weil Cécile heute die Erlaubnis bekommen, bis halb eins aufzubleiben, zu welcher Zeit sie Marie erwarteten, sagte sie plötzlich:

— Tama, aber wenn jemand gut ist und außerdem schön, zum Beispiel wie Lilli . . . das wäre doch das beste.

Cäcilie blickte von ihrer Arbeit auf:

— Gewiß. Aber das wird eben nur wenigen gegeben.

Das Mädchen starrte in die Lampe, als sähe sie dort ihre Zukunft, Träume von Schönheit und Güte, von dem, was nur Ausnahmemenschen geschenkt ward, und dabei flüsterten ihre Lippen:

— Ich möchte beides haben, Tama, aber du darfst nicht böse sein!

Fräulein von Sarryn sah ihrer Nichte große Augen in dem langen, zarten, regelmäßigen Gesicht, in denen eine solche

Sehnsucht lag, wie ein über die Welt-Schweifen, daß sie erstaunt dies junge Menschenkind betrachtete, ihr nah in der Einfachheit ihrer Seele und doch in diesem Augenblick in einem ahnenden Drang zur Zukunft ihr unfaßbar, unerklärlich fern.

Bald darauf kehrte Marie zurück. Frau von Brons war nicht mit ausgestiegen, die alte Emma brachte sie herauf. Das junge Mädchen hatte rote Bäckchen, atmete hastig vom eiligen Treppensteigen, legte schnell ihren Umhang ab, warf sich in einen Stuhl und rief, indem ihr die Luft entfuhr:

— Hff bin ich müde!

Erst allmählich kam sie zum sprechen. Sie erzählte von den Prunkräumen des Schlosses, die Herrschaften wären sehr gnädig gewesen, von der Musik, von Uniformen, Orden, Menschen, von schönen Erscheinungen, Brillantdiademen, tausend Damen, denen sie sich hatte vorstellen lassen durch Frau von Brons. Es ging in ihren Worten alles durcheinander, sie war so angeregt wie selten, und Cäcilie ließ sie reden, ohne sie durch eine Zwischenfrage zu unterbrechen.

Sie ängstigte sich vor dem Augenblick, wenn Marie erzählen würde: abgesehen von all dem, was sie zu sehen bekommen, wäre es gräßlich gewesen, kein Herr hätte sich um sie gekümmert. Und Cäcilie scheute sich zu fragen, ob sie denn eigentlich getanzt hätte. Doch da kam ihre Nichte selbst darauf. Sie zeigte ihre Tanzkarte. Sie ward bewundert und bestaunt. Cécile faßte auf die erhabene Krone, wendete sie um und um und sagte:

— Aber das mußt du dir aufheben, Marie!

— Natürlich will ich mirs aufheben. Das kommt in meinen Raritätenkasten.

Während sie weiter erzählte, griff Cäcilie nach dem

Pappkärtchen. Richtig, da war mit Bleistift allerlei darauf gekritzelt, aber ganz unleserlich.

Da machte Marie eine Pause, lehnte sich erschöpft zurück und bat um etwas zu trinken, irgend etwas, ein Glas Wasser, aber nur gleich, denn sie wäre halb verdurstet. Cécile lief an die Wasserleitung, um frisch einlaufen zu lassen, und die Tante fragte nun:

— Mit wem hast du denn getanzt?

— Ach mit verschiedenen, lauter ganz jungen Offizieren. Frau von Brons stellte mir jeden vor, der sie begrüßte, und dann bat er mich um einen Tanz. Nur zum Souper hatte ich keinen. Aber da ist ja Buffet, und da ging ich einfach mit Frau von Brons. Das wäre nicht ganz angenehm, behauptete sie, aber mir gerade recht, denn da konnte ich die Silbersachen und all das ansehen und brauchte mich nicht mit irgend einem Affen zu unterhalten.

Cäcilie schüttelte den Kopf:

— Es giebt doch auch sehr vernünftige und nette junge Leute.

Marie sagte spöttisch:

— Na die, mit denen ich getanzt habe, sagten alle dasselbe. Dem dritten schon hätte ich die Frage selbst stellen können. Sie sagten, es wäre der erste Hofball dieses Jahr, dann, ob ich viel ausgehen wolle, dann, es wäre sehr heiß heute abend und das käme von den vielen Menschen, dann — nein damit war es eigentlich zu Ende. Mehr wußten sie nicht.

Aber sie war nicht bitter, sondern lachte über ihre Erlebnisse, und da Cécile schon die Augen zufielen, gingen sie zu Bett.

Cäcilie sagte noch zu ihrer Nichte:

— Vergiß nicht, daß es lauter junge Leute sind, die sich

erst entwickeln müssen. Die haben noch ein ganzes Menschenalter Zeit, bis sie General oder Minister werden.

Marie antwortete lachend, und ein Anflug der alten Schärfe kehrte zurück:

— Oder sie werden's nie. Das scheint mir wahrscheinlicher.

Nun half Fräulein von Sarryn das Ballkleid ausziehen, das hinten geschnürt wurde. Als es abfiel, seufzte Marie erleichtert auf und beugte die Arme nach vor und rückwärts. Die Schulterblätter waren so scharf aneinander gezogen gewesen, daß eine rote Falte den Rücken hinablief, und ebenso zeigte sich ein Striemen über den Armen. Die Tante meinte:

— Es ist zu eng gewesen. War denn nicht auch die Taille zu eng?

Doch Marie wehrte sich. Nein, nein, die hätte wunderschön gepaßt. Dann sagten sie einander gute Nacht. Doch die Tante sann, als sie sich langsam entkleidete, nach über das Rätsel einer Menschenseele: Das Kleid war doch zu eng, sie war gebremst gewesen zum Ersticken, und warum? Dieses Mädchen, das da that, als wären ihr alle Äußerlichkeiten ganz gleichgiltig, war es nicht im Grunde eitel bis in die Fingerspitzen?

Waren das alle Menschen?

Prunkten und paradierten sie alle vor einander, spielten sie sich Theater vor? Und sie selbst? War sie eitel? Bemüht, ihre Fehler möglichst zu erkennen und abzulegen, prüfte sie sich. Sie meinte nein. Und doch, machte es ihr nicht Freude, wenn ihre Thätigkeit in Familie und Haus von jemandem anerkannt ward? Jedes Wort darüber that ihr wohl. Jedes stille aber nur. Einen Ehrgeiz vor anderen Menschen besaß sie nicht. Beifall wäre ihr geradezu peinlich gewesen, fürchterlich, beschämend.

Das ging ihr lange im Kopf herum, und trotz der späten Stunde konnte sie nicht einschlafen. Bilder bedrängten sie von den Festlichkeiten und Bällen, die ihr noch bevorstanden . . Sie empfand eine Beklemmung im Gedanken daran, und das verscheuchte erst recht den Schlummer. Einen Augenblick nickte sie wohl ein, doch sofort fuhr sie wieder empor.

Da fiel ihr Madame Anastasia ein, die ihren Großneffen in Verlegenheit gebracht hätte, wenn sie es versäumt, ein Testament zu machen. Und es stand bei ihr fest, bei Zeiten über ihr bißchen Hab und Gut zu verfügen. Nun beschäftigte sie sich in Gedanken unausgesetzt mit ihrem letzten Willen. Sie stellte den Wortlaut fest, änderte und war bemüht, es zu Papier zu bringen. Sie wollte aufstehen, aber sie konnte sich nicht dazu zwingen. Es quälte sie, und sie war sich nicht klar, wachte sie eigentlich oder schlief sie? Das Licht brannte doch noch? Sie wollte es auslöschen, es kostete nur unnützes Geld. Aber sie verschob es immer wieder. Es war so kalt im Zimmer, denn bei sich heizte sie aus Sparsamkeit nicht.

Ihr Herz klopfte unerträglich. Sie wälzte sich zur Seite, ob es so besser würde. Ja, nun hörte es auf. Jetzt ward es ganz ruhig. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie wurde starr und steif. Ihr schien, sie müße sterben. Es war ganz gut. Sie hatte ihr Tagewerk gethan. Sie war nicht mehr nötig. Ida verheiratet, die Jungen aus dem Haus, Lilli . . . . ein Glücksgefühl durchströmte noch einmal ihren erkaltenden Körper . . . . Lilli . . . ihre liebe . . . liebe . . . Ja, und Marie war alt und selbständig genug. Nur die kleine Cécile . . . ihr kleines Patenkind . . . armes Ding . . . Aber es würde sich schon eine der Schwestern finden . . . Marie — Marie konnte es doch thun wie sie. — Marie stand doch allein . . . also . . . konnte sie ruhig sterben.

Es war eine dunkle Stunde. Alle, die ihr lieb auf dieser Erde gewesen, erschienen noch einmal, die Schwestern kamen: Irene sehr elegant, sehr müde, Else abgerackert, mit ihrer großen Familie, Else, die sie lange nicht gesehen, die nur noch für Mann und Kinder lebte, die ihr ein wenig fremd geworden. Dann Martha, nicht schrecklich entstellt, sondern als lebte sie noch heute, nur grau geworden, fast weiß und sehr dick.

Aber die Gestalt zerfloß. Väterchen war da. Er saß im Stuhl und rauchte. Er lächelte ihr zu.

Doch auch er war verschwunden, und nun wußte sie, es galt nur noch für eines zu sorgen: für eine Grabschrift. Es sollte auf ihrem Grabe nichts Rühmendes stehen, . . . sie suchte die Worte, jetzt sah sie sogar ihre letzte Ruhestätte, nur eine einfache Sandsteinplatte, wie Väterchen sie hatte, und zu Häupten ein Kreuz, und auf dem Steine stand:

Hier ruht
TANTE CÄCILIE.

Dann die Jahreszahlen: geboren am 10. Januar 1849, gestorben am . . . am . . . sie quälte sich, sie konnte das Datum nicht finden! Sie zitterte, sie bewegte sich, sie wußte, sie träumte, sie wollte wach werden! Das Datum! Das Datum!

Mit einem lauten Schrei fuhr Cäcilie empor. Sie schüttelte den letzten Schlaf ab, richtete sich auf. Die Lampe brannte noch, aber sie war im Verlöschen, und es roch nach Petroleum. Cäcilie zitterte am ganzen Leibe, sie war wie in Schweiß gebadet. Auf den Bettrand setzte sie sich, denn sie hatte Angst, wieder einzuschlafen. Mit Gewalt suchte sie die Augen zu öffnen. Die Lider waren verquollen und sie fühlte

sich totmüde. Nun taumelte sie zum Fenster, riß es auf und blies die sterbende Lampe aus. Der kalte Luftzug machte sie lebendig, und, nachdem sie nach einer Weile wieder das Fenster geschlossen, machte sie sich klar, daß sie auf der linken Seite gelegen bei ihrem Traum, darum schob sie ihr Kissen zurecht, wickelte sich in die Decke und legte sich nach rechts.

Am andern Morgen hatte sie den ganzen Traum vergessen, nur die Grabschrift wußte sie noch, und nach langem Nachdenken kam sie mit sich überein, aus der Not des Traumes, die Daten nicht finden zu können und auch nicht den Familiennamen zu nennen, eine Tugend zu machen. Sie rief Marie und fragte:

— Willst du mir etwas versprechen?

— Gern, liebe Tante!

— Gieb mir deine Hand darauf.

— Hier.

— Also höre. Mein dringender Wunsch, mein Herzenswunsch ist, daß ihr einmal auf mein Grab keinen Namen setzt. Die Fremden geht es nichts an und ihr wißt, wer da liegt. Ich bin immer Tante gewesen. Also schreibt nur die Worte — hörst du, ohne jeden Zusatz: „Hier ruht Tante Cäcilie."

66.

Jetzt kamen wirklich die Leidenstage für diese beiden Menschen, die zur großen Geselligkeit nicht gemacht schienen

Sie irrten in den Ballsälen umher, in den Kleidern, die sie nicht für überelegant, aber doch für ganz hübsch und nett hielten, die jedoch in Wirklichkeit geschmacklos waren.

Irene nahm ihre Schwester bei Graf Roneck, der seiner Töchter wegen seit längerer Zeit alljährlich einen Ball gab, in eine Ecke und sagte ihr, so könne sie doch gar nicht mit Marie in die Öffentlichkeit gehen, in einem solchen Aufzuge. Wenn sie ihr nur ein Wort davon gesagt hätte, würde sie ihr geholfen haben. Es wäre ja der reine Skandal, wie sie sich hergerichtet hätten, und sie könnten so doch nur allgemeines Gelächter erregen.

Cäcilie war traurig, nicht für sich, mein Gott, die Leute mochten doch von ihr sagen, was sie wollten, aber für ihre Nichte, und nachdem Irene sich von ihr getrennt, um sich zu ihren Bekannten zu setzen, verkroch sie sich in einen Winkel des großen Saales vom Hotel International, wo der Ball stattfand, und blieb dort regungslos sitzen, die Augen auf die Française geheftet, die eben getanzt wurde.

Dazu war beinahe alles unterwegs, auch ältere Damen und Herren, sodaß rechts und links von ihr eine lange Reihe von leeren Stühlen stand und sie nun verlassen in der Mitte saß, keine Seele auch nur in der Nähe. Aber es fehlte ihr niemand. Sie war froh, allein zu sein, sie fühlte sich ein wenig beängstigt und verletzt durch Irenes Worte. So beschäftigte sie sich nur damit, mit den Blicken ihre Nichte zu verfolgen, die in einem der Vierecke tanzte.

Dazu beugte sie sich bald rechts, bald links, je nachdem ihr jemand bei den Verschlingungen des Tanzes die Aussicht versperrte, und da sie sich unbeobachtet wähnte, legte sie jeden Zwang ab, lächelte jedesmal erfreut, wenn sie Marie durch die Kette der anderen Menschen hindurch gewahrte, und

versuchte ihr zuzunicken, einen Blick von ihr zu erhaschen. Dabei schlug sie mit dem Fuße unwillkürlich den Takt.

Dann lehnte sie sich zurück, und leise begann Traurigkeit sich in ihre Seele zu schleichen. Sie hatte Sehnsucht nach ihrem Daheim. Die Hände hätte sie regen wollen in Haus und Küche, für jemand sorgen, nach einem sehen. Ihre Gedanken irrten ab. Wozu verfaß sie eigentlich hier ihre Zeit, wenn Marie dadurch doch nicht zu helfen war! Aber sie hatte es ja selbst gewollt. Nun sehnte sie sich wieder fort. Sie war eben nicht in ihrem Element, ein umgepflanzter Baum in einem Erdreich, das seiner Art nicht zusagt, ein Tier in einem Klima das ihm nicht paßt, ein Mensch vom Lande in der Stadt, ein Seemann im Gebirge, ein Älpler in endloser Ebene, die Nordländerin im heißen Süden.

Cäcilie blickte auf die beiden Reihen leerer Stühle rechts und links, lugte auf den schmalen Ausschnitt ihres Kleides, als wäre die hohe Spitze, die sie eingelegt, etwa doch nicht hoch genug, zog sich die weißen Handschuhe über die mageren Arme, rückte hin und her und fühlte sich plötzlich tot-unglücklich.

Sie war so mit sich beschäftigt, daß sie gar nicht gewahr wurde, wie sich ihr ein Herr genähert. Und nun schrak sie zusammen, als er sagte:

— Gnädiges Fräulein, ich soll Ihnen einen Gruß bestellen!

Sie blickte erschrocken auf. Der vor ihr stand, war mittelgroß, dunkelblond, an den Schläfen ein Hauch von Grau. Er hatte einen kleinen, kurzen Schnurrbart über einer seltsamen Nase, etwas aufgeworfen, mit einer leise angedeuteten Furche in der Mitte, als wären die Knorpel nicht recht vereinigt. Die Stirn war hoch, Falten liefen darauf hin. Vom Alter konnte es nicht sein, denn er mochte noch nicht vierzig zählen,

aber vielleicht von geistiger Arbeit oder auch nur von einer Angewohnheit, die Stirn zu runzeln.

Cäcilie sah ihn fragend an. Er hielt seine Handschuhe zwischen den Fingern, dehnte sie, zog daran, während er fortfuhr:

— Ihre Frau Nichte läßt sie grüßen. Prinzeß Roiningen. Ich habe sie vor ein paar Tagen in Berlin gesehen.

Nun war die Brücke geschlagen. Sie lächelte freundlich und fragte erfreut, wie es ihr ginge. Der Herr steckte beide Hände in die Hosentaschen und blieb so vor ihr stehen, daß ein leichter Schatten von seiner Gestalt auf Cäcilie fiel. Er erzählte, er habe Lilli öfters in Berlin gesehen. Und nachdem sie gefragt, er geantwortet, machte sie eine Bewegung, als lüde sie ihn ein, sich zu setzen.

Sie hatte sich dazu nach links gewendet. Er aber nahm rechts Platz mit den Worten:

— Das ist mein gutes Ohr. Ich höre schlecht.

Nun setzte er sich und beugte sich vor, während sie sich unterhielten. Er schien von ihnen allen zu wissen, war über die Familien genau unterrichtet, nahm Anteil an allem, und die Unterhaltung floß dahin, als hätten sie sich immer gekannt. Dabei meinte sie, ihn doch noch nie gesehen zu haben, natürlich hatte er sich in der großen Menge vorstellen lassen, denn er that ja, als kennte er sie. Er war ihr also entgangen, und da nichts besonderes an ihm war, hatte sie ihn übersehen.

Sie sprachen über den heutigen Ball und sie fragte:

— Tanzen Sie denn nicht?

Aber im selben Augenblick ward sie sich mit Schreck bewußt, daß er darin vielleicht eine Andeutung sehen könnte, daß sie nicht engagiert sei. Sie errötete ein wenig und wollte es verbessern:

— Ich meine, Sie gehen wohl viel aus?

Jetzt lachte er, sein Mund ward breit, seine Stirn glatt:

— Oh nein. Ich liebe das nicht. Gar nicht. Es interessiert mich nicht. Ich habe von meinen Leutnantsjahren ganz genug davon.

Er erzählte nebenbei, er wäre Offizier gewesen. Und im Gefühl, einen Menschen getroffen zu haben, der auch im Gesellschaftsleben nicht aufging, klagte sie, wie ungemütlich sie sich hier fühle. Er blickte sie immer mit teilnehmendem Lächeln an, und es ward ihr nicht schwer, ihm ihr Herz auszuschütten. Sie fühlte Vertrauen, ohne darüber weiter nachzudenken.

Und nun sagte er, daß er sie hier habe allein sitzen sehen und deshalb herübergekommen wäre, um sie zu unterhalten. Sie möchte doch guten Mutes sein, dieses „treffliche Fest" ginge auch vorüber, wie alles in der Welt. Und sie solle das Gute heraussuchen, wie sie es doch sonst thue, das wüßte er. Nichts wäre an und für sich uninteressant, aus allem könne man lernen. Nun entwarf er ihr ein Bild von diesem Balle, in einer Sprechweise, als flössen ihm ununterbrochen neue Vorstellungen zu, so daß er einen begonnenen Gedanken kaum beendete, Zwischensätze einschob, vom hundertsten ins tausendste kam:

— Die Menschen müssen sich doch auch mal sehen, nicht wahr? Na und daher die Geselligkeit. Und hier wird gleich alles im Ramsch abgemacht — fünfhundert auf einmal. Alle kommen mit verschiedenen Absichten. Die Einen wollen sich unter den Töchtern des Landes umschauen. Andere halten es für nötig, sich zu zeigen, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Sie glauben nicht, wie schnell ein Mensch vergessen wird. Wer hier eine Rolle gespielt hat, der ist in zehn, was sage ich, in drei Jahren rettungslos vergessen. Es ist wie beim

Mimen, dem die Nachwelt u. s. w. Aber nun denken Sie an romanische Länder zum Beispiel, dort giebt es die Straße, den Markt, dort trifft sich alles. Das ganze nationale Leben spielt sich viel mehr im Freien ab. Bei uns wird das hier abgemacht. Und glauben sie nur nicht, daß diese Menschen alle selbstsicher wären. O nein. Sehen Sie nur dort drüben die beiden Mütter, die ihre Töchter beobachten, mit wem sie sprechen, tanzen, welchen Eindruck sie wohl machen. Wie eifrig unterhalten die sich scheinbar, in Wirklichkeit sind sie beide nervös. Haben Sie die Fuß- und die Fächerbewegung gesehen? Vielleicht giebt es auch menschliche Niedertracht hier. Aber die ist überall. Die Nullen drängen sich immer vor. Deswegen ist's nicht reine Schlechtigkeit. Es ist ein Gemisch von naivem Egoismus und von allerhand Unterströmungen. Aber das ist nicht etwa hier in der Gesellschaft schärfer, wie wo anders. Es ist überall so, wo Menschen zusammenkommen. Nur die Ausdrucksweise ist verschieden. Und mir ist die durch Sitte und gute Manier gedämpfte, in Schranken gehaltene Feindschaft lieber, als die rohe Gemeinheit. Deswegen ist ein Faustkampf in einer Matrosenkneipe auch interessant oder eine Schlacht, zwischen Holzflößern und Jägern und Paschern im Hochgebirge. Dort bin ich am liebsten. Ich liebe das große Schweigen über den Gletschern und Eiswüsten, die unendliche Stille in den himmelhohen Felsen, oder auch nur die tiefe Ruhe des Waldes. Alles das ist schöner, wie das hier. Obwohl diese Flucht in die Einsamkeit vielleicht in meinem schlechten Gehör begründet ist. Alles, alles ist natürlich zu erklären. Und man muß das beste, das charakteristische immer heraussuchen. Dann kommt man über alles weg. Sehen Sie, ich lese lieber ein gutes Buch, sehe mir lieber eine Kunstsache an, bin lieber in der großen, heiligen

Natur, die doch das schönste bleibt. Aber warum nicht auch einmal hier sein? Da sehen Sie, wie wunderhübsch das Bild ist — rechts zehn, zwanzig, dreißig . . Stühle an der weißen Wand, links zehn, zwanzig, dreißig Stühle, die das schimmernde Parkett einschließen, und dort in der Mitte die Française, verschiedenfarbige Kleider, verschiedene Uniformen und als Tintenflecke ein paar einförmige Fracks. Aber das giebt doch Farbentupfen. Sehen Sie mal dort den wundervollen Kopf von dem alten Herrn mit der scharfen Nase und der riesigen Platte, wie das Kinn zurückflieht — der reine Raubvogel. Da diese schöne Frau. Nur von weitem. In der Nähe hat sie zuviel Runzeln, obwohl das eigentlich schöner ist, als das unausgebildete flache Gesicht eines ganz jungen Mädchens . . .

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört, und wie er halblaut sprach, entweder weil er die Tonstärke nicht so beurteilen konnte, oder weil es seine Manier so war, gewann sie völlig Vertrauen zu ihm. Sie fühlte sich sicher, es war, als lenkte er sie mit seinen Worten, und sie begann mit seinen Augen zu sehen. Sie schaute sich um, und wie verwandelt schien ihr alles. Ja, es war interessant, man mußte nur recht hinblicken.

Aber da sagte er:

— Ich werde nun auch gehen. Meine Frau wartet mit dem Thee. Sie konnte nicht kommen. Wissen Sie, ich schleiche mich ganz still fort. Das merkt kein Mensch. Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, nach Haus zu kommen! Das bleibt doch immer das beste. Alles andere ist ja so furchtbar gleichgiltig!

Freudig und überzeugt meinte Fräulein von Sarryn:

— Ja! Ich bin auch am liebsten zu Haus!

Er neigte sich zu ihr:

— Seien Sie nicht böse, bitte etwas lauter, ich habe nicht verstanden. Jeder hat etwas zu tragen und mir könnte das auch manchmal das Leben verbittern — wie Ihnen so ein Ball.

Sie ward verlegen, das Gleiche wiederholen zu sollen, denn sie meinte, ein zweites Mal könnte sie nicht denselben überzeugten Ton treffen. Darum sagte sie:

— Ich habe gemeint, daß ich am liebsten in meinen vier Pfählen bin.

Er nickte, kniff ein wenig die Augen zusammen daß sich seine Wange hinaufschob, sah scharf hinüber und erhob sich:

— Die Française ist aus. Blasen Sie noch Trübsal?

Sie lachte herzlich:

— Nein, ich bin ganz geheilt.

— Na, dann ist der Abend doch zu was gut gewesen.

Er machte eine Verbeugung, die sie mit etwas steifem Kopfneigen erwiderte, dann ging er, die Hände in den Taschen seiner Frackhose, mit leichtem Wiegen der Schultern über die spiegelnde Parkettfläche, und ehe Cäcilie recht sich besonnen, war er verschwunden, gleich einer Erscheinung. Aber er hatte ihr Mut zurückgelassen, und sie empfing nun Marie, die mit einem jungen Herrn im Frack wiederkam, lächelnd und bester Laune. Der junge Mann, der in Anzug und Äußerem keinen sehr bestechenden Eindruck machte, ja etwas gewöhnlich aussah, empfahl sich schnell.

Als dann Cäcilie mit Irene im Laufe des Abends wieder zusammentraf, raunte ihr die Schwester zu:

— Du mußt ein wenig aufpassen, mit wem Marie tanzt. Sie ist, finde ich, ganz unter die zweite Klasse gekommen. Da muß man vorsichtig sein, mal nein sagen oder so was. Sonst erbt sich das so fort. Heute Abend hat sie mit lauter

jungen Leuten getanzt, die man nicht kennt. Irgend welche obskure Referendare. So was wird epidemisch, glaube mir, ich verstehe das. Es ist, als empfehle sie dann einer dem anderen. In dem Carré vorhin waren lauter Rauhbeine . . .

Marie hatte die letzten Worte gehört. Sie sagte ziemlich scharf zu Irene:

— Tante, ich denke, vor allem müßten die Herren, die du möchtest, zu mir kommen. Sie kommen aber nicht, und ich kann ihnen doch nicht nachlaufen.

Frau von Börking antwortete sehr kühl:

— Weil du es eben von Anfang an versehen hast, meine Liebe — voilà.

Marie zuckte die Achseln. Irene war fort. Aber Cäcilie hatte als Nachwirkung ihres Gespräches von vorhin sich ein solches Darüberstehen bewahrt, daß sie die Nichte beruhigte mit den Worten ihres Unbekannten, die ihr großen Eindruck gemacht:

— Es ist ja so furchtbar gleichgiltig!

Günther Börking aber, sehr weiß jetzt und ein wenig pumplich geworden, sodaß seine Eleganz ihm nicht mehr recht stand, machte gleichfalls seine Frau aufmerksam auf die minderwertigen Tänzer ihrer Nichte. Sie konnte es nicht ändern, sie meinte nur, indem sie die Lippen aufwarf:

— Wie man sich bettet — schläft man. Wenn man die ganze Geschichte überhaupt falsch andreht . . . .

Worunter sie verstand, daß durch ihre Hilfe die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Eines wußte sie, wenn sie nächstes Jahr ihre Eva-Marie herausbrachte, die trotz ihrer achtzehn nicht erschien, weil sie zu „zart", in Wirklichkeit aber weil sie zu schwächlich war, dann sollte die Sache freilich ganz anders angefangen werden.

Aber noch andere machten ihre Bemerkungen. Man fand allgemein Fräulein von Rangenhofen recht garstig; ja ein Leutnant nannte sie eine „Schauerparze", und alle wunderten sich, daß es die Schwester der hübschen Prinzessin Roiningen sein sollte. Ein Rittmeister sagte:

— Ihre Ballmutter, Fräulein von Sarryn, sieht doch auch Frau von Börking nicht ähnlich und sie sind doch ebenfalls Schwestern.

Das griff ein junger Amtshauptmann auf:

— Hören Sie mal, dieses Fräulein von Sarryn ist aber bitter!

Der Rittmeister meinte:

— Aber sehr bescheiden und soll riesig tüchtig sein, sagt meine Schwester.

— Aber aussehen thut sie! Gottes Donnerwetter, da ist schon's Ende von weg!

Auch ältere Leute, die nicht aufs Äußere allein gingen, freuten sich, daß ihre Tochter denn doch besser aussehe, oder fanden es unbegreiflich, wie Frau von Börking, die so elegant wäre, da nicht ein Wörtchen mitspräche. Dann wurde erzählt von den Familienverhältnissen. Einer frischte den Unglücksfall wieder auf, der die Rangenhofenschen Kinder zu Waisen gemacht; einer erinnerte sich Cäciliens Vater; jemand sprach von Ida oder man wußte, welche gute Partie menschlich wie an Namen und Geld Lilli geworden. Dann war es, als ob diese Prinzessin bei vielen alles wieder gut mache, bei anderen aber erregte es stille Bewunderung, wie diese alte Jungfer ihren Platz in der Welt ausfüllte und die leise Lächerlichkeit ihres Auftretens gewann einen fast rührenden Anstrich.

Ja einzelnen Zartempfindenden that es weh, mit ansehen zu müssen, daß eine wertvolle Frau, die anderwärts etwas

leiſtete, ſich zum Geſpött machte vor Modeaffen, Geſellſchafts-läufern und Oberflächenmenſchen, die an Herzensbildung, Gemütstiefe und Tüchtigkeit nicht wert waren, ihr die Schuh-riemen zu löſen.

Und dieſe begegneten ihr beſonders freundlich, konnten es aber nicht hindern, daß Cäcilie öfters noch ganz allein daſaß oder Marie an der Seite, eine Gruppe für ſich, als ginge ſie die übrige Geſellſchaft nichts an.

Sie war ſelbſt ſchuld daran, ſie fing keine Geſpräche an, ja ſie ſetzte begonnene Beziehungen nicht einmal fort. Sie hatte das Gefühl: nur um Gottes Willen ſich nicht auf-drängen. Und immer zu ihr kommen wollte niemand. Die einen begannen ſchließlich ähnlich zu empfinden wie ſie, andere meinten in einer gewiſſen Überzeugung ihres Wertes, ſie möchte nun auch einmal ſie anreden, die Schwachen aber befürch-teten, ſich lächerlich zu machen, wie nur wenige gut Gekleidete, wenn auch ſonſt ihr Herz ohne Vorurteile iſt, gern etwa mit einem bis zur Abgeriſſenheit heruntergekommenen Freunde aus alter Zeit auf belebter Straße gehen mögen.

So irrten denn dieſe beiden Weſen, gleich rührenden Schatten, bemüht, ihre vermeintliche Pflicht, auch einmal auszugehen, zu erfüllen, durch die Geſellſchaft. Marie ein wenig verbiſſen, und je weniger es ihr glückte, ſpöttiſch werdend mit einem verächtlichen Lächeln um den Mund. Cäcilie aber mit jener Heiterkeit der Seele, die ihr durch die vorigen Worte des Geſpräches eingehaucht worden.

Bei einem Bekannten erkundigte ſie ſich, wer der Fremde geweſen. Er wußte es nicht. Sie beſchrieb ihn, da entſann er ſich, ja ſo, der ſchriebe wohl Romane, Novellen und ſo etwas hätte er gehört. Genaueres könnte er nicht ſagen, denn er leſe nur wiſſenſchaftliche Sachen. Dann kamen ſie aus-

einander. Sie hatte den Namen vergessen, doch in ihr blieb seine Aufrichtung, ihr gespendet, als kenne er sie so genau wie ein Geschöpf seiner Phantasie.

Und als sie mit ihrer Nichte zu Haus ankam, totmüde, und die beiden vor dem Zubettegehen, nachdem sie einen Morgenrock übergeworfen, ein paar Äpfel aßen, vergegenwärtigten sich sich noch einmal diesen für einige Zeit letzten Ballabend. Marie sagte:

— Gott sei Dank, liebe Tante, daß es vorbei ist.

Cäcilie meinte:

— Na, es war doch ganz interessant!

— Ja, ja, ganz interessant.

Sie schnitten die Schale ab in dünne Spiralen, sorgfältig, daß nichts umkäme. Dann sagte Fräulein von Sarryn plötzlich:

— Eigentlich ist's doch am besten zu Haus.

Lebhaft fiel Marie ein:

— Ja, da hast du recht, da hast du recht!

Und Cäcilie sprach vor sich hin, indem sie die eigenen Gedanken wiedergab, wenn auch ein wenig in fremder Fassung:

— Das beste ist doch die Familie, das Daheim! Alles andere ist ja so furchtbar gleichgiltig!

67.

Auf gegenseitiges Übereinkommen, verzichteten Tante und Nichte auf die beiden letzten Bälle, die sie noch hätten mitmachen können. Sie hatten zuerst Furcht voreinander, doch

als sie es sich eingestanden, lachten sie so von Herzen, wie nicht seit jenem Tage, da sie mit den angehenden Studenten das „Bachanal" abgehalten. Im Anfang hingen sie der Sache ein Mäntelchen an: es hieß, die Feste, die sie bisher mitgemacht, hätten genügt, dem jungen Mädchen eine Anschauung auch von dieser Seite des Lebens zu geben, als dann aber erst einige Zeit verstrichen war, kam ihnen ihre gemeinsame Irrfahrt über das Parkett höchst komisch vor. Sie lachten und spotteten sogar über die Rolle, die sie wahrscheinlich gespielt.

Nur der Besuch des Hofballes blieb von Wert für Marie, die der Anschauung war, jedes adlige Mädchen wäre es sozusagen seinem angestammten Herrscherhause schuldig, sich einmal zu melden und zu zeigen.

— Ich habe es auch so gehalten! — sagte Cäcilie.

Und Fräulein von Sarryn ward sich klar, daß der Mensch Entfernung braucht, um eine Sache zu beurteilen, daß alle Schwierigkeiten an Größe und Wert verlieren, ja sich lösen, wenn Zeit darüber vergeht.

So ging es auch mit den beiden Jungen: es gab kein Zögern, keine Absage, das schien überwunden zu sein, und zu den Osterferien kamen sie beide.

Fritz war fast ebenso verändert wie als er zu Weihnachten, als Koloß erschienen. Diesmal sah er wieder ganz menschlich aus, der Bierbauch war geschwunden, und er machte nur einen breiten kräftigen Eindruck. Dagegen saßen ihm in dem fast bartlosen Gesicht zwei schlecht vernarbte Quarten und eine nur wenige Nadeln lange Terz, bei derem Anblick Cäcilie den Finger hob:

— Ei, ei!

— Laß man gut sein, Tante! — gab er schmunzelnd zurück.

Ernst war der gleiche geblieben, nur männlicher sah er

aus; der Schnurrbart, an dem er immerfort mit zwei Taschenbürstchen arbeitete, war schon ziemlich stark entwickelt, und schon dadurch hatte er nicht mehr die große Zwillingsähnlichkeit mit seinem Bruder wie früher.

Als erste Neuigkeit teilte er sofort mit, daß er sich entschlossen hätte, Heidelberg zu verlassen. Er erklärte, eingesehen zu haben, so ein kleines Nest wäre eben doch nicht das richtige, und mit einem Mal sprach er von der Neckarstadt in wegwerfendem Ton. Fritz meinte, das hätte er von Anfang an gefunden, da wäre denn doch Leipzig eine verflucht andere Sache. Doch Ernst lächelte überlegen. In eine Provinzstadt ginge er nicht, die könnte ihn überhaupt nicht locken. Es gäbe eine einzige Stadt in Deutschtand, in der man überhaupt nur leben könnte, und das wäre selbstverständlich Berlin. Dort würde er studieren.

Fritz lachte ihn aus, versuchte, verächtlich zu berlinern, was ihm jedoch nicht recht gelang, und stellte die Behauptung auf, Leipzig hätte etwas viel Großstädtischeres als Berlin. Darüber stritten sie eine Weile, und hatten dabei beide die Reichshauptstadt noch nie gesehen.

Cäcilie war der Gedanke, daß Ernst nach Berlin gehen wollte, ängstlich, aber sie tröstete sich damit, er hätte ja Lilli dort und schließlich sah sie sogar einen Vorteil darin. Die Geschwister konnten sich täglich sehen. Die Familie lief nicht so auseinander. Und dann hatte er einen Rückhalt, der ihm gewiß gut thun mußte.

Sie sagte es ihm, und er stimmte bei, meinte nur, er würde in einem ganz anderen Stadtviertel wohnen müssen, wie Lilli, soviel hätte er schon von anderen gehört und auch den Plan Berlins studiert, denn der Königsplatz oder seine Umgebung wäre selbstverständlich zu teuer.

Diese Vernunft freute Cäcilie, und daß er sein anschmiegendes Wesen sich bewahrt. Er war derselbe liebe Junge wie früher, weich und zärtlich, der jeden Abend Schwestern wie Tante umarmte und jeden Morgen Cäcilie ritterlich die Hand küßte, während Fritz sich begnügte, ihnen flüchtig ein paar Finger zu reichen.

Nur eines hatte Ernst diesmal nicht gethan: er hatte noch nicht von irgend einer Verliebtheit gesprochen. Das war ungewöhnlich. Cäcilie erwartete, daß es täglich bei irgend einer Gelegenheit kommen würde, und sie hatte nun, wo er älter war, ein unbestimmtes Bangen davor.

Doch die Ferien vergingen, und er sagte kein Wort. Sie fühlte sich erleichtert. Es war das beste so. Sein entzündbares Jünglingsherz war zur Vernunft gekommen.

Von Berlin aus schrieb er nun auch lange Briefe, und sie erfuhr, einmal durch ihn, einmal durch Lilli, daß er bei ihr gewesen. Er schien fast täglich, dann wenigstens wöchentlich mehrmals bei den Geschwistern zu sein, obwohl er ziemlich weit entfernt im Nordosten wohnte.

Der Sommer kam mit den großen Ferien, aber die Jungen nicht, denn Ida hatte sie, ihrer Familie sich plötzlich erinnernd, nach Himmelsthür eingeladen.

Da bezog denn Cäcilie für ein paar Wochen, im nahen Klotzsche in der Dresdener Haide, eine bescheidene Sommerfrische. Der Arzt hatte es für die kleine Cécile angeraten, die ein wenig schnell gewachsen und bleichsüchtig war. Und auf vierzehn Tagen folgte ihr dorthin, während des Manövers, Else mit ihren Kindern. Es wurde gemeinsame Wirtschaft geführt, sehr bescheiden, denn beide Parteien mochten nicht viel ausgeben. Ja schließlich überbot man sich im Bestreben, es billig zu machen, und es gab so spärlich zu essen, daß

Cäcilie bange ward, eine solche Sommerfrische möchte Cécile nicht helfen.

Aber wie Leute, die in ihren Verhältnissen zurückkommen, oft nur schwer sich entschließen einen Pflock zurückzustecken, so war es ihr jetzt umgekehrt peinlich, ihre Lebensweise zu erhöhen, und schließlich wurde die reine Komödie daraus. Sobald das Abendessen — bei dem es vor allem knapp zuging, vorüber war — zogen sich beide Familien zurück, denn man ging zeitig schlafen, da das Leben den ganzen Tag im Freien sie müde gemacht.

Nun begann auf der Sarryn-Rangenhofenschen Seite eine geheimnisvolle Thätigkeit, ein Tellerauspacken, leise, daß sie nicht klappern sollten, ein Besteck-zurecht-legen, ein Kramen in Vorräten, wie von Heinzelmännchen in der Nacht. Und dann wurde ein zweites Abendessen abgehalten. Auf dem Waschtisch — die drei wohnten und schliefen in einem einzigen sehr großen Zimmer — kochte Marie Thee, Cäcilie nahm Brot, Butter, Wurst, Schinken und Käse aus den Tiefen des Kleiderschrankes, während Cécile die drei Tassen, die sie von zu Haus mitgebracht, auswischen und den Tisch decken mußte.

Wenn sie dann die Theelöffel verteilte und es auf dem Porzellan klirrte, sahen sich alle drei erschrocken an. Marie hielt den Finger auf den Mund, Cäcilie machte: „Pst", und einen Augenblick lauschten sie zur verschlossenen Nebenthür, die zu Serbens führte.

Wie die verhungerten Wölfe fielen sie über das zweite Nachtmahl her. Aber einen Abend, als die ehemals kleine, jetzt ziemlich wohlbeleibte Else schon schlafen gegangen war, klopfte es, während die drei eben Thee tranken.

Im ersten Schreck wußten sie nicht was thun, und schon waren Marie und Cécile dabei, alles in das offene unterste

Fach des Waschtisches zu schieben, als draußen Hannas, der ältesten Serben Stimme klang. Cäcilie ging an die Thür.

— Was willst du denn, Hannachen?

— Ach Tante, ich wollte ein bißchen zu euch kommen. Mama und die Geschwister schlafen, aber ich kann noch nicht schlafen, denn es ist erst neun.

Cäcilie öffnete. Das rundliche Mädchen, das viel von der Mutter hatte, war ganz erstaunt, den Tisch gedeckt zu sehen und machte gierige Augen, während die Tante ihr ruhig erklärte, daß sie abends noch Thee tränken. Hanna setzte sich dazu: Eine Tasse wurde ihr angeboten. Sie nahm sofort an, und Marie spülte und wischte schnell ihre aus. Das Mädchen, das zwei Jahre mehr zählte, als ihre Cousine Cécile, aber trotzdem einen Kopf kleiner geblieben war, hatte in einem Augenblick die Tasse geleert. Sie bekam noch mehr, sie aß, sie würgte, sie fraß beinahe. Und ihre kleinen, unter zu tief hängenden Lidfalten verborgenen Äuglein glänzten vor Vergnügen. Dann wischte sie sich gesättigt den Mund, gab allen der Reihe nach einen Kuß und verschwand. Und da sie nun einmal die Quelle gefunden, erschien sie am nächsten Abend, wie von ungefähr wieder, bekam lächelnd ihren Teil, sträubte sich ein wenig, aber fiel bald über Brot, Wurst, Schinken und Thee her, als ob sie den ganzen Tag nichts gegessen hätte.

Cäcilie mochte diese Heimlichkeit vor ihrer Schwester nicht länger fortführen und brachte zum nächsten Abendessen, das immer bei Serbens eingenommen wurde, weil dort die Küche lag, von ihren Vorräten mit, indem sie sagte, die Sommerfrische wäre überdies bald zu Ende, und sie hätten noch viel übrig, das sie nicht wieder nach Dresden zurückschleppen wollten.

Else nahm an, und bald wurde es mit Cäciliens Schätzen

knapp. Im stillen schaffte sie neue an, und als sich beide Familien entschlossen, den Aufenthalt, der den Kindern vorzüglich bekam, zu verlängern, war es zur Regel geworden, daß eigentlich sie die Kosten des Abendessens trug.

Die Schwester gab sich damit zufrieden. Ihre alte Neigung, sich gern schenken zu lassen, kam wieder zum Durchbruch. Sie that, als wäre es selbstverständlich, daß sie von der gemeinsamen Wirtschaft ihren Vorteil zöge. Nur einmal hielt sie es für angebracht, ein Wort zu sagen. Sie ließ etwas fallen wie:

— Weißt du, wenn man soviel Kinder zu versorgen hat!

Als Cäcilie lächelnd meinte:

— Aber das ist doch nicht der Rede wert, — gab sie ganz ernsthaft zurück:

— Ja und da bei uns gegessen wird, stellen wir eben Geschirr und so weiter und Wäsche und . . . und . . . das Decken und Abräumen und Aufwaschen nimmt am Ende auch Zeit. Jeder steuert eben das seinige bei. Ich finde diese gemeinsame Wirtschaft zu nett.

Fräulein von Sarryn that es gern. Sie fand, es wäre gewissermaßen ein Ausgleich dafür, daß sie sich in Dresden so wenig um Elses Kinder hatte kümmern können. Und der Aufenthalt hier in der Dresdener Haide, mit den Verwandten zusammen, war ihr wie ein Aufatmen, ein Ausspannen aus dem Joch.

Unmittelbar hinter dem Haus dehnte sich der dunkele Kiefernwald; wenn es anfing zu dämmern, fantastisch schwarz. Die Luft war doch anders, als in der Stadt. Else pflegte zu sagen:

— Man riecht das Ozon!

Obwohl sie damit keinen rechten Begriff verband. Cäcilie

zerbrach sich über die Bestandteile dessen, was sie einatmete, nicht den Kopf, sie sog die Taufrische des Morgens, wie die Sonnendurchtränkte Wärme des Mittags und die Lauigkeit der Abende ein, in vollen Zügen. Sie lief stundenlang, in einfachstem Kleide, das sie rundum aufgesteckt, mit einem großen Strohhut und ihrem weißbaumwollenen Sonnenschirm, in der Haide spazieren.

Sie gingen auf Entdeckungsreisen, die ganze Schaar gemeinsam, rutschten im tiefen Sande Abhänge hinab zur Prießnitz, die unten sich in Windungen hinzog, und deren Wasser, durch die weißen Birkenstämme, das helle Grün, oder die roten Rinden, die Kronen der Nadelbäume, hier und da spiegelte, während man es gluckſen und plätschern und rauschen hörte.

Sie stiegen dann an der anderen Seite mühselig den Thalrand wieder hinan, die mageren — Cäcilie mit den beiden Mädchen — leicht, dagegen alles was Serben hieß und kurz und von größerer Fülle war, schwieriger. Wenn sie dann oben ankamen, lagerten sie sich im Haidekraut, auf einer Lichtung, wo abgeholzte Stämme natürliche Sitzplätze boten, oder im Wald in den Schatten der hohen Bäume auf weichem, glatten Nadelbett.

Die Serben heiß, wie sie angekommen, die Jungen ohne Jacke, denn ihr Vater war kein Freund von Überziehern oder dergleichen, einmal als Soldat, dann der Ersparnis halber.

Von der Cäcilienpartei jedoch hatte jedes sein Jäckchen mit, das Haupt selbst einen alten, schottischen Plaid, der dann sorgsam ausgebreitet wurde, denn es könnte feucht sein, denn es könnte Erkältungen geben, denn es könnte kühl werden.

Damit war Fräulein von Sarryn etwas ängstlich und vielleicht gerade deshalb und weil bei ihr Gummischuhe, Regenschirm, wollene Tücher um den Hals eine beinahe ko-

mische Rolle spielten, waren Schnupfen und Katarrhe in der Familie eine Macht, mit der man rechnen mußte.

Die Rangenhofenschen Kinder, auch Fritz und Ernst, hatten alle darunter gelitten, trotz oder vielleicht wegen wollener Strümpfe und Unterzeug, und obwohl Prießnitzumschläge und Emser Krähnchen häufige Gäste waren.

Wenn dann die beiden Familien sich gelagert hatten, ward ein Butterbrot gegessen und Natur gekneipt. Dabei gab Else unaufhörlich die Versicherung ab, hier wäre es schön, still, ruhig, idyllisch, erhaben, großartig, als höchstes jedoch: „zu nett!" Sie machte ihre Kinder darauf aufmerksam, daß die Stämme der Birken weiß, ihr Laub grün schimmerten. Sie begeisterte sich an der Bläue des Himmels, der auch rot werden konnte gegen Sonnenuntergang.

Sie meinte es gut, aber sie elendete ihre Umgebung, die zur eigentlichen Freude nicht kommen konnte, weil zu oft festgestellt ward, daß sie sich unterhielten.

Darum wäre Cäcilie am liebsten auch einmal allein gegangen, und sie freute sich, als eines Nachmittags Else Besuch von zwei nur ihr bekannten Damen des Regimentes empfing. Ihre Schwester wollte durchaus, sie sollte sie kennen lernen, doch sie blieb fest und benutzte die Gelegenheit, mit den beiden Nichten allein einen Ausflug in die Haide zu machen. Als ihnen Else nachrief, thaten sie, als hörten sie es nicht und duckten sich sogar im Unterholz, um nur ja nicht etwa gesehen zu werden.

Dann folgten sie einem schmalen Wege, der zwei tiefe Räderspuren zeigte. Die beiden Mädchen gingen voraus, Arm in Arm, Cäcilie hinterdrein. Es war heiß und schwül unter den Bäumen. Als auf der einen Seite eine Schonung kam, brannte die Sonne zwar stärker, aber frischere Luft um-

fing sie, und Cäcilie nahm den Strohhut ab und hing ihn an die Krücke ihres Schirmes. Sie war nicht braun gebrannt von der Sonne, sondern war nur rot geworden, rot wie ein gesottener Krebs.

So schritt sie langsam hin, mit ihrem ein wenig schiebenden Gang, ein Lächeln auf den Lippen, ein glückliches, über den Frieden, der sie umgab, über die Schönheit von Gottes Welt, die sich hier vor ihr ausdehnte, nicht gewaltig zwar, aber doch etwas, das ihre Sinne und ihre Seele allmählich zu begreifen begannen.

Sie hatte kein Naturgefühl besessen. Ihr, die in der Stadt erzogen, fehlte die eigene Anschauung, und auch eine Umgebung von Menschen hatte ihr gemangelt, die sie gebildet und aufmerksam gemacht hätte. Aber wie es ihr Schicksal schien, alles selbst erreichen zu sollen, wie es der Zufall, die Entwicklung ihrer Pflegebefohlenen brachte, so griff sie nun gleich einem Kinde auf, was sich ihr bot.

Sie eilten jetzt vorwärts, ihrem Lieblingsplatze, jenseits des Prießnitzbaches, zu. So schnell waren sie noch nie, durch das Gestrüpp, den Sand herabrutschend, hinübergeeilt, und als sie sich drüben lagerten, waren sie dermaßen außer Atem, daß Cäcilie doch erst wieder an die Gesundheit dachte und ängstlich rief:

— Schlagt nur ja die Kragen hoch, Kinder, daß ihr euch nicht erkältet.

Als sie sich dann aber abgekühlt hatten, blieben sie sitzen, unbeweglich, ohne ein Wort zu sprechen. Ab und zu that Cécile eine Frage, doch nur leise, und sie war an Marie gerichtet, während Cäcilie still für sich blieb. Sie hatte den Plaid ausgebreitet und legte sich, den rechten Ellbogen darauf gestützt, nachdem sie sich sorgsam den Rock über die Knöchel gezogen

Eine doppeltgewachsene Fichte breitete ihre Krone über ihnen aus, hinter ihnen zog die Straße hin, sodaß sie sich doch in der Nähe des Verkehrs fühlten. Vor ihnen lag frei die Aussicht auf das Waldthal, die unendliche Haide mit ihrem Meer von grünen Baumwipfeln, in dem die Birken helle Inseln bildeten. In Wellenlinien floß der Hügelrand hin, dem Zweig- und Parallelzüge sich anschlossen. Auf einer Lichtung stand gegen den Himmel eine gewaltige Kiefer mit, in der Sonne rotleuchtendem Stamm, deren Wipfel sich anschaute, wie eine Pinie.

Dann kam das Arsenal in halber Sehweite, die erste Andeutung menschlicher Anwesenheit in dem großen Waldbezirk, darunter aber dämmerig, bläulich im Sonnenlicht, der Elbkessel, in dem man Dresden ahnte mit seinen Straßenzügen, Plätzen, Kirchen, Brücken, zu beiden Seiten des Stromes gelagert. Drüben abermals ein Bergrand, der höher ward links, wo er in die Sandsteintürme, Schroffen und Tafelgebilde der sächsischen Schweiz überging.

Cäcilie blickte lange hinaus. Sie dachte nicht, sie ruhte Geist und Körper aus.

Da raschelte es neben ihr. Sie wendete sich zur Seite und nun gewahrte sie im Haidegras, das eine Pfötchen wie eine Hand auf einen stärkeren Zweig gestellt, den spitzen Kopf erhoben, mit den winzigen, klugen, runden Aeuglein um sich blickend, eine grüne Eidechse, die bewegungslos, nur züngelnd ab und zu, gleich einem kleinen Krokodil sich umsah.

Cäcilie rührte sich nicht, das Tierchen ja nicht zu verscheuchen. Lange konnte sie es betrachten, und so aufmerksam hatte sie noch nie ein so zierliches Geschöpf angesehen. Sie entdeckte verschiedene Farben, bläulich schillernde Stellen, dunklere Zeichnung auf dem Rücken und die unendliche Menge Schüpp-

chen, die, von einem Sonnenfleck getroffen, glitzerten und spielten in allen Farben des Regenbogens.

Da machte Marie eine Bewegung, und wie der Blitz hatte die kleine Eidechse den Ast mit dem Füßchen niedergedrückt, sich abzuschnellen, wand sich durch das kleine Gezweig, der Schwanz war noch einen Augenblick sichtbar, dann ward er dünner, dünner und verlor sich unter den Blicken, etwa wie ein Gegenstand, den ein Taschenspieler zwischen den Fingern zerreibt, und der verschwunden ist, während man ihn noch zu sehen meint.

Fräulein von Sarryn war förmlich traurig, aber wie sie so auf die Stelle schaute, gewahrte sie, daß sich dort etwas anderes regte: ein Käfer kroch des Weges, groß, rotbraun mit dickem Leib. Er lief bedächtig hin auf seinen langen Beinen.

Ein anderes ganz kleines Käferchen, goldig glänzend, kletterte über ihm an einem Grashalm, wie ein Akrobat an der Stange. Als der Halt so dünn ward, daß er sich beugte unter der Last und auf und niederschwuppte wie eine Angelrute, lüftete das winzige Tierchen die schillernden Flügeldecken, ließ sie kreisen, daß die, kleinen Fliegenähnlichen Flügelchen ein Stück darunter vorguckten, und mit einem Male erhob sich der kleine Kerl mit unmerklichem Summen in die Luft, daß Cäcilie den runden Leib eine Weile verfolgen konnte, um den, wie bei einer Windmühle, die Flügel schwirrten.

Und nun, als hätte ihr Blick sich geschärft, entdeckte sie dort, wo sie bisher nichts gesehen, als etwas struppiges Gras, Haidekraut, Nadeln, Sand, plötzlich eine Welt im Kleinen, ein Leben, wie in einer Stadt auf belebtem Platz: eine Waldameise mühte sich ab, die mit ihren großen Zangen ein Stückchen Holz gepackt, ihre Last fortzuschleppen. Eine andere kam, zog scheinbar nach der falschen Seite, als stritten sie sich um

die Beute, in Wirklichkeit jedoch steuerte sie nur das lange Ende durch das Wirrsal von Halmen hindurch.

Eine Wespe summte daher und setzte sich auf das Bündel Haidekraut.

Winzige Fliegen mit langen, übereinandergefalteten Flügeln saßen an dem Stamme der Kiefer. Und wie Cäcilie noch hinsah, entdeckte sie einen langen, hellen, gelben Tausendfuß, dessen ganzer Leib in Thätigkeit war, sich an jeder Stelle des endlos langen mit kleinen Füßchen besetzten Leibes bewegte. Ein Marienkäferchen saß an der Spitze eines Blättchens, die roten, schwarzgetupften Flügeldecken gelüftet. Aus der Borke des Baumstumpfes, an dem Cäcilie lehnte, schaute ein Wurm mit kohlschwarzem Kopf, als wollte er sich erst einmal umsehen, ehe er weiter arbeitete. Eine Grille zirpte irgendwo in der Nähe. Ein Fink schlug, und ihr scharfes Ohr vernahm irgendwo in der Tiefe unten im Grund, nun da es schon begann Abend zu werden, das Quaken eines Frosches.

Cäcilie blieb regungslos, ganz benommen, als sei ihr eine neue Seite des Lebens aufgethan worden, von der sie nie eine Ahnung gehabt. Sie lauschte hinaus, sie sah in die Nähe, alle Sinne spannten sich ihr an, wie dem Jäger oder Waldläufer: sie hörte das Krächzen der Krähen, in der Weite bellte irgendwo ein Hund, sie sah, und das Herz klopfte ihr dabei, etwas, das sie noch nie erblickt: ein rotes Eichhörnchen mit hoch erhobenem Schwanz, wie ein Federbusch, im Galopp zwischen zwei Bäumen hinlaufen, es huschte an einem Fichtenstamm in die Höh, war verschwunden, da tauchte der Kopf an der anderen Seite des Baumes wieder auf. Und sie blickte ins Leere, das Tierchen war fort.

Aber wie sie es hinauf verfolgt in das Geäst, sah sie mit einem Mal, daß der Himmel begonnen hatte, sich zu ver-

färben, und sie starrte auf das Schauspiel der untergehenden Sonne, als hätte sie auch das noch nie gesehen.

Der Himmel war blaß geworden, jetzt rötete er sich ganz wenig, immer stärker. Gelbe, violette Tinten vermittelten den Übergang. Einen Augenblick stand alles in grellen Flammen, und gegen den lohenden Horizont stand die einsame Doppeltiefer gleich einem Riesenschatten, an dessen scharfen Umrissen man hätte jede Nadel zählen können.

Sie waren alle drei aufgestanden, um zu gehen, denn die Dunkelheit stand bevor. Cäcilie hätte nicht sagen können, ob die Nichten während dieser ganzen Zeit etwas gesprochen. So vertieft war sie gewesen, und als sie nun einen Blick zu den beiden Mädchen warf, sah sie, daß sie ganz rote Gesichter hatten, auch die nächsten Birkenstämme hatten einen rötlichen Schimmer. Sie hob die Hand: rotbraun schimmerte sie ihr entgegen.

Aber die Sonne sank, sank immer tiefer, und sie hatten noch einen langen Rückweg. Es war ihr doch etwas ängstlich jetzt zu Sinn, und sie überlegte, ob es nicht besser wäre, lieber auf der Straße zu bleiben. Sie hielt Kriegsrat mit Marie, und erfuhr nun zu ihrem Staunen, die Nichte hätte schon mehrmals, jedoch vergeblich, erinnert, daß es zu spät würde.

Cäcilie wollte es nicht glauben, aber dabei stellte sich heraus, daß die beiden Mädchen geschlafen hatten. Geschlafen, während rings umher die ganze Natur für Cäcilie erst erwacht, geschlafen, während ihr eine Welt in Gedanken und Gefühl erstanden.

Sie entschlossen sich, lieber die Straße zu wählen, wenn diese auch auf dem falschen Ufer und auf der Höhe hinzog, denn in der einbrechenden Finsternis mochten sie nicht durch

Thal und Wald. Sie fürchteten sich schon so, und als der Himmel allmählich erblaßte, in dem Rot die violetten, strichähnlichen Wolkenstreifen allmählich schwärzer und schwärzer wurden, endlich nur noch ein fahles Gelb über dem Horizonte stand, so schnell vergehend, daß förmlich ein Schatten niedersank, wie der Vorhang im Theater, da schmiegten sich die drei eng aneinander, hakten sich unter und rannten, was sie nur konnten.

Sie hielten sich mitten auf dem Wege und blickten immerfort zu beiden Seiten ins Dunkel, als drohe von dort eine Gefahr. Dann hielt wohl Marie die Gesellschaft jäh an, deutete auf einen dunklen Fleck im Gebüsch und fragte mit fast versagender Stimme:

— Was ist das?

Sie strengten die Augen an, konnten aber nichts erkennen und blieben nun zögernd stehen.

— Ist da jemand? — fragte endlich Cäcilie. Keine Antwort. Ja, es half nichts, weiter mußten sie auf jeden Fall. Sie konnten nicht die Nacht hier bleiben. Also faßten sie einen Entschluß, und untergehakt, wie sie waren, rannten sie spornstreichs vorbei, während die kleine Cécile laut schrie. Als dann nichts geschehen war, bat sie dennoch, wenigstens in die Mitte genommen zu werden.

Nun war es ganz finster geworden, und Cäcilie fühlte schwer die Verantwortung. Da hatte sie eine tüchtige Dummheit gemacht! Sie liefen und liefen, aber der Weg wollte kein Ende nehmen. Ab und zu stolperten sie in der Dunkelheit, aber es half nichts, sie mußten weiter.

Schon blieben sie, als wieder rechts oder links verdächtige Schatten auftauchten, stehen, als mit einem Male der Himmel hell ward. Das Licht schoß hin, ein greller Wolkenrand er-

ſchien, und der Mond ſtand in wenigen Augenblicken in voller Klarheit dort oben. Das war eine Erlöſung, nun konnte man wenigſtens den Weg erkennen. Doch die kleine Cécile rief erſchrocken:

— O Gott, o Gott, nun ſehen ſie uns auch!

— Wer denn? — fragte Cäcilie. Das Mädchen blickte ſich nach allen Seiten um und flüſterte:

— Die Mörder!

Die Tante lachte ſie zwar aus, aber Marie ärgerte ſich und meinte:

— Dummes Ding!

Und als hätte nur ſolch ein Wort ausgeſprochen werden müſſen, um den Teufel an die Wand zu malen, tauchte beinahe ſofort in der Ferne ein Schatten auf. Cäcilie war beklommen zu Sinn. Sie empfand ein Gefühl, als wäre auch jemand hinter ihnen, und drehte ſich ſchnell um, wobei ſie einen leiſen Schreckensruf ausſtieß. Aber es war niemand da. Vor ihnen jedoch ging unzweifelhaft ein Menſch, und nun wußten ſie nicht, was thun. Es war zwar eine Erlöſung für ſie, daß wenigſtens ein lebendes Weſen in der Nähe ſich befand, das vielleicht ſogar den gleichen Weg hatte, wie ſie, aber konnte man ja nicht wiſſen . . .

Da klang ein metallner Ton, und wieder und wieder in beſtimmten Abſätzen. Ein Soldat. Nein — jetzt im hellen Mondeslicht zu erkennen — ein Offizier. Das wirkte wie eine Rettung. Nun waren ſie geborgen, und jetzt liefen ſie ihm beinahe trab nach, ſodaß er ſich beim Geräuſch der Tritte umdrehte:

— Nanu! — ſagte er erſtaunt, blieb ſtehen und betrachtete ſie. Cäcilie ließ ihre beiden Nichten los, und ſtellte ſich zum erſten Male in ihrem Leben ſelbſt vor, wie ein Herr.

Dabei erzählte sie mit fliegendem Atem, wie sie hierherkämen. Der Offizier nannte seinen Namen so hastig, daß man ihn nicht verstand, und entschuldigte sich, daß er „Nanu!" gerufen. Er erzählte, daß er sich auf einem Rondengange befände und Posten zu revidieren hätte. Nach einigem Hin und Her kam es heraus, daß er sogar von Hans Serbens Regiment war und zwar von einem Bataillon, das vom Manöver zurückgeblieben, um den Wachtdienst der Garnison zu thun.

Er war sehr artig und warnte die Damen, sich ja nicht wieder in der Haide zu verspäten, denn manchmal nächtige dort Gesindel. Sie könnten von Glück sagen, ihn getroffen zu haben, und er freue sich außerordentlich, den Damen einen Dienst erweisen zu dürfen.

Damit hatte er ihnen eine Liebenswürdigkeit gesagt und dabei doch den Wert seiner Begleitung ins rechte Licht gerückt. Er schien ein netter Mensch zu sein, ein ganz junger Offizier, der stolz auf sein ritterliches Abenteuer war, nur sprach er ein wenig viel. Er machte Unterhaltung um jeden Preis, und erzählte ununterbrochen von der Schwierigkeit und Menge des Dienstes, von den hohen Anforderungen, die heutzutage gestellt würden, so daß Cäcilie ihn ruhig reden ließ und nun unter sicherem Schutz die Schönheit dieser Nacht genoß.

Bei Mondschein im Walde — das war ihr noch nie geworden.

Das kalte, weiße Licht, das der Mond in den Straßen warf, ward hier gedämpft, weich gemacht durch Nebel, die über der Haide zu liegen schienen, gebrochen durch die Bäume, die sich in tausend Spitzen und Formen abzeichneten, während das tiefe Dunkel der Schatten Gegensätze hineinbrachte.

Dabei war es ein lauer Abend, köstlich zu gehen, und

nun, wo die Angſt von ihr genommen war, hatte ſie auch alle Müdigkeit vergeſſen. Sie kam in weiche, poetiſche Stimmung. Aus ferner Penſionszeit fiel ihr Lenaus Poſtillon ein mit ſeinem Beginn: „Milde war die Maiennacht, Silberwölklein flogen.“

Sie blickte auf. Ja, dort oben zogen auch weiße Wölkchen hin, hoch, hoch oben. Wie hoch wohl? Und was war dort hinter ihnen? Nichts? Und hinter dem leeren Nichts? Ihr ſchwindelte. Ihr ſchien es, als hätte ſie niemals noch den Himmel ſo hoch über ſich gefühlt, ſo unendlich hoch über ſich, dem verlorenen Geſchöpfe hier unten, das glücklich war, aufblicken zu können in die Ewigkeit hinein, zu ſeinem Schöpfer, zu Gott.

Und während ſie ging, und der Leutnant unausgeſetzt erzählte, faltete ſie unbemerkt ſtill die Hände. Sie betete nicht, keine Worte kamen ihr zu Sinn, ſie beugte ſich vor der Schönheit, vor der Größe der Schöpfung, wie man einen herrlichen Dom durchſchreitet, nicht mit einer Formel auf den Lippen, ſondern in innerſter Sammlung der Seele.

Es war ein Wunderbares ihr geſchehen, die erſte Erkenntnis der Natur in ihrem Leben.

Als ihr Führer ſie verlaſſen, gingen ſie auf den Schleſiſchen Bahnhof und kehrte mit der Eiſenbahn in wenigen Minuten nach ihrer Sommerfriſche zurück. Dort war ſchon das ganze Haus in Aufregung, und Elſe empfing ſie mit faſt harten Worten wegen der Angſt, die ſie ihnen allen gemacht.

— Es iſt wirklich der reine Kinderſtreich! — ſagte die lebhafte kleine Frau. Cäcilie wußte es beſſer, für ſie war es anderes geweſen: ein Erlebnis, das ſie nicht mehr hätte miſſen mögen.

68.

Seit einem Jahre schon studierte Ernst in Berlin, aber er war nicht wieder in Dresden gewesen. Cäcilie verstand nicht, was eigentlich mit ihm vorging, und konnte auch durch Lilli nichts erfahren, denn Emmerich war als Brigadeadjutant nach Hannover versetzt worden. Zu Weihnachten war das Paar gekommen mit der kleinen Anastasia, die noch immer nicht die unendliche Menge Geschwister hatte, die Emmerich prophezeiht und Lilli nicht gewollt. Gewohnt hatten sie aber zu Cäciliens innerer Freude im Hotel, und nicht bei Irene. Dabei erzählte Lilli, Ernst sei zwar im Anfang immer bei ihnen gewesen, doch bald habe er sich viel weniger gezeigt und endlich sei er ganz fortgeblieben.

Er hatte gesagt, er könne sich nicht binden. Emmerich schien zu ahnen, was dahinter steckte, aber er wollte seinen Schwager nicht „verklatschen". Davor hatte er immer eine gewisse Angst. Und so erfuhr Cäcilie nichts Rechtes. Sie meinte nur, es möchte zwischen den Geschwistern irgend welche Verstimmung gegeben haben.

Doch es that ihr weh, daß Ernst fast gar nichts mehr von sich hören ließ. Für die Osterferien lud sie ihn ein, aber er schrieb, es thäte ihm sehr leid, er könnte sich von seinen Arbeiten nicht losmachen. Da versagte sie es sich, ihm zu Pfingsten überhaupt ein Kommen anzubieten. Sie hoffte, das möchte ihn kränken. Doch es schien nicht so. Wieder gab er kein Lebenszeichen.

Fritz war da. Abermals magerer geworden; nun, von ganz normalem Umfang, hatte er auch keinen neuen Schmiß aufzuweisen. Er war sehr verändert, ruhig, vernünftig, fast ein gesetzter Mann. Er studierte fleißig — die Rechte, wie

sein Bruder — so fleißig, daß er sich sogar Bücher in die Ferien mitgebracht hatte und sich auch wirklich mit ihnen beschäftigte. Er zeigte der Tante seine Nachschriften aus dem Colleg, machte im Gespräch aus jedem Vorkommnis einen Rechtsfall, den er dann — meist bei Tisch — in endlosen Auseinandersetzungen löste, zur Verzweiflung Cäciles, die kein Wort davon verstand.

Das ging nun zwar Cäcilie auch so, aber wie sie alles interessierte, was ihre Lieben anging, so versuchte sie, sich wenigstens hineinzudenken.

Fritz war so begeistert von seiner Wissenschaft, daß er beinahe immer davon sprach und so that, als wäre alles andere völlig nebensächlich. Er behauptete, dem Juristen stünde sozusagen das ganze Leben offen, einen Juristen könnte man überall brauchen, der Jurist wäre der universelle Mensch, der höchststehende. Es klang, als könnte jemand, der nie einen Bleistift in der Hand gehabt, sofort malen — falls er nur die Rechte studiert hätte; ein Jurist führte augenblicklich eine Armee, auch wenn er nicht einmal eine Karte lesen konnte, allein durch sein logisches Denken.

Für seinen Onkel, Hans Serben, hatte er jetzt etwas, wie eine milde Verachtung. Den Soldat hielt er für geistig etwa auf gleicher Stufe stehend, wie einen Athleten oder Landsknecht und als Cäcilie ihn einmal fragte, was er denn jetzt lese, sie möchte gern ein gutes Buch empfohlen haben, im Gedächtnis an das Winteridyll, das sie sich seitdem selbst angeschafft hatte, antwortete er sehr höflich, wie jetzt immer:

— Tante, du wirst mir's nicht übel nehmen, wenn ich dir sage: Belletristik — worunter ich natürlich Lyrik und so weiter mitverstehe — hat für mich nicht mehr das mindeste Interesse. Ich verlange Logik, geregeltes Denken und keine

Fantasien, mögen sie noch so gut klingen. Diese Schwärmereien sind Jugendthorheiten gewesen.

Ein anderes Mal fragte sie ihn nach Ernst. Warum er nicht käme, nicht schriebe. Fritz zuckte die Achseln, aber Cäcilie hatte das Gefühl, als ob auch er bloß nicht reden wollte. Deshalb drang sie in ihn, falls er etwas wisse, sie aus der Angst zu reißen. Als sie so bat, sagte er endlich:

— Tante, ich weiß nichts, ich ahne nur etwas, und darauf giebt der Jurist nichts.

Sie bat:

— So sage mir, was du ahnst!

— Ja Tante, das ist sehr schwierig.

— Mir die Wahrheit zu sagen?

Er bewegte langsam den Kopf hin und her, dann meinte er vorsichtig:

— Ich fürchte, du könntest das, was ich glaube, falsch auffassen. Und ich will meinem Bruder nicht bei dir schaden. Weißt du Tante, ich glaube, du weißt nicht, wie das Leben ist . . .

Jetzt ward sie stutzig. Es erschien ihr sonderbar, wie er, den sie erzogen, so etwas sagen konnte. Er war doch einige zwanzig Jahre jünger wie sie, dabei sollte er das Leben kennen und sie nicht? So antwortete sie:

— Bitte, Fritz, sage mir nur ganz ruhig, was du meinst. Nimm gar keine Rücksicht. Ich bin alt genug, um zu wissen, wie es im Leben zugeht, oder wenn ich es nicht wissen sollte, es zu erfahren.

Da gab er sofort zurück:

— Gut Tante. Erinnerst du dich, wie du mir damals den dummen Brief nachschicktest, den ich hier hatte liegen lassen?

Sie errötete leicht:

— Gewiß!

— Nun, so etwas ähnliches wird es wohl bei Ernst sein!

Damit brachen sie das Gespräch ab, und nun ward Cäcilie erst recht dunkelrot. Sie hatte verstanden, daß es sich also um eine Frau handelte. Nur ahnte sie nicht, war es eine Verliebtheit, wie sie schon beim Knaben die Regel gewesen, war es tiefer gehend, eine ernste Neigung?

Als Fritz nach Leipzig zurückgekehrt war, beschäftigte sie sich damit unausgesetzt. Aber es verblaßte, und sie war gewiß, die Zeit würde heilen, ihn genau so verändernd, wie aus seinem Bruder, nachdem er ein Bierwanst gewesen, wieder ein junger Mann geworden war.

Aber zu den großen Ferien kam Ernst nicht nach Haus. Er schrieb, er wolle in der Nähe von Berlin aufs Land gehen. Doch er nannte nicht den Ort, und Cäcilie, die drauf und dran war, kurzer Hand nach Berlin zu fahren, wurde davon abgehalten durch den Gedanken — sie fand ihn ja doch nicht.

Es wäre ihr am liebsten gewesen, der Geheimrat hätte sich der Sache angenommen, doch den mochte sie nicht bemühen. Seit Monaten schon kränkelte er, nahm alles furchtbar tragisch, regte sich auf über jede Kleinigkeit, sodaß er eben einen Urlaub von sechs Wochen erhalten hatte, um seine Gesundheit wieder herzustellen.

So blieb es auf sich beruhen. Der Sommer ging in den Herbst über, und wieder stand Weihnachten vor der Thür. Der Geheimrat war nicht viel anders wiedergekehrt und hatte Fräulein von Sarryn gesagt, er würde zum neuen Jahr den Abschied nehmen, seiner Frau ein entsetzlicher Stoß, denn sie hatte immer gehofft, ihr Mann, der für so hervorragend galt, müßte noch Minister werden.

Sie war jetzt fast erregter als er. Von der Krankheit durfte man vor ihr nicht sprechen. In jeder Erwähnung sah sie einen Angriff, eine Spekulation auf seine Stelle, keine Teilnahme, sondern Schadenfreude. Sie wollte es selbst nicht glauben, daß er krank sei, sie wollte es nicht sehen, sie sprach mit einer gewissen Absicht von ihren Zukunftsplänen, als wäre er körperlich der Mann, auf Jahre hinaus Bestimmungen zu treffen.

Cäcilie sah dieses Schauspiel mit wehem Herzen, den Niedergang einer glücklichen Familie, wo die Tochter, ein Mädchen, ihrer Erscheinung nach wie gemacht zur Ehe, als alte Jungfer zu verkümmern drohte — verkümmern, weil sie gleich ihrer Familie sich gewissermaßen als Opfer der thörichten Männerwelt betrachtete, wo die Mutter verbitterter und verschrobener ward von Tag zu Tag, und wo endlich der Mann, einer, dem Hirn und Herz besonders begnadet gewesen, allmählich zu verlöschen schien.

Fräulein von Sarryn durfte ihn besuchen, sonst nahm er schon zu Weihnachten kaum jemand mehr an. Mit ihr unterhielt er sich gern, das heißt, was jetzt eben so genannt werden konnte, denn er saß nun manchmal minutenlang im Stuhl, ohne zu sprechen. Sie mußte erzählen, von irgend etwas, von ihren kleinen häuslichen Interessen, von Lillis letztem Brief, von Fritz' gut fortschreitenden Studien.

Nur von Ernst wagte sie nicht zu erzählen. Doch als er einmal einen besonders guten Tag hatte, deutete sie an, es könne bei ihm nicht alles in Ordnung sein. Ganz vorsichtig hatte sie nur daran gerührt. Sie fürchtete, es möchte ihn doch aufregen, und war dann bereit, sofort zu mildern. Aber das wunderbare trat ein, daß es ihn gar nicht rührte. Er brütete teilnahmlos in seinem Sessel vor sich hin und folgte

nicht dem, was sie sagte. Nur reden mußte sie. Aufhören durfte sie nicht, wenn sie das that, fuhr er empor und sagte erregt mit einer Handbewegung, als suche er etwas in der Luft an sich heranzuziehen:

— Weiter, weiter, weiter, weiter!

Er hatte auch noch bösere Tage, dann weinte er unausgesetzt wie ein Kind, schluchzte laut, behauptete, man behandele ihn schlecht, kein Mensch kümmere sich um ihn, alle wären seine Feinde. Dann war er kaum zu beruhigen, und die Anwesenheit seiner Familie erregte ihn erst recht.

In solchen Augenblicken liefen Käthe oder Frau von Brons dann auf die Eliasstraße, um Cäcilie zu rufen. Die unglückliche Frau wußte sich keinen Rat mehr und verbarg auch den Zustand des Kranken nicht. Fräulein von Sarryn kam. Wenn sie einem anderen Menschen helfen sollte, war sie immer zu haben. Und ob es ihr noch so schlecht paßte, sie ließ alles stehen und liegen.

Sie hatte beobachtet, was den Geheimrat im Umgang mit Frau und Tochter so besonders reizte, das war ihre zu große Sorge um ihn. Sie fragten unausgesetzt, ob er dies wolle oder das, sie machten ihm Vorschläge zu seinem Besten, er sollte eine Decke über die Kniee breiten, er sollte ein Kissen in den Rücken stecken, er sollte trinken, er sollte essen. Darüber war er einmal in solchen Zorn geraten, daß er die kleine Messingglocke, die man ihm auf den Tisch neben seinen Stuhl gestellt, nach seiner Frau geworfen hatte.

Cäcilie fing es ganz anders an. Sie that nicht, als wäre er zu bedauern, als wäre sie gekommen, ihm zu helfen, sondern that als bemerke sie seinen Zustand garnicht und erzählte ihm, wie nur sie erzählen konnte. Keine Geistreichelei, keine Lebhaftigkeit, keine Schärfe, nichts Erregendes, Bedeuten-

des und Großes, sondern die Kleinigkeiten ihres Lebens, das da ruhig hinfloß, in gleichmäßiger Sprache, in ihrer Art, alles mit der Seele zu erfassen. Und sie sprach mit ihrer tiefen, weichen, wundervollen Altstimme, die beruhigte, wenn sie nur klang.

Dann besserte sich oft sein Zustand, er fing an teilzunehmen und sprach ganz vernünftig, daß man hoffen konnte, die früheren Tage der Gesundheit kehrten wieder. Cäcilie überkam dann jedesmal eine freudige Rührung, aber fast immer, ehe sie ihn noch verließ, schien er in die Nacht zurückzusinken, die über diesen einst strahlend hellen Geist grausam sank.

Und wie es Frühling ward, wie alle Kräfte der Natur sich regten, wie aus der Wintertodesstarre neues Leben wuchs, da meinte sie, die junge Wärme, Sonnenlicht und Blumenduft, müßte auch belebend auf ihn wirken, und, was noch in dieser Hülle an Kraft lag, hervortreiben. Aber als sich nichts änderte, er sich weigerte auszugehen, er keine Zeitung mehr in die Hand nahm und nicht mehr sein Lieblingsbuch, den Tasso, da gab auch sie die Hoffnung auf.

Nun begann er sich auch äußerlich zu verändern. Das Löwenhaupt von einst fiel zusammen. Es war, als ob die großen, blitzend klugen Augen ihren Glanz verloren hätten, als trockneten sie ein. Die Haut saß scharf gespannt auf der Nase, seltsam trat der Mund vor, die Zähne zwischen den Lippen. Es war wie ein Schwinden des Menschen in ihm, eine Rückkehr zum Tier.

Er weinte jetzt immer still vor sich hin. Er sprach Tage lang nicht mehr ein Wort. Nur einmal noch sah er Fräulein von Sarryn an mit einem Ausdruck, als lodere der Verstand zum letzten Male auf, und fragte erregt:

— Sie wissen also nicht, daß ich Tag und Nacht Kopfschmerzen habe?

An einem lachenden Maienmorgen, als die Vögel so laut in den Büschen des großen Gartens sangen, daß man es bis zur Eliasstraße herüber hörte, erschien plötzlich das Mädchen von Frau von Brons mit verweinten Augen und bat Cäcilie, sie möchte schnell kommen. Es ginge zu Ende.

Fräulein von Sarryn hatte noch nie einen Menschen sterben sehen, denn auch Väterchen hatte sie ja tot gefunden. Als sie nun den Hut aufsetzte, und den Schirm nahm, überkam sie ein Gefühl, so herzschneidend, daß sie mit sich kämpfen mußte, um nicht zu sagen, sie könnte nicht. Marie wollte sie begleiten, doch sie bat, sie möchte bei Cécile bleiben. Später würde sie gerufen werden.

Auf dem Wege traf sie fröhlich und laut flutendes Leben; Kindermädchen fuhren schwatzend ihre Kleinen spazieren, durch das Haupteingangsthor des großen Gartens kam eben eine Abteilung Reiter: junge Ausländerinnen in Begleitung eines Stallmeisters; ein Tandem rollte vorüber, der Kutscher hinten, eine Dame fuhr und unterhielt sich lachend mit einem Herrn neben ihr. Auf der Wiese spielten mehrere Parteien Fußball, sich stoßend, rennend, und als das Goal getreten war, hob mit lautem Gebrüll, die siegende Partei die Hände.

Cäcilie aber hätte alle diese lustigen, erregten Menschen fragen mögen: „Wie könnt ihr gehen, fahren, reiten, lärmen, wißt ihr denn nicht, daß einer stirbt?“ Aber sie starben ja zu Hunderten, zu Tausenden, zu Millionen auf der Erde, jede Sekunde, wie sie einmal irgendwo gelesen, ein Mensch! Wie sollten sich die andern sonst des Lebens freuen, wenn sie daran dachten?

Auch dem Hause, wo der Geheimrat wohnte, meinte sie, hätte man etwas ansehen müssen. Sie blickte, ehe sie eintrat zu den Fenstern auf. Alle waren geschlossen. Niemand

ſtand daran. Es war nichts Außergewöhnliches zu erblicken — und dadrin ſtarb ein Menſch!

Frau von Brons kam ihr entgegen und drückte ihr ſtumm die Hand. In dieſer Stunde war das Scharfe, Erregte der letzten Zeit von ihr genommen. Ruhig führte ſie Cäcilie in das Schlafzimmer, das dieſe zum erſten Male zu Geſicht bekam.

Der Sterbende lag mit geſchloſſenen Augen da. Käthe kniete am Bett, und auf einem Stuhl ſaß eine dunkle Geſtalt, die ſich langſam umdrehte, als Fräulein von Sarryn eintrat. Es war der alte Beichtvater der Familie, Oberhofprediger Küſtner. Nun erhob er ſich langſam, die Bibel in der Hand. Er wollte Platz machen. Aber Cäcilie blieb ſtehen, doch Frau von Brons ſchob ſie leiſe heran, und auch ſie ſank aufs Knie und begann ſtill zu beten.

Man hörte ſchwere, entſetzlich ſchwere Atemzüge in langen Pauſen. Der Arzt, der am Kopfende ſtand, ſchob mit Frau von Brons das Kopfkiſſen zurecht, und der Sterbende richtete ſich etwas auf, und ſprach leiſe, ſehr mühſam:

— Danke.

Cäcilie war aufgeſtanden und ein hellerer Lichtſchein traf ihr Geſicht. Da ſagte der Geheimrat mit halbgeöffneten, erlöſchenden Augen, ganz deutlich:

— Fräulein Cäcilie auch? Das iſt gut . . . . .

Er hielt inne, atmete wieder ſchwer, dann fuhr er fort:

— Sie ſind immer . . . zu gut . . . .

Er ſchloß die Augen und begann ſo ſchwer nach Luft zu ringen, daß bei jedem Stoß die Schultern zuckten. Dabei ſank er machtlos zur Seite, ſodaß nun Frau und Tochter ihn wieder aufrichteten. So ſchien er beſſer zu liegen, auf dem Rücken. Er atmete etwas ruhiger, aber immer fiel der Kopf

wieder zur Seite, daß er gestützt werden mußte. Und ein paar Augenblicke darauf irrten seine Hände, als spielten sie ein Instrument, auf der Decke hin, der Atem wurde ziehend, röchelnd, kürzer und kürzer, endlich ganz leise.

Der Arzt hatte sich vorgebeugt. Nun trat er zurück. Der Tote lag still da, mit halboffenen Lippen, das Kinn etwas herab gesunken.

Die Witwe schluchzte laut. Käthe hatte den Kopf in die Betttücher gedrückt. Der Geistliche betete. Seine sonore Stimme klang leise durch den Raum, wie eine kaum merklich angeschlagene Saite, ein Ton, eine Stärke, tröstend, beruhigend: der Friede Gottes, höher denn alle Vernunft.

Cäcilie aber, die vorher gezittert und gebangt, ward nun der Wirklichkeit gegenüber fest, und als plötzlich Frau von Brons zusammensank, griff sie zu, sie hinauszutragen, und blieb bei ihr sitzen, die wie eine Wachspuppe auf ihrem Bette ausgestreckt lag.

Cäcilie umpanzerte ihr Herz: sie hatte keine Zeit weich zu werden. Es gab zu thun. Sie wollte diesen armen Menschen helfen. Dazu, meinte sie, war sie auf diese Erde gestellt.

69.

Sofort waren alle Kinder vom Tode des Vormundes in Kenntnis gesetzt worden, und, bis auf Ernst, kamen sie zum Begräbnis. Lilli allein, denn ihr Mann hatte dienstlich nicht

abkommen können, Fritz schon am nächsten Tage, indem er sich der Tante, sowie der Witwe in sehr netter Weise zur Verfügung stellte, falls er sich etwa nützlich machen könnte.

Ida erschien am Begräbnistage selbst mit ihrem Clo. Er war eigentlich unverändert. Vielleicht mochte er noch ein paar Haare mehr verloren haben, doch das war kaum möglich. Nur etwas gedrückt schien er zu sein in den schwarzen Kleidern, und wenn er auch ab und zu einmal lachte, so besann er sich doch noch immer rechtzeitig, aus welchem Anlasse er sich hier befand.

Sie hatten alle erwartet, Ida dicker zu finden. So arg war es eigentlich mit ihr nicht, aber sie hatte sehr gealtert, und kein Mensch würde sie auf nur vierundzwanzig geschätzt haben, denn sie machte eigentlich den Eindruck einer würdigen Matrone, der auch Krähenfüße an den Augen und Falten am Hals nicht fehlten.

Claus schien es diesmal übernommen zu haben, statt den Ursprung seiner Glatze zu erzählen, das Aussehen seiner Frau zu erklären. Er sagte jedem der Verwandten, sogar der Witwe und Käthe, nach wenigen Augenblicken des Zusammenseins:

— Ida hat nämlich eine Entfettungskur gebraucht und da ist die Haut so . . so alt geworden. Aber der Arzt hat gemeint, sie wird wieder jung.

Am Tage nach der Beisetzung konnte Cäcilie zum ersten Mal Muße und Gelegenheit finden, sich mit Ida auszusprechen. Zuerst war die Tante ein wenig kühl, aber allmählich siegte ihr gutes Herz, und sie machte keinen Unterschied mehr zwischen ihr und den anderen. Ida war ganz unbefangen, von einem naiven Egoismus, den sie von ihrer Mutter geerbt zu haben schien. Sie sah ihr auch von allen Kindern bei weitem am

ähnlichsten. Sie schien nicht einmal ein schlechtes Gewissen zu haben, daß sie wenig, ja fast gar nicht geschrieben und die Tante in den sieben Jahren ihrer Ehe noch nicht ein einziges Mal aufgefordert hatte, sie in Himmelsthür zu besuchen.

Sie hatte Photographieen mitgebracht vom Schloß, wie das Haus genannt wurde, vom Park, wie man den Garten hieß, von der Halle, denn so wurde der Flur bezeichnet. Es war eine ganze Sammlung von Bildern: alles fand sich dargestellt, die Zimmer und zwar jedes von verschiedenen Seiten aus gesehen, die Kinder, deren es vier gab, die Gouvernante, das Kindermädchen, Diener, Köchin, Stubenmädchen, Hausmädchen, Gärtner, Winzer, Arbeiter vom Gut, ein paar Pferde, Ziegen, einen furchtbar gelangweilt und dumm aussehenden russischen Windhund. Kurz, was es zu photographieren gab, war photographiert worden.

— Hat alles Ida selbst jemacht! — erklärte ihr Clo. Aber auf nähere Nachfrage stellte es sich heraus, daß sie nur losgeschossen, während der Photograph das übrige besorgt. So waren denn auch einstürzende Mauern und doppelte Gesichter nicht mehr wunderbar. Fritz beanstandete manches, aber Claus wußte alles durch das Universalmittel der Entfettungskur zu erklären. Wenn jemand eine anstrengende Entfettungskur gebrauchte, so mußte man ihm schon etwas nachsehen. Alle schlechten Aufnahmen schienen während dieser unglücklichen Zeit von Idas Leben gemacht zu sein, während die besseren Bilder Beweise von dem waren, was sie im Normalzustand leisten konnte.

Diese Entfettungskur gab Scherz. Fritz zog seine Geschwister damit etwas auf und dabei blickte er immer ab und zu Tante Cäcilie an, die jedoch, wenn es ihr zu toll schien, mißbilligend verstohlen den Kopf schüttelte. Doch die beiden

„Clo" waren so von sich und ihren Geschichten überzeugt, daß sie es gar nicht für möglich gehalten hätten, es könnte sich jemand über sie lustig machen.

Als die Bilder gezeigt wurden, hatte Cäcilie zuerst die Absicht gehabt, sie nur flüchtig zu mustern, im Gedanken, Ida könnte ihr lieber vorschlagen, die Originale an Ort und Stelle zu betrachten. Doch allmählich wuchs ihr Interesse und sie war noch darüber, ihre Großnichten und Neffen zu betrachten, als alle anderen schon längst bei etwas anderem waren.

Nur ein Mal bekam Ida etwas zu fühlen, als sie nämlich von ihren Kindern sprach und ganz naiv auf das Telegramm vor Jahren einging, bei dem Cäcilie nur „Glückwunsch" geantwortet. Sie sagte:

— Das scheint dich ja nicht sehr gefreut zu haben, Tante Cäcilie!

— Warum?

— Weil du so kurz geantwortet hast, nur „Glückwunsch"!

Cäcilie blickte Ida so scharf an, wie es ihre Augen vermochten:

— Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus. Aber wenn man gar nicht ruft, ich meine gar nicht schreibt, so kommt auch keine Antwort!

Da schien Ida denn doch etwas zu merken. Ihre sonstige Sicherheit verließ sie für einen Augenblick, und sie sagte bald darauf, als stünde es damit in gar keinem Zusammenhang:

— Nicht wahr, Tante Cäcilie, das nächste Mal machst du uns die Freude, Gevatter zu stehen!

Dazu gab es aber noch gar keine Aussicht. Cäcilie antwortete auch nur ziemlich kühl:

— Das hat ja Zeit, Ida.

Durch das Thema des Nichtschreibens kam die Tante

auf Ernst. Sie beschwerte sich bitter über ihn, während sie sonst niemals einen bloßstellte. Aber dieses Mal war sie zu empört.

Als sie sprach, schwiegen die anderen. Sie waren im Salon im Kreise um die Tante versammelt, und da sich alle in ihre Stühle zurücklehnten, Cäcilie aber, wie immer, aufgerichtet saß, eine Gewohnheit, die unmerklich daher gekommen, daß sie in ihrer Bescheidenheit es sich nie in Gegenwart anderer Menschen hatte bequem machen wollen, war es wirklich, als habe die Mutter ihre Kinder um sich geschaart.

Alle stimmten ihr bei. Ida fast am meisten. Fritz wollte nach Berlin fahren und dem Bruder den Kopf waschen, aber das ward abgelehnt, weil es die Sache nur verschlimmern würde. Claus behauptete, man müßte ihm ein Mißtrauensvotum schicken, ein Entrüstungstelegramm, eine Empörungsadresse. Doch die anderen lachten nur, bis Lilli den vernünftigen Vorschlag machte: sie wollte auf der Rückreise nach Hannover über Berlin fahren, dort bei ihrer kleinen Freundin Ermburg übernachten und sich Ernst kommen lassen.

Dabei blieb es, und als Lilli, nachdem Fritz, sowie Ida mit ihrem Mann abgereist waren, als letzte von der Tante und den Geschwistern auf den Bahnhof gebracht wurde, sagte ihr Cäcilie, indem ihr weiches Herz sich schon regte:

— Aber nicht wahr, du bist nicht zu scharf mit dem armen Jungen?

Doch Lilli ärgerte sich:

— Ach was, Tantchen! Wenn er gegen unser Tantchen so ist, so soll ihn der Deubel reiten!

Cäcilie erschrak:

— Aber Lilli, wo hast du denn die schrecklichen Worte her?

— Das sagt Emm sehr oft!

Doch Fräulein von Sarryn blickte sich um nach Marie und Cécile, die ihnen folgten, dann flüsterte sie ihrer Nichte zu, und es ward ihr sauer, es zu sagen:

— Weißt du, Lilli, daß du auch recht unterrichtet bist, ich glaube, bei Ernst den Grund zu wissen. Ich glaube, er hat irgend eine große Liebe?

Die kleine Prinzessin sah sie an:

— Na, Tantchen, das wird so großartig nicht sein!

— Ja, ich meine es auch nur, damit du ihn nicht vielleicht kränkst!

Lilli lachte, und die Frau kam dabei zum Ausdruck, die dort sicher zugriff, wo das alte Mädchen nur unsicher irrend tastete:

— Ach, Tantchen, das wird wohl das übliche kleine Techtelmechtel sein. Daran stirbt keiner!

Cäcilie aber blickte zu der jugendlichen Gestalt auf, die mit der Sicherheit der Frau darüber sprach, wie über etwas Alltägliches, ohne Belang, obwohl sie — das wußte sie — reines Denkens war, wie sie selbst.

Dann stieg Lilli in ihr Wagenabteil erster Klasse, blieb an der offenen Thür stehen und sprach mit den drei, die unten warteten. Cäcilie konnte die Nichte nie genug betrachten, sie war so schlank, so elegant, so einfach und doch so wundervoll angezogen. Alles paßte zu ihr, und alles saß, als wäre die Mode nur für sie erfunden. In dem Gedanken wendete sie sich zu Marie herum, die in einem etwas kurzen schwarzen Kleide dastand mit enganliegenden Ärmeln, während sich bei der Prinzessin schon die Puffärmel zeigten, und sagte:

— Ja, wenn wir für die Ballkleider Lilli gehabt hätten.

— Ach, sie waren ganz angemessen — antwortete Marie und verzog das Gesicht.

Cäcilie verglich ihre braunen, abgeschabten Handschuhe mit den perlgrauen ihrer eleganten Nichte, und die schwarze Schnur, an der die Uhr hing, mit Lillis doppeltgereihter dünner Halskette, die durch kleine Perlchen unterbrochen ward, eine Neuheit, ein Weihnachtsgeschenk ihres Mannes; dabei sagte sie bescheiden:

— Aber zu alledem muß man eben auch die Figur haben!

Und als der Zug zur Halle hinausgerollt war und Cécile vorausging, betrachtete sie des schlanken, sich aber schon rundenden Mädchens Gestalt und sagte sich im stillen: „Die ist auch von der Art!"

Und sie war stolz darauf, als ob sie wirklich die Mutter wäre.

70

Ein paar Tage darauf kam ein Brief Lillis aus Hannover. Sie habe in Berlin alle möglichen Versuche angestellt, ihres Bruders habhaft zu werden — ohne jeden Erfolg. Graf Ermburg wäre mit ihr überall herumgefahren, wo Ernst einmal gewohnt hätte, es wäre telephoniert worden, sie hätten Dienstmänner abgeschickt, ein paar junge Herren vom Regiment, die davon gehört, hätten alle möglichen Lokale abgesucht — keine Möglichkeit, ihn zu finden. Endlich wäre es ihnen gelungen, mit Hilfe eines Polizeileutnants seine Wohnung zu entdecken, aber da er bei zwei Versuchen, ihn zu erwischen, immer,

wie die Wirtin behauptete „eben zu einer Landpartie fortgefahren wäre, sie wüßte nicht wohin", so hätte sie es aufgegeben, denn solange könnte sie weder ihren Emm noch ihre kleine Ane allein lassen.

Cäcilie war entschlossen, nun selbst nach Berlin zu fahren und ihn aufzusuchen. Das war das einzige. Es wurde ihr schwer, bitter schwer, aber nun gar, wo der Geheimrat gestorben war, hatte sie allein dafür einzustehen, daß aus dem Jungen ein tüchtiger Mann würde. So packte sie denn die notwendigsten Gegenstände in ihre alte Reisetasche und machte sich bereit, auf den Bahnhof zu gehen.

Die alte Emma trug das wenige Handgepäck voraus, sie folgte mit den beiden Nichten. Der Weg wurde schweigsam zurückgelegt. Cäcilie ging etwas gebeugt, man sah in ihren Zügen den Kummer. Ihre Gedanken weilten unausgesetzt bei ihrer Sendung. Wenn sie nun mißlang? Wenn es ihr ebenso ging, wie Lilli? Wenn sie sich den täglichen Bescheid holen sollte, Ernst sei eben zu einer Landpartie fortgefahren? Sie wurde ganz erregt bei der Idee. Er konnte doch nicht fortwährend Landpartieen unternehmen! Studierte er denn überhaupt? Warum schrieb er denn nicht?

Als sie aufblickte, blieb sie plötzlich stehen, als hätte sie eine Erscheinung gesehen. Dann sagte sie zu ihren Nichten nur das eine Wort:

— Ernst!

Nun hielten sie alle drei. Wahrhaftig, Ernst kam ihnen entgegen, frisch, gesund aussehend, jetzt mit dichtem an den Enden in die Höhe gebürsteten Schnurrbart, einem sehr hohen Kragen, heller Kravatte, einem grauen Sommeranzug, durch den sich in großen Vierecken fast unmerklich einzelne blaue Fäden des Gewebes zogen. Dazu trug er naturlederne spitze

Knöpfstiefel und ein Paar helle Handschuhe, sowie einen Stock in der Hand. Auf den Kopf hatte er einen weichen, hellen Filz sehr schräg gesetzt.

Er schien etwas verlegen, als er die drei gewahrte, grüßte und kam ihnen entgegen mit den Worten:

— Nein, so etwas, Tantel, und ich bin gerade auf dem Wege zu dir!

Cäcilie erklärte, sie habe nach Berlin fahren wollen. Er kehrte mit ihnen um, faßte die Tante freundschaftlich unter den Arm und fragte, während er möglichst unbefangen that:

— Aber Tante, warum wolltest du dir denn die Mühe machen?

Sie stieß seinen Arm fort und blieb stehen:

— Das fragst du?

Er drehte seinen Stock und glättete die Handschuhe:

— Ja allerdings?

Jetzt stieg, bei seiner lächelnd gleichgiltigen Miene, eine solche Empörung in ihr auf, daß sie mit ein paar heftigen Armbewegungen rief, während Marie und Cécile betroffen dabei standen:

— Das fragst du? Und ich schreibe, ich telegraphiere, ich schicke Lilli zu dir, man muß die Polizei aufbieten, um dich zu finden, damit es dann Tag für Tag heißt — „eben zu einer Landpartie fortgefahren" — Und wir grämen uns und ängstigen uns und weinen und sind verzweifelt, und ich muß ganz allein fortfahren, bloß um eine Antwort zu bekommen? Eine Antwort von einem Wort nur. Aber monsieur ist eben zu einer Landpartie. Und da hat er keine Zeit für seine Angehörigen, für seine, seine Tante — für . . für . . seine, seine Mutter . . . .

Ein paar Vorübergehende drehten sich erstaunt um, und

Ernſt ſagte, indem er ungeduldig einen Blick zur Seite warf, und „liebe Tante“ ſagte, was er nie gethan:

— Bitte, werde nur nicht tragiſch, liebe Tante!

Sie ſtotterte etwas, purpurn geworden, dann fragte ſie kurz:

— Kommſt du mit mir?

— Gewiß, dazu bin ich gekommen!

— Alſo!

Dann ſchritt die ganze Kolonne weiter, ſo eilig, daß es faſt wie eine Flucht ausſah und Ernſt bald merklich zurück blieb. Doch bald fiel Cäcilie ein, daß ja die alte Emma auf dem Bahnhof mit ihrer Reiſetaſche warte. Darum bat ſie Marie, mit Cécile hinzugehen, und nun befand ſie ſich mit Ernſt allein. Das, was ſie ſich zu ſagen hatten, geſchah auch beſſer unter vier Augen.

Bis zu Haus ſprachen ſie kein Wort. Der Weg erſchien Cäcilie endlos. Endlich ſaßen ſie ſich im Salon gegenüber. Er hatte, was er in der Hand trug, fortgelegt. Sie behielt den Hut auf dem Kopfe und erwartete mit zu Boden geſchlagenen Augen ſeine Erklärung.

Ernſt begann ganz ruhig:

— Ich bin gekommen, dir eine Eröffnung zu machen. Es iſt eine Mitteilung von größter Bedeutung für mein ganzes Leben, und ich bitte dich, was ich dir jetzt ſage, nicht als Möglichkeit aufzufaſſen, nicht als etwas, das dem Wechſel unterworfen iſt, und noch geändert werden könnte. Es kann nicht geändert werden. Mein Entſchluß ſteht unweigerlich feſt. Ich bitte dich auch nicht um deinen Rat. Sei mir nicht böſe, aber um allem zu entgehen, möchte ich das erſt einmal feſtſtellen. Ich habe lange gegen mich gekämpft. Ich habe mir dieſen Schritt genau überlegt, und ich bin bereit, ihn zu thun.

Alſo höre. Ich habe in Heidelberg ein Mädchen kennen

gelernt, das nicht nur schön ist, sogar . . . ich sage dir, sie hat die ebenmäßigste Figur, die man sich nur überhaupt vorstellen kann . . . kurz, ich wußte schon dort, daß sie einen dauernden Eindruck auf mich hervorbringen würde. Ich kenne mich ganz gut. Ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Ich weiß, daß ich mich oft verliebt habe und daß es nie sehr lange gedauert hat, also du siehst, ich beschönige nicht im mindesten. Nun denke dir aber, bei diesem Mädchen ist es ganz anders gewesen.

Meine Neigung ist noch heute für sie genau so stark, wie damals, ja, ich kann wohl behaupten, daß sie eher noch zugenommen hat, wenn das überhaupt möglich wäre . . .

Er schwieg, stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Er hatte so schnell, so erregt gesprochen, daß sie ihm kaum zu folgen vermocht. Fliegende Röte stand auf ihren Wangen. Sie hatte eine furchtbare Angst, was nun kommen möchte. Was es noch sein sollte, wußte sie nicht, aber sie ahnte irgend etwas Entsetzliches.

Er blieb stehen:

— Du sagst gar nichts?

— Was soll ich denn sagen?

— Ich will dir Red und Antwort stehen, liebe Tante. Bitte frage mich.

Damit setzte er sich wieder in seinen Stuhl. Sie wußte nicht, weshalb er ihr das eigentlich jetzt erzählte, denn eine Entschuldigung für sein Benehmen war es doch eigentlich nicht. Aber sie war so erregt, daß ihr schwindelte, und sie das Gefühl hatte, sie müßte ihm unter allen Umständen Teilnahme zeigen. So fragte sie:

— Und — und mit ihr hast du wohl die Landpartien gemacht?

Es war nicht böse gemeint gewesen, war vielleicht nur ungeschickt, aber es brachte ihn plötzlich in furchtbare Wut. Er sprang auf, zog sich mit einem Ruck die Weste herunter, rannte hin und her und rief:

— Das ist das Einzige . . . ? Das ist das Einzige? Das soll Verständnis sein? Und ich Esel komme hierher, um dir mein Herz auszuschütten? Ich ahnte es doch, daß es eine Dummheit war. Wenn man den entscheidenden Schritt seines Lebens thun will, und so hirnverbrannt dumm ist, sich einem anderen Menschen vorher anzuvertrauen, so bekommt man zur Antwort: „mit ihr hast du die Landpartie gemacht". Der Satan soll alle Landpartien holen und alle Schwächen und Schlappheiten dazu . . Man muß eben alles mit sich selbst ausfechten und nicht ein Hornochse sein und sich anderen anvertrauen wollen. Mache deine Seelenkämpfe mit dir selber ab. Nur keinen 'reingucken lassen! Ich weiß es schon, ihr wollt ja doch alle von ihr nichts wissen. Ich hätte mich um euch nicht scheren, sondern ruhig meinen Weg gehen sollen, und eines Morgens beim Frühstück hättest du die Anzeige bekommen, daß ich mich glücklich verheiratet habe!

— Verheiratet? rief Cäcilie, vor Schreck aufspringend, mit beiden Händen an den Schläfen. Der Ruf war so durchdringend gewesen, daß Ernst jäh stehen blieb und sie groß ansah. Er war durch die unerwartete Wirkung plötzlich ruhig geworden und sagte langsam:

— Ja, warum nicht? Ich will sie heiraten.

— Du . . . du willst sie heiraten? fragte Cäcilie erschrocken. Kurz antwortete er:

— Ich bin hier, um dir das zu sagen.

Fräulein von Sarryn ließ sich wieder in den Sessel sinken und blieb gerade aufgerichtet sitzen, starr, steif, mit auf-

gerissenen Augen. Ihr war es so unerwartet gekommen, daß sie sich wie vor den Kopf geschlagen fühlte. Sie ahnte, es konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, es mußte eine Partie sein, von der er gewiß war, daß sie die Zustimmnng der anderen nicht fand. Es gab etwas zu verbergen. Man kam nicht auf diese Art, um seine Verlobung anzuzeigen. Und eine fürchterliche Angst vor dem, was sich da entwickeln sollte, packte sie.

Er wartete. Sie wollte, er sollte wenigstens dieses entsetzliche Schweigen unterbrechen. Doch er rührte sich nicht. Da fragte sie mit stockender Stimme:

— Und . . und wer ist es denn?

— Ich habe sie in Heidelberg kennen gelernt. Sie war **dort** engagiert.

Es traf Cäcilie wie ein Stich. Gab es denn in Heidelberg überhaupt ein Theater? Und welchen Ranges? Sie mochte gar nicht darnach fragen. Dann fuhr sie fort:

— Wie . . . wie heißt sie denn, Ernst?

— Margot.

Es klang halb ausländisch. Und den Familiennamen nannte er nicht, den sie eigentlich hatte erfahren wollen, so wie sie gewohnt war, zu wissen, daß Irene eine geborene Rangenhofen, und etwa ihre selige Mutter eine Vagerow gewesen war. Sie mußte also wieder auf etwas anderes übergehen. Sie zwang sich, eine Frage zu finden. Endlich sagte sie:

— Und . . . und sie ist jung?

— Etwas älter wie ich. Sie ist so ehrlich. Sie macht kein Hehl daraus, daß sie nicht mehr ganz jung ist.

Cäcilie nahm alle Kraft zusammen:

— Das gefällt mir!

Sein Gesicht hellte sich auf, sie nahm teil, das nahm seine Verstockung, und er begann zu erzählen. Allmählich ver-

vollständigte er seine Angaben, ward zuthunlicher, ging immer mehr aus sich heraus und setzte sich schließlich dicht neben die Tante, ihr sein ganzes Herz ausschüttend, wie in alten Zeiten.

Sie ließ, während er sprach, den Kopf sinken, stützte das Kinn in die Hand und lauschte unbeweglich. Aber sie wagte nicht, ihn anzublicken.

Er begann von Anfang an. Es half nichts, es mußte heraus: nein, am Theater war sie nicht gewesen, sondern in einer Singspielhalle trat sie als Sängerin auf, mit zwei anderen zusammen, die das schwedische Terzett „die Nordlandsblumen" gebildet. Zwei davon waren wirklich Schwedinnen, aber sie nicht. Die anderen hatten sie nur dazugenommen, weil ihnen ihr Alt davongelaufen war.

Cäcilie hörte diese Erklärung, die er ausführlich gab, als hätte jede Kleinigkeit historische Bedeutung, mit halbem Widerstreben an, mit halbem Schaudern, wie sich wohl einer vom Vagabundenleben erzählen läßt, der nie in Zweifel gewesen, wohin abends sein Haupt legen.

Aber sie machte kein böses Gesicht dabei, nur verständnislos schaute sie drein, als würde ihr eine ungeheuerliche Entdeckung gemacht, so unfaßlich, daß sie kaum recht verstand, was er ihr sagte. Er merkte nichts davon. Ihm genügte es, daß sie ihn überhaupt anhörte.

Er erzählte, nun kenne er seine Margot seit Jahren, und jede Falte ihres Herzens wäre ihm offenbar. Er wisse ja ganz genau, daß sie wegen ihres Berufes, den sie übrigens aufgegeben hätte, seit er in Berlin studierte, der Familie nicht genehm sein könne, aber wenn die Tante sie nur einmal kennen gelernt hätte, würde Margot gewiß ihr Herz gewinnen. Und nun ward er wieder zärtlich wie früher, schob seinen Stuhl nahe an Cäcilie heran und flüsterte ihr zu.

Er sprach von seiner Auserwählten. Er lobte ihre Bescheidenheit, ihre Einfachheit, und er griff an Cäciliens Herz, indem er ihr klar machte, daß es im Leben doch nicht ankomme auf die Ansicht der Menschen, ihre Gnade, ihr Nicken oder ihr Kopfschütteln, sondern, daß der liebe Gott ins Herz schaue, die Ersten würden einst die Letzten sein, und wer sich erniedrigt, würde erhöhet werden.

Damit zog eine leise Stimmung für die Unbekannte in Fräulein von Sarryns Seele, ein Umschwung zu Gunsten der Unterdrückten, der Armen, der Niedrigen, wie alles sie ergriff, dem zu helfen war, des Lebens Härten zu tragen.

Ernst fühlte es, und er ward noch lebhafter. Er begann von sich und ihr zu sprechen, als würden sie nur durch die böse Welt unterdrückt, und seine Beziehung zu ihr hob sich zu höherem Stand. Eine soziale Märtyrerin ward aus dem Mädchen. Sie bekam etwas vom legendären Liebreiz der Postmeisterstochter von Aussee oder der Philippine Welser, die nicht nach dem Herzen der Verfechter der Tradition gewesen, und die doch menschlich rein wirkten, tief rührend. Göttinnen für das Volk, das in seinem Empfinden die Durchbrechung der Kastentradition doch immer empfand, als einen Sieg der Natur, der Vernunft, seiner Sache, vielleicht im stillen Gedanken, dadurch selbst in seinem Werte gehoben zu werden.

Cäcilie ließ sich völlig gewinnen, und als er am Schluß sagte:

— Soll nicht jede Frau allein ihrem Glücke nachgeben, unbekümmert um die Zustimmung der Menschen? — da fielen ihr die Kämpfe ein, die bei den Geschwistern ihr Gedanke hervorgerufen, den Professor zu heiraten. Und nun stand sie schon auf Seite dieser rührenden, armen Fremden, sodaß sie schließlich fast gewonnen ihm zur Antwort gab:

— Ich will sie kennen lernen!

Ernst sprang auf mit einem Freudenschrei:

— Tantel, Tantel, ich habe es ja gewußt!

Sie ließ sich von ihm küssen und umarmen, bewegt durch den Augenblick, aber nicht in ganz reiner Begeisterung. Sie fühlte sich unbehaglich, als hätte sie möglicherweise doch einen falschen Schritt gethan, und zögernd nur machten sie miteinander aus, um jegliches Aufsehen zu vermeiden, sollte Cäcilie nach Berlin kommen, um Margot dort erst einmal allein zu sehen. Vor Marie und Cécile würden sie aber nichts davon erwähnen.

Da küßte ihr Ernst mit heißem Dank die Hand. Sie aber ließ es geschehen, zerstreut, in Gedanken. Sie wollte sich zwingen, heiter zu sein. Der Stein war doch von ihrem Herzen genommen! Aber sie vermochte es nicht. Und als Marie und Cécile mit der alten Emma vom Bahnhof wiederkamen und Ernst jetzt scherzte und lachte bis zum Abgang seines Zuges — denn er wollte schon in einigen Stunden wieder zurückfahren — blieb sie nachdenklich, verstört, sodaß Marie sie ab und zu staunend von der Seite betrachtete.

Er war fort. Sie befanden sich wieder allein. Ihre Augen hätten doch leuchten müssen, sie hatte ja eine Sendung zu erfüllen, das Glück zweier Menschen vor der begeifernden Welt zu verfechten, aber kein Hochgefühl wollte über sie kommen. Ihre Seele war lahm, bedrückt, im Tiefstand. Sie fühlte sich müde. Sie zweifelte an sich. Sie ging herum wie im Traum.

— Bist du nicht wohl, liebe Tante? — fragte Marie. Cäcilie verneinte. Ihr fehlte gar nichts, und doch die Spannkraft, das Bewußtsein, sie that recht. Sie war wie auf ein falsches Gleise geraten. Sie konnte es nicht mit dem Verstand beweisen, aber ihr Gefühl sagte es ihr.

Am andern Morgen war ihre Begeisterung verflogen. Sie begann nachzudenken, und als erste Folge davon schrieb sie an Ernst, sie könne nicht gleich nach Berlin kommen, sie würde ihm noch mitteilen, wann.

Die nächsten Tage lief sie herum, von dem Gedanken verzehrt an dieses Unglück. Ja, Unglück, denn als ein solches begann sie Ernsts Plan zu betrachten.

Allmählich, wie sie sich damit beschäftigte, waren ihr Zweifel aufgestiegen, die sie unter seinen dringenden Worten gänzlich übersehen. Sie stand nicht mehr unter dem Einfluß seiner Begeisterung, seines Kummers, seines Zornes. Nun sie allein war, konnten ihre Gedanken eigene Wege wandern.

Und nun kamen ihr Fragen: Wovon lebten die beiden? Gab er ihr Geld? Verdiente sie etwas? Aber er hatte doch erzählt, sie träte nicht mehr auf? Oder hatte sie sich von früher etwas gespart? Aber sie war Chantantsängerin, denn so mußte man es doch beim rechten Namen nennen? Cäcilie war nie in einem Spezialitätentheater gewesen. Wenn sie schon Geld ausgab, wollte sie etwas Gediegenes, Ernstes sehen. Dann ging sie in eine Klassikervorstellung oder in die Oper, wenn auch nur selten.

Mit dem Variété verband sie, ohne es zu kennen, das unbewußte Gefühl von etwas Minderwertigem, und jetzt traf sie plötzlich der Gedanke, ihr Neffe solle eine Chantantsängerin heiraten, wie etwas Unwürdiges. Es stieß sie ab, sie konnte nicht anders.

Am drückendsten lastete es auf ihr, daß er sie so lange schon kannte. Sie war ihm offenbar nach Berlin gefolgt. Hatte sie denn eine Begleitung? Eine Verwandte? Die Mutter? Und plötzlich erinnerte sie sich wieder der Worte, die ihr solchen Eindruck gemacht: er wäre eben zu einer Landpartie fortgefahren.

Mit dem Spürsinn des Weibes fühlte sie es heraus, mit wem und wem zu Ehren diese Landpartien unternommen wurden. Und damit kam ihr ein Gefühl von etwas Widerwärtigem, Schamlosem, von einem Zusammenleben ohne Recht und Gesetz, das der Heiligkeit der Ehe spottete.

Sie war über solche Dinge, wo sie ihr im Leben begegnet, immer hinweggegangen. Über solches zerbrach sie sich nicht den Kopf, sie hatte es in instinktivem Gefühl von sich gewiesen, wie auch einer ein gereifter Mann sein konnte, ohne sich mit den Nachtseiten des Daseins abzugeben. Das waren für sie niedere Bezirke, dem alten Mädchen fremd, fern, uninteressant, nicht recht faßlich, genau wie etwa einem Könige der Wert des Kleingeldes, der Preis von winzigen Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, die er nicht selbst zahlt mit dem Pfennige in der Hand.

Und nun, wo ihr diese Ahnung aufgestiegen, war es ihr erster Gedanke, einem Mann sich anzuvertrauen. Der sollte mit starker Hand hineinfahren in den Unrat. Sie mochte sich die Hände nicht beschmutzen. Aber an wen sollte sie sich wenden? Es hätte doch nur ein Nächststehender sein können. Der Geheimrat war tot. Günther Börking — unmöglich! Claus Rangenhofen? Nein, der kümmerte sich nur um sein eigenes Wohlergehen. Dem wäre die Reise zu weit gewesen. Emmerich hätte nichts ausgerichtet, denn schon über Lillis Versuch, ihren Bruder zu treffen, war Ernst empört gewesen. Fritz aber besaß ihm gegenüber nicht genug Autorität.

Wer also sollte es sein? Sie war ratlos. Sie ging ihre Bekannten durch: keinen hätte sie, auch wenn er die Sendung annehmen wollte, für möglich dazu erachtet. Das alte, liebe Gesicht des Superintendenten Kolmar, der sie alle eingesegnet, tauchte vor ihr auf. Der hätte vielleicht helfen

können. Aber ihn deckte längst die Erde. Und zu seinem Nachfolger hatte sie keine nahe Beziehung.

In ihrer Angst und Not kam ihr als letzte Rettung der Gedanke, sich dem Professor anzuvertrauen. Das war doch auch ein Rangenhofen, dem es nicht gleich sein würde, wenn ein Träger seines Namens eine Chantantsängerin heiratete. Sie trug den Plan die ganze Woche hindurch mit sich herum, aber sie konnte und konnte sich dazu nicht entschließen. Wenn sie ihn sonst einmal wieder traf, was hätte es gethan? Aber ihn um einen solchen Dienst zu bitten?

Doch die Entscheidung mußte fallen. Sie setzte sich den Sonntag selbst als Frist. Dann galt es handeln.

Sie zog ihr bestes Kleid an, schwarz, wie sie jetzt immer trug, setzte ihren Capotehut auf, der auch sehr dunkel gehalten war, nur mit einem lila Bändchen, das sie unter dem Kinn band. Dann nahm sie das Gesangbuch und ging mit den Nichten zur Kirche. Seitdem sie umgezogen waren, gehörte sie einer andern Parochie an, aber sie war trotzdem ihrer alten, lieben Kreuzkirche treu geblieben. Und beim Verweilen im Gotteshause klärten sich ihre Gedanken. Sie sah weniger düster auf das Kommende, die Auseinandersetzung mit Ernst. Die Worte von der Kanzel, die Würde des Ortes, der Frieden in der hellen lichterfüllten Kirche goffen auch langsam Frieden in ihre bedrängte Seele.

Das Lied der Gemeinde sang sie immer laut mit. Gesangsmanier hatte sie nicht, aber ihr voller Alt, der zwar den Schmelz der Jugend nicht mehr besaß, klang noch immer laut. Denn sie fürchtete sich nicht, wie so viele andere, kräftig miteinzustimmen. Dabei nickte sie ermunternd Cécile zu, wenn diese ihren hohen, rein wie eine Vogelstimme klingenden Sopran nicht genug ausströmen ließ.

Das Schlußlied klang. Die Orgel dröhnte gewaltig durch die hohe Kirche. Mit einem letzten Anschwellen brach sie ab und summte nur noch leise weiter. Alles neigte sich zum Gebet. Cäcilie faltete über ihrem Buch die Hände und flüsterte, indem sich fast unmerklich die Lippen bewegten:

— Lieber Gott gieb mir Kraft, meine Pflicht zu thun. Zeige mir den rechten Weg. Amen.

Dann belebte sich allmählich das stumme Gotteshaus. Köpfe hoben sich. Man hörte Scharren, Husten, Gehen, Kleiderrauschen. Einzelne waren aufgestanden, und während die Gemeinde in Scharen die Kirche verließ, spielte die Orgel dumpf, langsam weiter, wie der letzte Atem einer Sterbenden, bald nur noch ein Hauch, endlich hörte sie auf, als wäre keine Luft mehr in den vorher gewaltig arbeitenden Bälgen.

Im Ausgang scharrten die Füße beim kürzertreten im Gedränge an der Kirchenthür. Cäcilie nickte hier und da ein paar Bekannten zu, dann löste sie sich aus dem Gewimmel auf der Straße und schritt davon mit gesenkten Blicken, das schwarze Buch mit Kreuz und Goldschnitt an sich gepreßt, rechts Marie, links Cécile.

Sie war gewiß, Gott würde sie den rechten Weg finden lassen.

Da klang plötzlich lautes Rauschen, Räderrasseln riß sie aus ihren Gedanken. Ein Schlächterwagen, dessen Kutscher die Gewalt über sein Pferd verloren, raste die Straße herab. Der Gaul galoppierte mit hoher Nase hin, mit aufgesperrtem Maul und zurückgerissenen Lefzen. Da schleuderte der Wagen, ward gegen eine Laterne getrieben, und im Bogen sauste der Mann vom Bock aufs Pflaster, stand jedoch sofort wieder auf und rannte dem führerlosen Gefährt nach.

Das Pferd aber, das in die nachschleppenden Zügel

trat, fuhr zusammen und ging dann in langen Sätzen hin mitten in die aus der Kirche kommende Menge hinein, die nach allen Seiten schreiend auseinanderfloh.

Ein schriller Laut — dann war Totenstille, während man nur noch das Rasseln des Wagens hörte und das Hufgeklapper des weiterstürmenden Gaules.

Cäcilie war totenbleich vor ihre Nichten getreten und drückte sie mit angstverzerrten Zügen an die Hausmauer, als wollte sie ihre Lieben mit dem eigenen Leibe decken. Nun, wo die Gefahr vorüber war, ließ die Spannung nach. Sie blieben aber noch stehen und starrten dem Wagen nach.

Eine riesige Menschenmenge hatte sich an einer Ecke gesammelt, und wuchs noch an. Marie fragte jemand, was dort wäre. Er zuckte die Achseln. Sie traten selbst heran. Und nun ward Cäcilie ein furchtbarer Anblick: am Boden lag ein überfahrenes, halbzermalmtes kleines Mädchen in einer großen Blutlache. Die Kleider waren zerrissen, und aus irgend einem zerrissenen Gefäß schoß der rote Lebenssaft in Strömen.

Zwar bemühten sich ein paar Menschen um die Verunglückte, doch niemand faßte recht zu. Es war, als ob die Menschen im Sonntagsstaat sich scheuten, sich zu besudeln.

Cäcilie sah es. Sie überlegte keinen Augenblick, sondern beugte sich nieder, richtete den Kopf des Kindes auf und lehnte den Oberkörper an ihren Schoß. Mit ihrem Taschentuch wischte sie das Blut ab, und bald waren ihre Handschuh, ihre Ärmel, ihr Kleid rot.

Jemand sagte:

— Sie machen sich ganz voll!

Cäcilie hörte nicht darauf. Sie bat:

— Wasser. Bitte Wasser!

Und ein paar Herren liefen ins nächste Haus. Dann fragte sie:

— Kann mir nicht jemand ein Taschentuch geben?

Einige Damen, mit dem Gesangbuch in der Hand, standen darum. Eine hielt sich die Hand vor die Augen mit den Worten:

— Nee, ich kanns gar nich sehen!

Eine andere sagte laut:

— So was is schrecklich. Ich kann auch gar kein Blut sehen!

Und eine dritte klagte:

— Das arme Kind! Nee, das arme Kind!

Aber keine rührte sich, zu helfen. Da wiederholte Cäcilie ihre Bitte und, während ihr ein gewöhnlicher Mann im Sonntagsanzug sein blaugewürfeltes Taschentuch zur Verfügung stellte mit der verlegenen Entschuldigung:

— Es ist aber bunt! — sagte Cäcilie empört mit einem Blick zu den klagenden Damen:

— Jammern hilft gar nichts, hier heißt's zugreifen.

Die Gefühlvollen gingen erbost davon. Cäcilie kümmerte sich nicht um sie und auch nicht darum, daß sie ihr Kleid verdarb und sich über und über beschmutzte, sie half diesem armen, röchelnden Kinde, das, wie es schien, allein hier gegangen war, ohne Aufsicht eines Erwachsenen. Und sie ließ nicht eher ab, nachdem man den verstümmelten Körper in den nächsten Hausflur getragen, bis ein Arzt zur Stelle war, ein Lazarettgehilfe und Polizei. Dann erst stieg sie mit Marie und Cécile in eine Droschke, und als ihr Name und ihre Adresse festgestellt werden sollten, war sie längst verschwunden.

Zu Hause zog sie sich sofort um, und sagte nur, als ihr die Nichten die Flecken an ihrem Kleide zeigten:

— Man kanns ja chemisch reinigen lassen!

Die Flecken gingen fort, aber etwas Anderes, Höheres blieb: eine Erkenntnis. Wie es hier gegolten, sofort zuzugreifen und wenn man sich auch die Hände besudelte, so war es mehr noch ihre Pflicht selbst, augenblicklich Ernst zu helfen, wenn sie auch dabei anfassen mußte, was ihr schwerer dünkte — Schmutz der Seele.

Und wie diese Blutflecken heute Ehre machten dem, der sie davongetragen, so that es ihrer Reinheit nichts, wenn sie in Berührung kam mit Verhältnissen, denen sich das alte Mädchen bisher ferngehalten. Und wenn sie sah, daß das Leben nicht so unschuldsvoll war, wie eine weltabgewandte Jungfrau es sich vorgestellt, so hatte sie vielleicht, sobald erst dieser Kampf vorüber, das Recht, das Reine noch köstlicher zu empfinden.

Gott hatte ihr Gebet erhört und ihr den Weg gewiesen. Sie wollte ihn gehen.

71.

Im dritten Stock des Hintergebäudes stand Fräulein von Sarryn vor einer Doppelthür und studierte die Visitenkarten, die dort mit Reißzwecken angeheftet waren. Der Name befand sich nicht darunter. Sie stieg also noch eine Treppe höher hinauf. Sie hatte wohl das Halbgeschoß mitgerechnet. Richtig, dort fand sie eine Karte: „Elise Müller-Ziehrer" und darunter eine zweite: „Ernst von Rangenhofen, stud. jur."

Erleichtert atmete sie auf und klingelte. An dem runden Guckloch erschien jemand. Schlürfende Schritte. Dann Stille.

Nach einigem Zögern klingelte Cäcilie zum zweiten Mal.

— Wer ist da? — fragte eine weibliche Stimme.

— Ist Herr von Rangenhofen zu sprechen?

Aber es klang nur die Wiederholung:

— Bitte, wer ist da?

Cäcilie sagte freundlich:

— Ich möchte gern meinen Neffen Ernst von Rangenhofen sprechen. Ich bin nämlich die Tante aus Dresden.

Es erfolgte keine Antwort, aber jemand floh eiligst den Gang hinunter, und man hörte das Klappen von Pantoffeln. Dann war Totenstille. Es dauerte eine Weile. Ein paar Thüren gingen. Es sprach jemand, und Ernst öffnete:

— Tante! — rief er nur und zog sie herein.

Sie traten in ein kleines Zimmer, in dem Cäcilie, atemholend, stehen blieb.

— Da bin ich! — sagte sie nur. Er war sichtlich verlegen, nahm einen Rock und ein paar Hosenträger, die auf dem Sofa gelegen, fort und bat die Tante, sich zu setzen. Sie ließ sich langsam nieder. Eine zerbrochene Feder krachte dabei. Er meinte:

— Es ist nicht sehr ordentlich . . .

Dabei beseitigte er noch ein paar Gegenstände: Damenhandschuhe, einen Sonnenschirm und ein paar Cravatten, die herum gelegen, indem er mit einem Fußtritt alles in eine Ecke schleuderte und einen Polstersessel davor rückte.

Die erste Unterhaltung ging spärlich. Er fragte nach den Schwestern, nach der Reise, sprach von der Hitze, die augenblicklich in Berlin herrschte, kurz von allem, nur nicht von der Veranlassung, weshalb die Tante gekommen. Als das nun

so eine Weile dauerte, fand Cäcilie dieses Versteckenspielen lächerlich, und fragte:

— Ich wollte mit dir erst noch einmal über die Sache allein sprechen.

Er rückte hin und her:

— Bitte, Tantel.

Sie räusperte sich:

— Also, also du hast dirs wirklich genau überlegt?

— Genau!

— Alles, was in Frage kommt?

— Ja, alles!

— Und du bist fest entschlossen?

— Ja, ganz fest entschlossen.

Sie nickte, und er sah sie scharf an, dann sie auch ihn. Zugleich wendeten sie den Blick ab. Sie bespähten einander. Er ahnte jetzt, daß irgend etwas sich geändert haben mußte, aber er wollte nicht sprechen. Sie waren wie zwei Feinde, von denen keiner den Kampf beginnen mag, während doch beide wissen, daß er unvermeidlich ist.

Endlich fragte sie ganz unvermittelt:

— Und wovon gedenkt ihr zu leben?

Darauf war er nicht vorbereitet. Statt einer Antwort sagte er, schon erregt werdend:

— Liebe Tante, du scheinst ja deine Ansicht geändert zu haben.

— Das wird sich finden. Also, Ernst, nicht wahr, du weißt doch, daß du nicht mehr bekommen kannst! Nicht wahr, darüber bist du dir doch klar. Und für zwei reicht das natürlich nicht.

Angesichts der Geldfrage wurde er kleinlaut und murmelte:

— Ich weiß. Wir werden uns einschränken. Margot ist kolossal vernünftig.

— Das mag sein, aber es geht trotzdem nicht . . .

— Das wird sich ja zeigen, Tante.

— Ja, wenns zu spät ist!

Er wurde nervös:

— Ich weiß gar nicht, du bist ja ganz verändert. Bist du dazu hergekommen?

Da erhob sie sich und stellte sich vor ihn hin:

— Ja, Ernst, dazu bin ich hergekommen. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß mir erst die Augen aufgegangen sind, nachdem du schon fort warst. Daß du . . .

Sie hielt inne und blickte zur Thür hinüber, die ins Nebenzimmer führte, dann dämpfte sie die Stimme und fragte in ganz anderem Ton leise:

— Ist sie etwa hier?

Er ward verlegen, warf Blicke hinter sich, erhob sich langsam, ging zur Thür, zog sie, die angelehnt gewesen, ins Schloß und antwortete:

— Ja, allerdings, nämlich . . . nämlich . . . es ist praktischer . . . sie wohnt hier . . . es . . . ist auch vor allem billiger . . . ja . . . sie wohnt hier. Aber über dem Flur . . . auf der anderen Seite . . . es ist nämlich eine möblierte Wohnung. Die Wirtin, eine Frau Müller-Ziehrer ist sehr nett . . . wirklich, und eine sehr anständige Person . . . und da . . . da . . . ja . . . da wohnt sie gleich hier . . .

Ernst hatte schnell gesprochen, als wollte er die Tante hindern, etwas dazwischen zu werfen, und fuhr fort in dem gleichen Gedankenkreise, stotternd, weil er immer dasselbe sagte und ihm die Worte ausgingen. Cäcilie ließ ihn ruhig reden. Als er endlich schwieg, aus Mangel an Stoff, sagte sie, indem sie versuchte, seine Hand zu nehmen, die er ihr jedoch entzog:

— Und du wohnst mit der, die du heiraten willst, unter

einem Dach? In einer Wohnung? Haſt du denn nicht mehr Achtung vor deiner zukünftigen Frau?

Es ſchien ihm unangenehm zu ſein, doch er machte ſich davon los:

— Was andere Leute dazu ſagen, iſt mir ganz gleich!

Cäcilie herrſchte ihn an, ſo ſcharf, wie ſie nie geſprochen, als wüchſe ihre Kraft in dieſem Kampf, den ſie um ihres Neffen Lebensglück führte. Denn dieſe Ehe konnte ein Glück nicht werden. Sie rief laut einmal um das andere:

— Das darf dir nicht gleich ſein! Hörſt du, das darf dir nicht gleich ſein! Das darf dir nicht gleich ſein!

Im ſelben Ton kam zurück:

— Iſt mir aber doch gleich.

— Dann werden die anſtändigen Leute dich aus ihren Reihen ſtreichen!

— Seis drum. Das kann mir auch ganz gleich ſein.

— Soweit biſt du ſchon?

— Ich will mein Glück, weiter nichts!

Da war er dort, wo ſie ihn haben wollte, und ſie ließ die Stimme ſinken, und redete ihm zu mit Aufgebot all ihrer weichen Energie, wie einem verzogenen, verſtockten Kinde. Sie ſprach in dem Ton, der ihr noch jedes Kinderherz bisher gewonnen. Sie betrachtete ihn noch als ihren Jungen, den ſie doch geholfen großzuziehen. Sie wandte ſich an ſein gutes Herz, daß er ſie doch alle eigentlich lieb hätte und ſeine alte Tante auch. Und daß, wenn er dieſe Partie mache, alles das vorbei wäre, mit einem Schlage, daß keines mehr ihn kennen würde, niemand ſich um ihn kümmern, die Verwandten ihn nicht mehr bei ſich ſehen könnten, ja ihn nicht einmal mehr grüßen würden auf der Straße.

Sie ſchilderte ihm ſein zukünftiges Leben, von allen ver-

stoßeun nd verlassen. Sie sagte, er sei ja noch gar nicht Soldat gewesen, er müsse doch noch sein Jahr dienen. Und was würde während dieser Zeit aus seiner Frau? Sollte er sie als Einjähriger mitbringen, zum Gespött seiner Kameraden? Und das Geld! Das Geld! Wovon denn nur leben? Er hätte nichts gelernt, um Geld zu verdienen. Er hätte ja noch nicht einmal ausstudiert, um sein Examen zu machen, und wenn er es machte, so bekäme er doch als Referendar noch lange kein Gehalt zu sehen!

Und das nennte er Glück?

Er hatte sie zuerst mehrmals unterbrechen wollen. Jetzt ergab er sich darein, und während sie vor ihm stand, mit ängstlichem Ausdruck, die Augen wie in der Verzweiflung auf ihn gerichtet, und wie sie mit Armen und Händen in der Luft herumfuhr, verschob sich der Capotehut, begann zu rutschen auf dem spärlichen Grauhaar, von dem losen Bande unter dem Kinn nur schlecht gehalten, daß er ihr fast auf einem Ohre saß.

Cäcilie hielt sich seit Jahren nicht mehr sehr gerade. Nun streckte sie den Leib vor und fuchtelte mit den mageren Armen, dunkelrot vor Aufregung, — eigentlich ein komischer Anblick, daß man hätte lachen können über dieses alternde Weib, das so lebhaft ward. Nichts Matronenhaftes, nichts Würdiges war an ihr, und doch dem, der sie genauer ansah, wäre das billige Lächeln erstorben auf den Lippen, denn aus ihren Augen trafen ihn Angst und Not um die Zukunft ihres Sohnes-Neffen, aus ihrer bangen Stimme klang Mutterschmerz und -Leid, der erbitterte Kampf um ein Glück, das er im Begriffe stand leichtsinnig auf immer fortzuwerfen.

Aus ihrer Stimme tönte eine solche Innigkeit, ihre Augen, die sich allmählich mit Thränen zu füllen begannen

baten, flehten, daß Ernſt mit einem Male alle Haltung verlor und in einen Stuhl ſank, vor ſich hinſtarrend, ohne Widerſpruch, ohne ſich oder ſie zu verteidigen.

Endlich fragte er tonlos:

— Iſt es denn wirklich ſo ſchlimm, Tantel?

Sie fühlte, daß er weich ward, ließ ſich auf die Kniee nieder, dicht an ſeiner Seite, und, das Taſchentuch in der Hand, begann ſie, ab und zu durch Schluchzen, durch eine Thräne unterbrochen, ihm zuzureden, weniger heftig, weniger anklagend, indem ſie ihm nach ihrer Art die Wange ſtreichelte und das Haar aus der Stirn ſtrich.

— Haſt du mir nicht immer alles geſtanden? Immer dein Herzchen ausgeſchüttet? — fragte ſie, und er nickte langſam.

— Weißt du noch, wie du mir das Herz gezeigt haſt und ichs einſiegeln mußte? Das war ein Geheimnis, Ernſt. Kein anderer wußte es, und mir allein haſt dus verraten. Mir ganz allein, und ich habe es treulich bewahrt!

Er verſuchte zu lächeln, aber er ward ſofort wieder ernſt. Sie erzählte ihm weiter, ſie weckte Erinnerungen, ſie zauberte ihm das Daheim vor Augen, mit aller Liebe einer Mutter. Sie erinnerte an allerlei zärtliche, heimliche Dinge, wie er ſeine Leibſpeiſen bekommen zu Haus, wie die Erinnerung ſeiner ganzen Jugend an Dresden hing, an den Bekannten, Schulfreunden, Verwandten, mit denen er groß geworden! Und das, all das ſollte nun mit einem Schlage zu Ende ſein?

Er ward weich und immer weicher als ſie nun gemeinſame Erinnerungen auf ihn einſtürmen ließ. Und am Ende kam dann jedesmal die Frage: Und alles deſſen willſt du dich begeben?

Alles, was empfindsam und zärtlich war an diesem sonst so leicht entflammten Herzen, ließ sie aufleben, um wenn ihm tausend liebe Bilder aufgestiegen und Vorstellungen, an denen er gehangen, am Ende zu fragen: Und das läßt du hinter dir?

Während sie vor ihm kniete und sprach, beugte er sich näher und näher zu ihr, und endlich lagen sie Wange an Wange, wie zu den Zeiten, als ihr der Knabe mit fliegendem Atem purpurübergossen gestanden, für wen sein Herz in Flammen stand.

Sie bot auf, was sie wußte und hatte, um ihn zu gewinnen, all ihre Zärtlichkeit, ihr Vertrauen, ihre Liebe, die, da sie nie einem Manne geworden, frei geblieben war für die Kinder, die sie erzog. Und sie fühlte, daß sein Herz sich neigte zu ihr. Aber lange konnte sie nicht mehr, und die Furcht kam ihr, das Mädchen möchte etwa eintreten und ihr das Herz ihres Ernst wieder entreißen. Darum stand sie auf und ging nach der Thür. Der Schlüssel steckte. Sie schloß zu. Nun erst atmete sie auf. Und sofort kehrte sie zu ihm zurück, kniete von neuem neben ihm. Den Hut, der sie störte, riß sie ab und schleuderte ihn auf den nächsten Stuhl. Dann wandte sie sich abermals zu dem Neffen.

Als sie ihn ansah, den Kopf in die Hände gestützt, gewahrte sie, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Sie liefen herab in glänzenden Tropfen, klein und rund, dann länglich werdend, und sich endlich lösend von der Wimper. Sie flossen heiß und reichlich. Er schämte sich ihrer und barg sein Gesicht an Cäciliens Schulter.

Nun tröstete sie ihn, lehnte ihre Wange an seine, daß sie von dem Sturzbach der Zähren glänzend naß ward, und fragte leise:

— Ists nicht bei der Tante-Mama doch am besten?

Der weiche Jüngling nickte.

— Willst du nicht bei ihr bleiben?

Er gab keine Antwort. Ihr aber kam plötzlich ein Gedanke:

— Komm mit, mein Junge. Komm mit nach Dresden, nach Hause! Willst du, mein Junge?

Seine Augen leuchteten einen Augenblick, dann aber seufzte er und ließ sich wieder zusammensinken:

— Ich kann nicht fort!

Aber sie gab es nicht auf:

— Du kannst nicht? Warum nicht?

— Ich kann mich nicht von ihr trennen.

— Und du willst nicht einmal nach Haus?

— Ja, aber sie läßt mich nicht fort.

Cäcilie horchte auf:

— Was, Ernst, sie läßt dich nicht fort?

— Nein.

— Nun, du gehst eben. Sei doch ein Mann!

Er starrte vor sich hin und sprach dumpf:

— Dann . . . nein, dann tötet sie sich.

Cäcilie mußte lächeln. Sie glaubte es nicht, doch sie wollte nichts gegen dieses Mädchen sagen, das sie ja gar nicht kannte. Aber ein Gedanke kam ihr:

— Soll ich mit ihr sprechen, Ernst?

Er fuhr auf:

— Ja, Tantel, ja, sprich du mit ihr!

— Aber du darfst nicht dabei sein!

— Nein.

— Du mußt — du mußt überhaupt fortgehen. Komm, mein Junge. Wir wollen gleich zusammen gehen. Sofort.

Sie stand auf und nahm ihren Hut. Sie fühlte, jetzt

galt es. Zeit durfte sie nicht verlieren, und sie trat schnell an einen Pfeilerspiegel in der Ecke, ein echtes Chambregarnimöbel, scheinbar prunkvoll, in Wirklichkeit jedoch aus schlechtem Glase, dessen Verkleidung überall klaffte. Dort band sie sich hastig die Hutbänder und nahm ihren Sonnenschirm.

Aber der Augenblick hatte schon genügt, ihn schwankend zu machen, und er bat:

— Tantel, ich muß ihr nur ein Wort sagen!

— Nein, das darfst du nicht!

— Nur, wo ich hingehe und damit du sie kennen lernst.

Aber Cäcilie nahm seinen Hut, der auf einer kleinen Kommode lag, die gleichfalls mit einem Spiegel geziert war, in dessen Rahmen kleine chinesische Fächer und Fähnchen steckten, lauter billiges Zeug, um das Zimmer zu beleben.

— Da, Ernst, hast du den Hut. Ich gehe bloß etwas mit dir aus. Dann spreche ich mit ihr. Da lerne ich sie schon kennen.

Und nun gab es keine Widerrede. Sie schob ihn voran zum Ausgang, wo er sich noch einmal umblickte, halb widerstrebend. Doch sie duldete keinen Widerstand, und er flüsterte nur noch ängstlich:

— Aber leise! Leise!

Dann huschten die beiden hinaus und zogen lautlos die Entreethür ins Schloß. Vorsichtig stiegen sie die Treppe hinab. Er mußte voraus gehen, daß er nicht etwa anderen Sinnes würde. Auf den untersten Stufen begann er selbst schon zu eilen. Sie liefen durch den Flur des Vorderhauses, und dann rannten Tante und Neffe die Straße hinab, als würden sie verfolgt. Erst als sie eine Droschke anrufen konnten, mäßigten sie den Schritt. Aber immer blickte er sich ängstlich um, und als sie auf ihrem bescheidenen Hotelzimmer ange-

kommen waren im „Askanischen Hof", dicht am Bahnhof, schloß sie zweimal hinter sich ab, fiel ihrem Neffen um den Hals und sprach:

— Mein Junge, mein geliebter Junge, jetzt habe ich dich endlich wieder!

72.

Ernst war ganz verändert, als wäre eine suggestive Macht von ihm genommen, nun, wo er nicht mehr unter ihrem Einflusse stand. Doch unausgesetzt quälte ihn die Angst, Margot möchte ihm in das Hotel folgen. Und Cäcilie wußte, daß es galt, diesen Kampf so schnell als möglich zu beenden.

Nun stand ihr das Schwerste noch bevor: die Aussprache mit dem Mädchen. Sie zögerte, sie hätte jetzt gern noch eine längere Frist gehabt, aber sie sah ein, daß sie dadurch vielleicht alles verdarb, indem sie die augenblickliche Herrschaft über Ernst wieder verlor. Jetzt war er noch gefügig, und er versprach ihr sogar mit Handschlag, das Hotel nicht zu verlassen, bis sie wiederkäme.

Cäcilie eilte die Treppe hinab. Der Portier mußte ihr eine Droschke rufen, denn sie hätte sich nicht allein wieder hingefunden, und es galt auch, keine Zeit zu verlieren.

Während des Weges blickte sie sich nicht um, in innerer Erregung unausgesetzt mit der Frage beschäftigt, wie sie dem Mädchen entgegentreten sollte. Sie stellte sich vor, es wäre ein kleines, weichmütiges, zierliches Geschöpf, schlank und mager, weil

Ernſt immer von ihrer Figur geſprochen. Und es that Fräulein von Sarryn faſt leid, ihr wehe zu thun; ſehr weh, denn ſie war entſchloſſen, ſie zu zwingen, von ihrem Neffen abzuſtehen.

Der leiſe Gedanke an die Berührung von etwas Unreinem kam ihr dabei. Eine Beklemmung, wie man mit ſo einer redete, und dann plötzlich ihr, die immer das Beſte von den Menſchen dachte, die lähmende Idee: wenn ſie nun doch anders war, als ſie meinte? Wenn ſie nun ein braves, anſtändiges Mädchen wäre, deren Glück ſie im Begriffe ſtand zu zerſtören? Doch daran konnte ſie nicht glauben. Dabei machte ſich Fräulein von Sarryn über die körperliche Unberührtheit keine Gedanken, ihr genügte die Geſinnung, das Anſtand-Verletzende, das Unter-einem-Dache-Wohnen mit dem, deſſen Frau ſie werden wollte.

Und die Empörung darüber flößte ihr wieder Mut ein, ſodaß ſie an der nun ſchon gewohnten Thür laut klingelte, wie jemand, der zu fordern hat und nicht zu bitten.

Wieder dasſelbe, huſchen auf dem Gang, ſehen durchs Guckloch und fliehen. Darauf kam ein anderer Schritt zurück, und eine große, dicke Frau öffnete mit den Worten:

— Ach, die Dame von vorhin. Erlauben Sie, ſind Sie etwa die Tante?

— Fräulein von Sarryn! — gab Cäcilie zurück, während ihr Herz klopfte. Die Dicke meinte, plötzlich grinſend über das breite Geſicht:

— Ah ſo, bitte, treten Sie gefälligſt näher!

Damit ward ſie in das Zimmer geführt, in dem ſie vorhin mit Ernſt geweilt, und allein gelaſſen. Sie blieb in der Nähe der Thür ſtehen und ſah ſich um. Es war noch alles genau, wie vorhin. Der Stuhl, den Ernſt vor die Ecke ge-

stoßen, stand noch da. Nun gewahrte sie erst, wie zerschlissen und abgerissen die Möbel waren, wie schmutzig die grüne Plüschdecke auf dem Tisch. Der Teppich zeigte Bahnen vom Gehen. Die Tapete hatte in der Ecke große Falten geworfen und hing oben abgelöst herab. Staub lag auf der Kommode, und allerlei weggestellte Gegenstände trieben sich in den Winkeln herum.

Hier, wo die reinigende, ordnende, weibliche Hand völlig zu fehlen schien, lebte nun Ernst, als hätte er nie ein Daheim gekannt. Es berührte Cäcilie schmerzlich, wenn sie daran dachte, daß alles, was in vielen Jahren anerzogen ward, in kurzer Zeit so verschwand, daß offenbar das Auge fehlte, zu bemerken, wie es hier aussah. War das der Einfluß dieses Mädchens?

Da öffnete sich die Thür, und eine große, schlanke Gestalt trat herein. Sie blieb stehen, wie um Cäcilie zu mustern, und auch diese hatte Zeit, die andere anzusehen, die ein elegantes Kleid trug mit etwas zuviel Aufputz, etwas zu grellen Farben und übertriebenen Puffärmeln, sie breiter erscheinen lassend, als sie war. Ihr schwarzes Haar war gelockt und hing an Schläfen und Stirn tief herein.

Da sie nicht sprach, fragte Cäcilie endlich:

— Sind Sie . . .

Ehe sie beenden konnte, hatte die andere schon geantwortet:

— Ich bin Margot.

— Ich bin Ernsts Tante.

Wieder schwiegen sie. Keine schien beginnen zu wollen, bis das Mädchen sagte:

— Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?

Cäcilie setzte sich. Die andere auch, und zwar gegen

das Licht, sodaß ihre Züge im Schatten blieben. Sie fuhr fort:

— Es hat mir vorhin sehr leid gethan, daß Sie schon wieder weg waren. Ich war aber gerade beim Anziehen. Ist denn Ernst nicht mitgekommen? Er hatte Sie wohl ins Hotel begleitet? Das ist sehr recht von ihm. Denn er hat mir immer von Ihnen erzählt. Er hat Sie sehr lieb . . .

Fräulein von Sarryn verbeugte sich leicht, und die andere redete weiter:

— Es freut mich sehr, die Bekanntschaft derjenigen zu machen, die meinen Ernst so gut versteht — da . . .

Cäcilie unterbrach sie. Das ‚mein Ernst' traf sie schmerzlich wie eine Ungehörigkeit. Sie wollte sofort Klarheit zwischen' sich und der anderen haben:

— Ich glaube, Sie befinden sich mit dem Verstehen in einem Irrtum, das heißt, ich glaube, meinen lieben Neffen allerdings zu verstehen. Und gerade deshalb bin ich gekommen. Es widersteht mir nämlich, auch nur eine Minute Komödie zu spielen. Ich bin immer offen gewesen und will es auch jetzt sein. Ich bin . . . hier . . . nicht, um Sie kennen zu lernen, und um meinen Segen zu geben. Ich möchte nicht Ihre Erwartungen betrügen. Ich bin hier, um Sie zu bitten, in Frieden sich von ihm zu trennen. Ja, noch mehr, Fräulein, ich bin hergekommen, um Ihnen von ihm Lebewohl zu sagen. Ja — Lebewohl!

Margots Züge, die zuerst, soweit es sich erkennen ließ, freundlich gewesen, wurden plötzlich hart, und bei den letzten Worten malte sich auf ihrem Gesicht ein ungeheures Staunen, das jäh in Zorn überging. Sie rief:

— Lebewohl sagen? Was . . . was soll denn das?

Cäcilie sagte kurz, indem sie alle Entschlossenheit zusammenraffte:

— Daß es aus ist!

— Aus? . . . Wa . . was? Aus?

— Ja aus. Ganz aus. Sie werden ihn nicht wiedersehn.

Die andere war so starr, daß sie es gar nicht für Ernst nahm, sondern laut anfing zu lachen. Cäcilie faltete die Hände um ihren Schirm und blieb regungslos sitzen. Margot aber sprang auf, pflanzte sich vor ihr hin, verschränkte die Arme und sagte:

— Aha! So ist also das wahre Gesicht. Und zuerst kommen Sie katzenfreundlich an.

Fräulein von Sarryn antwortete, immer ihre Ruhe bewahrend:

— Bitte sehr, dann kennen Sie mich nicht. Freundlich bin ich nicht gewesen. Ich bin artig gewesen, wie es meine Erziehung verlangt. Und Sie können gewiß sein, daß ich sie nicht verleugnen werde und artig bleibe.

Diese Anspielung auf gute Formen, die Cäcilie ganz natürlich gewesen war, hatte den Erfolg, daß das Mädchen sofort einen Grad ruhiger ward, als wollte sie beweisen, daß sie sich an Erziehung durchaus Ernsts Familie ebenbürtig fühlte. Sie setzte sich langsam, gab sich die äußerste Mühe, sich zu beherrschen, und sagte etwas spitz mit hochgezogenen Brauen, während sie ihre Nägel betrachtete:

— Meine Mutter war die Tochter eines bairischen Offiziers. Ich denke, daß mir da zu Haus auch gelehrt worden ist, was sich schickt. Ich schlage Ihnen vor, über das, was wir zu besprechen haben, in aller Ruhe zu reden.

— Dann werden wir auch weiter kommen! antwortete Cäcilie.

Aber keine von beiden begann. Sie saßen sich gegenüber, und Fräulein von Sarryn spielte mit ihrem Schirm. Sie wagte nicht aufzusehen. Ihre Gedanken irrten fort. Sie dachte an den Geheimrat, wie er gesagt: „Landgraf werde hart!“ Und sie biß die Zähne aufeinander. Sie wollte hart sein, unerbittlich.

Sie, die noch nie in ihrem Leben mit einem andern Menschen gekämpft hatte um einen Besitz bis aufs Blut, wußte, daß dieses eine der entscheidenden zugleich eine der schwersten Stunden ihres Lebens werden mußte.

Die andere schien ähnliches zu denken, denn noch immer entschloß sich keine, anzufangen.

Endlich blickte Fräulein von Sarryn auf, neigte sich ein wenig vor zu Margot und bat in den tiefen, weichen Lauten ihrer Stimme:

— Geben Sie ihn mir wieder!

— Ich kann mit dem gleichen Rechte sagen: Lassen Sie ihn mir!

— Sie haben nicht das gleiche Recht.

— Aber vielleicht noch mehr Recht, denn ich liebe ihn, und er mich.

Fräulein von Sarryn schüttelte den Kopf:

— Erst kommt die Mutter. Ich habe ihn als Waise aufgenommen und groß gezogen. Meinen Sie, daß das nichts gilt?

— Wir können ihn beide haben. Warum sollen wir uns wie zwei Feinde gegenüberstehen? Wenn er mein Mann wird, so verlieren Sie ihn doch nicht?

Cäcilie schüttelte den Kopf:

— Bleiben Sie ruhig jetzt, erzürnen Sie sich nicht, aber beide können wir ihn nicht haben, wie Sie sagen. Denn wenn Sie ihn haben, ist er für mich und für uns alle tot.

Da war des Mädchens Faſſung mit einem Schlage hin, und ſie rief mit blitzenden Augen, während ihr ganzer Körper zitterte:

— Mag ers ſein! Mag er tot ſein für Sie, wenn er nur für mich lebt! Da hört doch alles auf! Das ſagen Sie mir ganz ruhig? Das . . . das . . . ſoll ich mir gefallen laſſen? Bin ich zu ſchlecht für Sie? Für Ihre hochgeborene Familie?

Cäcilie antwortete ruhig:

— Die Familie thut nichts dabei und der Name! Ich habe nicht einmal nach Ihrem Namen gefragt. Ich weiß bis zu dieſem Augenblick noch nicht, wie Sie heißen! Sie ſehen alſo, das iſt es nicht. Ich will auch nichts über Sie ſagen . . . aber . . . nach dem, was vor ſich gegangen iſt — müßte er tot für uns ſein.

Margot fragte erregt:

— Was iſt denn vorgegangen?

— Nun, daß Sie hier ſind!

— Hier? Wie ſo denn? Ich muß doch hier ſein, ſonſt wäre ja dieſe angenehme Auseinanderſetzung gar nicht möglich;

— Sie haben mich nicht verſtanden! — gab Cäcilie ruhig zurück. Das Mädchen aber ſprang auf und lief im Zimmer hin und her, indem ſie ſich die Hände rieb, das Haar an den Kopf feſtdrückte und ſchrie:

— O, ich habe Sie wohl verſtanden! Sie haben wahrſcheinlich gedacht, Sie könnten ihn ruhig mit fortnehmen, und ich merkte gar nichts davon. Aber ich bin da. Bin immer, immer, immer da!

Fräulein von Sarryn fragte:

— Immer? Alſo Sie wohnen hier?

— Allerdings, wenn Sie nichts dagegen haben.

Cäcilie nickte und antwortete sehr langsam:

— Jetzt werden Sie mich verstehen! Eben, daß Sie hier wohnen, mit ihm zusammen, das trennt uns, deshalb wäre er tot für uns.

Margot zuckte die Achseln:

— Das geht doch niemand etwas an!

Cäcilie sprang auf, ganz Nerv, ganz Aufmerksamkeit, trat ihr entgegen, sodaß sie gezwungen ward, das Hin- und Herlaufen einzustellen und sagte, Auge in Auge mit dem erstaunten Mädchen:

— Und eine, die so denkt, soll meine Nichte werden? Nein, nein, so spricht ein anständiges Mädchen nicht!

Einen Augenblick war es, als ob Margot sich auf sie stürzen wollte: ihre Augen funkelten, ihre Hände krallten sich zusammen, sie gurgelte etwas, dann trat sie noch näher an Cäcilie heran und rief so drohend, daß es schien, bei einem „ja" würde sie ihre Widersacherin niederschlagen:

— Wollen Sie damit sagen, daß ich kein anständiges Mädchen bin?

Cäcilie fühlte keine Angst. Auch durch einen thätlichen Angriff konnte sie nicht überzeugt werden, von ihrer Meinung nicht abgehen. Sie hatte das Bewußtsein, in ihrem Rechte hier zu stehen. Sie wußte auch, daß es nur diese Frage war, die ihr das Recht verlieh. Darum antwortete sie, die sonst keinem Menschen weh thun konnte, mit einem furchtlosen:

— Ja!

Was nun folgen würde, ahnte sie nicht. Sie war auf alles gefaßt, auch auf das Schlimmste. Aber das alte Mädchen blieb desto aufgerichteter stehen, ohne auch nur mit den Augen zu blinzeln.

Und es trat ein, was sie nie erwartet. Margot wich ein paar Schritte zurück bis ans Fenster, blieb dort herumgewendet stehen und starrte zu den Scheiben hinaus, ohne eine Antwort zu geben. Erst nach einer Weile drehte sie sich herum:

— Das ist hart was Sie da sagen. Sehr hart, und wenn ich — wenn ich so eine wäre, würde ich Ihnen wohl auch anders geantwortet haben, gnädiges Fräulein, ganz anders. Aber ich habe eine andere Erziehung gehabt, das will ich Ihnen nur auch sagen. Ich habe auch eine traurige Jugend gehabt und — meine Mutter früh verloren. Ich habe auch . . . . .

Sie kam ein paar Schritte heran und fuhr, während sie bisher sehr laut gesprochen, mit gewöhnlicher Tonstärke fort:

— Ich habe auch meinen Vater nie gekannt. Nie einen Rückhalt habe ich gehabt, nie ist mir . . . . ach was, lassen wir das.

Nun warf sie sich in den Stuhl in dem sie bisher gesessen, und bedeckte die Augen mit der Hand. Cäcilie aber trat an sie heran, nahm langsam ihre Finger und sprach:

— Ich will auch nicht Richter sein! Armes Kind, seien Sie nicht traurig!

Der Ton war so mild, daß Margot sie verwundert anblickte. Was war das für ein seltsames Wesen, das mit solcher Härte urteilte und jetzt weich war und tröstete, wie es eine Mutter nicht anders konnte? Diese alte Jungfer, die gekommen war, ihr einen Strich durch ihr ganzes, sorgsam aufgebautes Glück zu machen, und jetzt statt dessen zu ihr sprach: „Seien Sie nicht traurig"?

Margot betrachtete von der Nähe jetzt das weiße, spärliche Haar, die Haut, die jünger und glätter ausschaute, als das be-

ſchneite Haupt verriet. Und ſie gewahrte in dem roten Geſicht ein paar blaue Augen, die gar nicht bös ſie anſahen, ſondern weich, ja faſt mitleidig.

Und wie ſie das Antlitz der alten Jungfer ſah, bemerkte ſie plötzlich unter dem Haar, das ſich ein wenig verſchoben, oben an der Stirn eine Narbe, rot, deutlich ſichtbar. Sie ſtarrte ſo lange darauf, daß Cäcilie unwillkürlich danach taſtete und ſagte:

— Ach ſo — das iſt eine Narbe. Sehen Sie, damals habe ich die Kinder mir verdient. Durch dieſe Wunde bin ich Ernſts Mutter geworden.

Margot wußte davon. Er mochte es ihr erzählt haben. Cäcilie aber blieb bei dem Gedanken und ſagte, ſie habe damals ſich das Gelöbnis gethan, dieſen Waiſen Vater und Mutter zu erſetzen. Und ſollte ſie nun zugeben, daß ihr Sohn ganz aus ſeinen Kreiſen fiele, daß ſein Verkehr, ſeines Gleichen, ſeine Freunde, ſeine Verwandten, ſeine Familie, alles ſich abwendete von ihm, weil er eine geheiratet, mit der er vorher bereits zuſammengelebt?

Das Mädchen hatte ihr aufmerkſam zugehört, jetzt aber warf ſie die Lippen auf, lachte verächtlich und rief:

— Ja, nicht wahr, das iſt furchtbar leicht, den Stab zu brechen für Leute, die immer in der Wolle geſeſſen haben. Das iſt leicht. Aber all dieſe prüden, vertrockneten, alten Jungfern und Moralprediger und wer es iſt, die da urteilen, wie Sie ſagen, möchte ich nur mal an der Stelle ſehen von einem armen Mädchen wie zum Beiſpiel ich. Das möchte ich mal ſehen!

Dann, als wollte ſie Belege haben, ihre Worte beweiſen und ſich rechtfertigen, begann ſie ihr eigene Geſchichte zu erzählen. Eine traurige Geſchichte, von einer Jugend, die

keine Jugend geweſen, von einer Mutter, die keinen Mann gehabt, die als Tochter eines armen, penſionierten Offiziers vom Vater mit ihrem Kinde aus dem Hauſe gewieſen worden, nachdem der, der ſie ins Unglück geſtürzt, ihr den Rücken gewendet hatte.

Sie erzählte, wie ſie mit achtzehn Jahren ihre Mutter verloren, wie dann ihre Stimme ſie zur Bühne geführt und, nachdem ſie lange, lange vom Schickſal herumgeworfen worden, Ernſt gefunden hätte.

Sie redete immer nur von „Bühne", aber ſie ſprach einfach, es klang ehrlich, nur einzelnes ſchien ſie auszuſchmücken. Doch, es war keine bewußte Lüge, um Mitleid zu erregen, oder auch nur zu wirken. Es waren mehr Erweiterungen, einzelne Wendungen und Züge, die ſie wahrſcheinlich öfters ſchon erzählt hatte und die bei einer Wiederholung beibehalten ihr nun ſelbſt als Wahrheit erſchienen.

Cäcilie ſaß da, unbeweglich, mit ſtarren Augen, mit offenem Mund. Es thaten ſich Welten vor ihr auf, deren Vorhandenſein ſie nicht geahnt. Sie hörte — wenn das Mädchen in der Erbitterung einmal ſtarke oder niedrige Ausdrücke gebrauchte — darauf, wie ein Kind, das manche Vorgänge, die es erlebt, nicht verſteht aber fühlt, daß etwas Böſes, Gemeines, Furchtbares vorgeht. Ihr war wie einem ſtillen Hörer, der nie die Scholle verließ, wenn eines von wilden Sitten fremder Länder erzählt: ein Grauen, ein Gruſeln, ein Entſetzen packte ſie.

Zuletzt aber tiefes Mitgefühl, ſodaß ſie faſt vergaß, weshalb ſie gekommen, und während die Augen ihr feucht ſchimmerten, lauſchte ſie dem Sang von Leiden, der vielleicht Ernſt ebenſo geklungen und ihm das ſchnell in Flammen ſtehende Herz entzündet.

Sie hatten über eine Stunde schon gesprochen, und Fräulein von Sarryn schien mit ihrer Sendung weiter entfernt von ihrem Ziel als in dem Augenblick, da sie zur Thür hereingetreten. Margot schloß:

— Und nun soll ich in dem Augenblick verzichten, wo ich endlich glücklich werden kann?

Cäcilie schüttelte den Kopf:

— Sie würden nicht glücklich werden, denn er könnte es nicht sein. Die Zeit würde einmal doch kommen, sie muß kommen, wo er bereut.

Sie zuckte die Achseln und lachte:

— Er ist ja frei. Aber Sie sollen sehen — sagen Sie ihm alles, was Sie mir gesagt haben — er kommt doch zurück zu mir.

Cäcilie ward wieder Kämpferin:

— Er wird nicht kommen!

— Das wollen wir doch einmal sehen!

In einem Augenblick schien alle Weichheit verbannt, und die beiden standen sich als Feindinnen gegenüber. Fräulein von Sarryn sagte scharf, alle Rührung abschüttelnd, wieder in dem dumpfen Gefühl, jetzt käme es darauf an:

— Er wird nie wiederkommen!

— Dann hole ich ihn mir!

Da packte Cäcilie die Angst, das Mädchen möchte ihr ins Hotel folgen, und sie log, log mit ängstlichem Herzen, man möchte ihr die Unwahrheit ansehen, log, unsicher werdend, in der Scham, zu solchem Mittel zu greifen, aber entschlossen alles zu thun, um Ernst zu retten:

— Er ist schon abgereist.

— Abgereist?

— Ja, und Sie werden ihn nicht wiedersehen.

Sie war selbst erstaunt, daß die andere es glaubte. Sie meinte, man müßte es ihr anmerken, fühlen an ihrer Unsicherheit, und daran, daß sie bei ihren Worten das Mädchen nicht ansehen konnte. Die aber warf keinen Blick auf Cäciliens Züge, sondern starrte dumpf vor sich hin, dann sagte sie verächtlich:

— So machen sies alle!

Und dieses Wort traf Cäcilie wie eine Erleuchtung: In diesen vier Worten lag ihr die Bestätigung, daß sie vor keinem armen, betrogenen Mädchen stand, dessen Unglück ihr Neffe verschuldet. Wenn sie das wußte, konnte, durfte sie handeln, rücksichtslos.

Fräulein von Sarryn überwand alle Scham, und fragte wie der Blitz:

— Wer hats denn schon gethan?

Margot stutzte und gab zurück:

— Wie man so spricht.

— Nein, Sie haben das anders gemeint!

— Ich habe allgemein gesprochen.

— Und wie kommen Sie darauf?

— Weils allen so geht.

— Vielleicht die Sie kennen . .

Margot lachte verächtlich, und es hatte einen gemeinen Klang, der sonst nicht in ihrer Sprechweise gelegen, als sie gereizt antwortete, wie ein Dieb, der bestreitet, daß es überhaupt ehrliche Menschen giebt:

— Jedes Mädchen ist so, jedes Mädchen. Die einen sind nur offen, die anderen nicht.

Cäcilie meinte mit einem ihr sonst fernen Ton des Spottes, den Angst und Erregung, zum Ziele zu gelangen, noch verschärften:

— Aber Sie sind natürlich eine Ausnahme gewesen!

— Ich, nein! Ich war wie die anderen! Dafür hat schon, als es nichts mehr zu essen gab, meine Mutter gesorgt!

Cäcilie war es, als hätte sie etwas Furchtbares vernommen, und ein leiser Ruf entrang sich ihr. Sie ahnte dahinter Schmach und Gräuel, etwas, daß sich ihr das Herz umdrehte, als hätte sie einen Blick gethan in einen Abgrund von Scheußlichkeit. Es war ihr eine Enthüllung zum Weinen, zum laut Aufschreien vor Empörung, daß ein Mensch so sein konnte gegen einen anderen Menschen, das Ebenbild Gottes, daß eine Mutter, deren Name auch dem niedrigsten Weibe einen Glanz verlieh, ihr Kind verschachern konnte. Es war ihr eine Entdeckung aus Welten, die sie nie geahnt, die sie am liebsten geleugnet hätte. Es war, als würde in ihren gewohnten Anschauungen das oberste zu unterst gekehrt. Es empörte sie dermaßen, daß sie am liebsten der ihr gegenüber eine „Lügnerin" ins Gesicht geschleudert hätte. Und mit einem Mal brannte ihr der Boden unter den Füßen. Sie mußte ein Ende machen.

„Landgraf werde hart!" klang ihr wieder in den Ohren. Sie fühlte dunkel, daß es Gebiete gab, denen sie gegenüberstand wie ein ahnungsloses Kind. Und gerade in diesem Augenblick veränderten die beiden ihre Stellung im Zimmer zueinander. Cäcilie kam ans Fenster. Dem Mädchen fiel der Lichtschein des sinkenden Tages ins Gesicht, in ein regelmäßiges, schönes Antlitz, in dem doch, wie es jetzt spöttisch, verächtlich sich verzog, ein Hauch von Gemeinheit lag um den Mund, ein paar Falten die sich eingefressen, als hätte ein gewisses Lachen sie gezogen.

Das Mädchenangesicht zeigte Augen, die alles zu verstehen schienen, für die es keine Schleier mehr gab, Augen,

wie sie Fräulein von Sarryn nie gesehen. Es lag darin etwas wie ein geheimes Einverständnis mit jedem Mann, eine heimliche Niedrigkeit, etwas Tierisches, etwas, das Cäcilie Angst machte, ein Rückstand von durchschwärmten Nächten, von berufsmäßigem Augenwerfen des Chantant, etwas Unkeusches, das jetzt das alte Mädchen fühlte in allen Nerven, ohne daß es hätte sagen können, woher.

Da wußte Cäcilie, ihr Ton war falsch gestimmt gewesen. Niedersteigen konnte sie nicht zu einem tieferen, aber sie wollte reden, als spräche sie über Geschäfte und Geld. Geld! Das kam ihr wie eine Erleuchtung:

— Sie wissen doch, daß ein glanzvolles oder auch nur ein sorgenloses Leben Sie nicht erwartet mit Ernst? Sie wissen, daß er nur ein kleines Einkommen hat. Daß es sich nicht vergrößern wird, nur verkleinern, wenn etwa noch das oder jenes für ihn gezahlt werden müßte. Sie wissen, daß es fraglich ist wovon Sie leben sollen? Das wissen Sie doch alles?

An dem erstaunten Gesicht des Mädchens sah Cäcilie, daß sie offenbar etwas Neues hörte. Und sie nützte ihren Vorteil aus:

— Und Sie sind sich doch klar, daß er von keiner Seite etwas zu erwarten hat, daß Sie der Not entgegengehen würden. Nicht wahr, das wissen Sie doch?

Margot machte einen Versuch, ihre Gleichgiltigkeit zu zeigen:

— Ach bah, und wenn es so wäre, wir schlagen uns durch!

— Es ist so. Keiner, das sage ich Ihnen, keiner von der Familie würde ihm helfen. Und womit sollte er etwas verdienen? Sie wollten doch Glück, Sie wollten für eine

elende, freudlose Jugend entschädigt sein — nun dann finge doch erst das Elend an. Ich sage Ihnen, ich die Tante, die seine Verhältnisse besser kennt als er: daß er nichts hat und daß ihm keiner hilft. Ich . . ich schwöre es Ihnen. Also wenn Sie Ihr Glück suchen wollen — lassen Sie ihn. Mit ihm finden Sie's nicht.

Das Mädchen hatte nichts mehr geantwortet. Sie blickte zu Boden und biß sich auf einen Finger ihrer kurzen, breiten Hand. Cäcilie aber fuhr fort, ängstlich, der günstige Augenblick möchte ihr entschlüpfen, beredt wie sie niemals gewesen. Vorstellungen und Worte fand sie ununterbrochen, ganz eingenommen von ihrem Gegenstand. Sie bedrängte die andere mit einer Flut von Erklärungen. Es waren Wiederholungen dabei. Sie führte den gleichen Gedanken ein Dutzend Mal aus, den Gedanken, laß ihn los, gieb ihn frei. Sie redete Unsinn, wenn sie ihrer Gegnerin die Zukunft ausmalte, denn von solchem Leben, wie es Ernst würde führen müssen, wußte sie nichts. Aber sie sprach, sprach ununterbrochen, rückte dem Mädchen immer näher, ließ sie nicht los, als wollte sie deren Hirn ermüden, daß es keinen Widerstand mehr fände und endlich sich ergeben müsse.

Darüber strich die Zeit hin, es ward dunkel im Zimmer, immer dunkler, bis man endlich die Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden konnte. Und immer redete Cäcilie weiter, immer schwieg die andere.

Endlich sagte Fräulein von Sarryn, indem sie unwillkürlich ängstlich nach ihrer Tasche im Kleide faßte:

— Und . . . und er würde nicht wiederkommen, hören Sie . . . und seine Sachen die . . . die müßte man ihm schicken . . . und und . . . ich weiß ja sehr wohl, daß der Haushalt hier aufgelöst werden müßte, und da ist wohl noch

Miete zu zahlen, und was sonst noch ist . . . sehen Sie, dafür komme ich natürlich auf. Und Sie sollen auch nicht mittellos dastehen . . .

Da unterbrach sie das Mädchen zum ersten Mal, dessen Umrisse man nur noch gerade in der Finsternis erkennen konnte:

— Geld? — Geld, nein — Geld will ich nicht haben . . .

Fräulein von Sarryn beruhigte sie:

— Geld soll es doch nicht sein . . . nur für die erste Zeit und für die Ordnung aller Angelegenheiten, daß er ruhig fortbleiben kann, verstehen Sie . . . Sie sollen es übernehmen — nur . . . nur die Auslagen . . .

Angstvoll schwieg Cäcilie und erwartete die Antwort. Aus dem Dämmer klang ein kurzes:

— Gut, das kann ich annehmen!

Fräulein von Sarryn atmete auf. Eine übermenschliche Freude durchrieselte ihren Körper. Sie war am Ziel. Sie hatte gewonnen. Und in dem überwältigenden Glück, das sie empfand, dem höchsten, das, wie ihr dünkte, dem Menschen beschieden ist, dem Glück, andere zu retten, mußte sie erst ein paar Augenblicke vergehen lassen, ehe sie mit gepreßter Stimme nüchtern sagte:

— Können Sie vielleicht Licht machen, ich will Ihnen ein Papier geben . . .

Bis dann das Zündholz aufflammte, blieb sie mit gefalteten Händen stehen. Sie schickte unbewußt, ohne Worte zu finden, einen Dank zu dem empor, der die Geschicke der Menschen lenkt, der ihr geholfen, das in Banden liegende Schicksal einer Jünglingseele sanft zu entwirren.

Das Licht brannte. Kurz bat Cäcilie um Papier. Das Mädchen holte aus der Ecke, wo er am Boden gelegen, einen Karton Briefpapier, in dem sich noch ein paar Bogen be-

fanden, vierblätterige Kleeblätter in grünem Druck an den Ecken. Davon nahm Fräulein von Sarryn einen und schrieb mit fliegender Hast, während die andere halb nachdenklich, halb beschämt zum Fenster hinaussah, daß sie Fräulein Margot . . . sie ließ den Namen aus . . . eine gewisse Summe schulde, gleichfalls nicht ausgefüllt, — die auf dieses Papier hin von der Landständischen Bank der Oberlausitz in Dresden, der Verwalterin ihres kleinen Vermögens, ausgezahlt werden sollte.

Dann fragte sie:

— Bitte, Ihr Familienname.

— Strasser, Margarethe Strasser.

Nun kam die Geldsumme:

— Wieviel brauchen Sie für Miete, Rechnungen . . .

Das Mädchen schloß ein klein wenig die Lider und maß prüfend die am Tisch Sitzende. Dann sagte sie:

— Das ist schwer zu bestimmen.

— Nun, Sie werden es doch etwa wissen?

Sie blickte Margot nicht an. Die that als rechne sie, und antwortete zögernd, lauernd:

— Ich denke zwölf — nein zwölf und zwei ist vierzehn . . . — sechzehnhundert Mark?

Cäcilie schreckte zusammen, aber sie faßte sich sofort und schrieb — „zweitausend Mark". Dann aber entwarf sie, so schnell sie konnte, ein Papier, daß Margarete Strasser jedem Anspruch entsage. Es war ein phantastischer Wortlaut, wie sie ihn anders bei Eile und Erregung nicht zu stande brachte. Aber es genügte, ihn Ernst zu zeigen.

— Bitte, unterschreiben Sie! — sagte Cäcilie und stand auf. Sie fürchtete, das Mädchen möchte Schwierigkeiten machen. Doch dieses ließ sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf den

leer gewordenen Stuhl nieder, tauchte die Feder ein und setzte langsam mit einer Schrift, wie ein Schulmädchen, ihren Namen darunter. Über die erhöhte Summe verlor sie kein Wort, sondern faltete das Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

Fräulein von Sarryn nahm die Verzichtleistung. Sie konnte sich kaum vor Jubel fassen und drückte das unscheinbare Papier an sich, als enthielte es das Kostbarste, das sie besaß. Dann griff sie nach Schirm und Handschuhen und wollte zur Thür gehen, als sie sich noch besann, sich umwendete und dem Mädchen die Hand entgegenstreckte. Aber als sie auf dem Flur stand, wischte sie in unwillkürlicher Bewegung die Finger an ihrem Kleide ab, als hätten sie etwas Schmutziges berührt.

Die Entreethür fiel hinter ihr zu. Sie blieb auf dem Treppenabsatz stehen und schöpfte Luft. Da meinte sie drinnen in der Wohnung, die sie eben verlassen, etwas zu hören. Sie horchte. Es klang wie ein gezwungenes lautes Lachen. Bei der Bewegung aber war ihr Blick auf Ernsts Visitenkarte gefallen an der Thür. Und mit einem Griff riß sie das Papier ab. Er wohnte nicht mehr hier. Er gehörte wieder ihr.

Dann aber lief sie die Treppe hinab, so eilig sie konnte. Auf der Straße rannte sie nach der falschen Seite, nur von dem einen Gefühl durchdrungen — fort, fort, ganz gleich wohin. Endlich rief sie eine Droschke an, die Schritt, Fahrgäste suchend, hinfuhr. Wieder sah sie nichts von der Straße, sie hatte besseres zu thun: sie dachte daran, wie sie ein ihr anvertrautes Menschenschicksal, das gedroht, in der Irre zu gehen, auf den rechten Weg zurückgeführt hatte.

Mit dem Nachtzuge fuhren die beiden nach Dresden. Ernst ohne Überzieher, wie er war, als hätte er bei einem Schiffbruche nichts gerettet, als das nackte Leben. Sie ließ

ihn nicht in die Wohnung zurück, und wenn er nichts wiederbekäme von allem, was ihm dort gehörte! Was hatte das zu bedeuten gegen seine Seele! Seine Seele, die vielleicht, wie dem alten Mädchen schien, befleckt war vom Hauche einer Dirne, die aber wieder rein werden würde in der Luft des Vaterhauses.

Cäcilie fühlte kein Mitleid mit der Genossin ihres Geschlechts, denn die hatte sich den Geliebten abkaufen lassen, aber auf der langen Eisenbahnfahrt in der Nacht sann sie nach über alles, was ihr dieser entsetzliche Tag gebracht: die Erkenntnis neuer Seiten des Lebens, das Gebot, nicht selbstherrlich auf eine Tugend zu pochen, die nie durch Not, Unbewachtheit, Angriff, auf die Probe gestellt worden, und Mitleid, nicht Strenge gegen solche, die unterlegen.

Sie hatte kein Recht, Richter zu sein. Sie empfand Ernsts Verfehlen genau so, wie das des Mädchens. Aber es war ihr, als könnte etwas nicht in Ordnung sein, in einer Welt, die das zuließ. Und als sie an die Worte dachte, die jenes Wesen von der eigenen Mutter gesprochen, kam unendliche Traurigkeit über sie, und sie fühlte sich inbrünstig dankbar, daß an ihr armen alten Geschöpf solche Kelche verübergegangen waren.

Das unscheinbare Äußere, das der Schöpfer ihr verliehen, war ihr ein Schutzkleid gewesen, ihre Seele rein zu bewahren. Und gerade weil ihr Leben sie dahin geführt, Blicke zu thun auch in die Nachtseiten, meinte sie, sich um so inniger freuen zu können, des Lichtes, das sie umgab. Mehr konnte ihr nicht geschehen, mehr konnte sie nicht erfahren, als was sie erlebt. Sie hatte mit Geburt und Tod, Liebesglück und Leid die Grenzen des Menschenlebens umkreist. Sie fühlte, sie wäre jetzt allem gewachsen gewesen. Sie wollte thätig und

tüchtig sein, für ihre Lieben sorgen in der Not, ihnen beistehen in Ängsten, mit ihnen tragen Leid und mit ihnen lachen, wenn einmal Freude ihnen beschert wurde.

Im Halbdunkel des Wagens, beim leisen Schwanken des Zuges, während die Räder auf den Schienen dumpf rollten, irrten ihre Gedanken, zu allen, die ihr nahe standen. Sie sah sie vor sich stehen, wie in jener ängstlichen Traumesnacht, da sie ihre Grabschrift geschrieben.

Sie fühlte sie geborgen und auf rechten Wegen. Lillis liebreizende Gestalt erschien vor ihr, das Kindchen, das schon gehen konnte, an der Hand. Sie sah Ida im Kreise der Ihren, und in weicher Stimmung, wie sie war, nahm sie sich vor, sobald sie zu Haus wäre, zu thun, was ihr die Nichte nahe gelegt, das sie bisher zu stolz gewesen auszuführen: sich ansagen in Himmelsthür.

Zu stolz? Ihr schien der Gedanke jetzt so unsäglich lächerlich. Es war, als ob alles sich klärte und löste. Und auch Marie, an] die sie mit leisem Bangen dachte — wozu den Kopf hängen lassen? Die sollte den gleichen Weg gehen wie sie, den Weg der — Tante.

Die kleine Cécile stand vor ihr, schlank, biegsam wie eine Gerte. Lilli lächerlich ähnlich. Und doch versprach ihr Gesicht fast noch mehr. Das Mädchen mußte ein Wesen werden, wie es die Natur nur in seltener Laune schuf. Um die war ihr nicht bange. Nur fürchtete sie sich ein wenig vor dem Augenblick wenn auch sie das Haus verließe. Sie würde es verlassen, denn wenn eine geboren schien, den Mann zu beglücken, so mußte es dieses Mägdelein sein. Und sie, die alte Tante wollte schon die Augen aufthun, die Falschen abzuweisen und den rechten helfen, zu erwählen.

Fritz war schon jetzt ein sicherer Mann geworden. Und

dies eine verirrte Schäflein, da drüben, das ihr gegenüber saß? — Hatte sie nicht eben noch zugegriffen, ihm zu helfen — war sie denn zu müde, zu alt, länger ihre Hand über ihm zu halten? War sie nicht dazu geboren, anderen die Steine vom Wege zu räumen, die Dornen zu brechen am Pfad?

Cäcilie war, als hätten daheim sie schon alle verlassen. Es ward einsam und still um sie und im Gedanken daran, ihre Thätigkeit um andere möchte sich mindern, trat in ihren Träumen ein kleiner Rückschlag ein, und leise, süße Traurigkeit senkte sich in der Dämmerung des Wagens über ihre Seele.

Aber da kam ihr ein Gedanke, eine Sehnsucht, die keimend in ihr Gestalt gewann: über ihrer Thätigkeit für den Augenblick, über ihrer Marthasorge hatte sie manches zurückgestellt und versäumt. Sie wollte jetzt schöne Sachen lesen, wollte Musik hören und ins Theater gehen. Einmal ausruhen. Ach, das thät wohl!

Sie reckte sich und gähnte. Sie war müde, müde zum Umfallen. Am liebsten hätte sie sich etwas hingelegt.

Zweifelnd blickte sie sich um, als wagte sie nicht auch für sich einmal etwas zu thun. Ernst schlief, und vorsichtig, ihn nicht zu wecken, zog sie ein wenig ihren Sitz vor, legte sich und streckte sich aus. Sie rückte noch einmal hin und her, ganz bequem lag sie nicht, aber sie hätte wieder aufstehen müssen, und dann wäre ihr Junge schließlich wirklich erwacht.

So blieb sie liegen und schloß die Augen.

Ihr fiel plötzlich ein, daß sie einen Brief von Frau von Brons in der Tasche hatte, den sie noch kurz vor der Abreise nach Berlin erhalten. Die forderte sie auf, doch einem Damenklub beizutreten, dessen Vorsitz sie übernommen, einem Verein zur „Wahrung der vitalsten weiblichen Interessen".

Cäcilie lächelte halb im Schlaf. Dazu hatte sie ja gar keine Zeit. Nein, keine Zeit, denn vorhin ihr Gedanke, sich auszuruhen, war ja doch nur durch die Müdigkeit gekommen. Sie war ja noch viel zu jung dazu! Viel zu jung! Und da kam doch das ganze heranwachsende Geschlecht herauf, Großneffen und Nichten! Die brauchten ebenso eine Tante, wie sie ihre Eltern gebraucht.

Sie sah das Gewimmel um sich. Im halben Traum wurden es mehr und mehr. Wie eine Stammmutter erschien sich das alte Mädchen. Sie standen auf grüner Wiese, und tanzten und lachten um Cäcilie. Und sie mußte ihnen zu essen geben und zu trinken und mußte Bilder erklären und mit ihnen spielen.

Ein Summen klang um sie, ein Kinderlachen, immer im gleichmäßigen Takt, wie die Räder auf den Schienen. Endlich ward es schwächer und schwächer und hörte auf. Die Bilder verblaßten.

Cäcilie schlief. Sie sammelte neue Kraft, ihren Nebenmenschen zu helfen, damit ihr Leben köstlich würde, weil es Mühe und Arbeit gewesen.

Dresden 1898 — München 1901.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Ompteda, Georg von
Title Deutscher Adel um 1900. Vol.6:- Cäcilie von Sarryn,
Vol 2

801.57
LG
056zd